comparativ

ZEITSCHRIFT FÜR GLOBALGESCHICHTE UND
VERGLEICHENDE GESELLSCHAFTSFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrag der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft e. V. (KLG) / European Network in
Universal and Global History (ENIUGH) von
Matthias Middell und Hannes Siegrist

Redaktion

Gerald Diesener (Leipzig), Andreas Eckert (Berlin),
Hartmut Elsenhans (Leipzig), Ulf Engel (Leipzig),
Wolfgang Fach (Leipzig), Eckhardt Fuchs (Braunschweig),
Frank Hadler (Leipzig), Katharina Middell (Leipzig),
Matthias Middell (Leipzig), Hannes Siegrist (Leipzig),
Stefan Troebst (Leipzig), Michael Zeuske (Köln)

Anschrift der Redaktion

Global and European Studies Institute
Universität Leipzig
Emil-Fuchs-Str. 1
D – 04105 Leipzig

Tel.: +49 / (0)341 / 97 30 230
Fax.: +49 / (0)341 / 960 52 61
E-Mail: comparativ@uni-leipzig.de
Internet: www.uni-leipzig.de/zhs/comp/

Redaktionssekretärin: Katja Naumann
(knaumann@uni-leipzig.de)

Comparativ erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von jeweils ca. 140 Seiten. Einzelheft: 12.00 €; Doppelheft 22.00€; Jahresabonnement 50.00 €; ermäßigtes Abonnement 25.00 €. Für Mitglieder der KLG / ENIUGH ist das Abonnement im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Zuschriften und Manuskripte senden Sie bitte an die Redaktion. Bestellungen richten Sie an den Buchhandel oder direkt an den Verlag. Ein Bestellformular finden Sie unter: http://www.uni-leipzig.de/zhs/comp/

Wissenschaftlicher Beirat

Gareth Austin (London), Carlo Marco Belfanti (Brescia), Jerry Bentley (Honolulu), Ida Blom (Bergen), Christophe Charle (Paris), Catherine Coquery-Vidrovitch (Paris), Michel Espagne (Paris), Etienne François (Paris / Berlin), Michael Geyer (Chicago), Alberto Gil Novales (Madrid), Giovanni Gozzini (Siena), Regina Grafe (Evanston / Chicago), Margarete Grandner (Wien), Frank Hadler (Leipzig), Michael Harbsmeier (Roskilde), Heinz-Gerhard Haupt (Florenz), Stefan Houpt (Madrid), Miroslav Hroch (Prag), Konrad H. Jarausch (Chapel Hill / Potsdam), Hartmut Kaelble (Berlin), Wolfgang Küttler (Berlin), Marcel van der Linden (Amsterdam), Hans-Jürgen Lüsebrink (Saarbrücken), Barbara Lüthi (Basel), Attila Melegh (Budapest), Alexey Miller (Moskau / Budapest), Patrick O'Brien (London), Diego Olstein (Jerusalem), Horst Pietschmann (Hamburg), Ljudmila A. Pimenova (Moskau), Lluis Roura y Aulinas (Barcelona), Jürgen Schriewer (Berlin), Hagen Schulz-Forberg (Aarhus), Alessandro Stanziani (Paris), Edoardo Tortarolo (Turin), Eric Vanhaute (Gent), Peer Vries (Wien), Susan Zimmermann (Budapest)

Leipziger Universitätsverlag GmbH
Oststraße 41
D – 04317 Leipzig
Tel. / Fax: +49 / (0)341 / 990 04 40
info@univerlag-leipzig.de
www.univerlag-leipzig.de

Verflochtene Geschichten: Ostmitteleuropa

Herausgegeben von Frank Hadler und Matthias Middell

Leipziger Universitätsverlag

Comparativ.
Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung / hrsg. von Matthias Middell und Hannes Siegrist – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl.
ISSN 0940-3566
Jg. 20, H. 1 / 2. Verflochtene Geschichten: Ostmitteleuropa – 2010

Verflochtene Geschichten: Ostmitteleuropa. Hrsg. von Frank Hadler und Matthias Middell – Leipzig: Leipziger Univ.-Verl., 2010
(Comparativ; Jg. 20, H. 1 / 2)
ISBN 978-3-86583-487-4

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2010
Comparativ.
Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) 1 / 2
ISSN 0940-3566
ISBN 978-3-86583-487-4

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

Frank Hadler / Matthias Middell
Auf dem Weg zu einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas 8

Nikolaus Wolf
1918 als Zäsur? Die wirtschaftliche Entwicklung und die Periodisierung der neueren Geschichte Ostmitteleuropas 30

Maria Hidvegi
Rückkehr auf den Weltmarkt – Zwei ungarische Unternehmen in der Weltelektroindustrie nach dem Ersten Weltkrieg 53

Bernhard Struck
Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg als Problem von Periodisierung und Territorialisierung in einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas 81

Steffi Marung
Zivilisierungsmissionen *à la polonaise*: Polen, Europa und der Osten 100

Sarah Lemmen
Globale Selbst- und Fremdverortungen auf Reisen. Tschechische Positionierungsstrategien vor und nach 1918 124

Mathias Mesenhöller
Migration als Transnationale Geschichte. Ostmitteleuropa um den Ersten Weltkrieg 144

Adam Walaszek
Von „Polen in Amerika" zu „Amerikanern polnischer Herkunft". Migration, Diaspora und ethnische Imaginationen 1870–1930 164

Katja Naumann
Mitreden über Weltgeschichte – die Beteiligung polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Historiker an der UNESCO-Scientific and Cultural History of Mankind (1952–1969) 186

Buchbesprechungen

John Adamson (Hrsg.): The English Civil War. Conflict and Contexts, 1640–49, Basingstoke 2009
Roland Ludwig 227

William Beik: A Social and Cultural History of Early Modern France, Cambridge 2009
Guido Braun 231

Christian Büschges (Hrsg.): Die Ethnisierung des Politischen. Identitätspolitiken in Lateinamerika, Asien und den USA, Frankfurt am Main 2007
Carla Schraml 234

Philip Graf: Die Bernheim Petition 1933. Jüdische Politik in der Zwischenkriegszeit, Göttingen 2008
Natan Sznaider 238

Holger Stoecker: Afrikawissenschaften in Berlin von 1919 bis 1945. Zur Geschichte und Topographie eines wissenschaftlichen Netzwerkes, Stuttgart 2008
Katja Geisenhainer 240

Johannes Hürter / Jürgen Zarusky (Hrsg.): Besatzung, Kollaboration, Holocaust. Neue Studien zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, München 2008
Klaus-Peter Friedrich 245

Andrea Franc: Wie die Schweiz zur Schokolade kam. Der Kakaohandel der Basler Handelsgesellschaft mit der Kolonie Goldküste (1893–1960), Basel 2008
Angelika Epple 248

Angelika Lampen / Armin Owzar (Hrsg.): Schrumpfende Städte. Ein Phänomen zwischen Antike und Moderne, Köln 2008
Anne Brandl 252

Andreas Gebesmair: Die Fabrikation globaler Vielfalt. Struktur und Logik der transnationalen Popmusikindustrie, Bielefeld 2008
Gunnar Otte 255

Michael Gehler, Wolfram Kaiser, Brigitte Leucht (Hrsg.): Netzwerke im Europäischen Mehrebenensystem. Von 1945 bis zur Gegenwart, Wien 2009
Marcel Berlinghoff 259

Sebastian Conrad / Andreas Eckert / Ulrike Freitag (Hrsg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt am Main 2007
Torsten Loschke 262

Autorinnen und Autoren 266

Auf dem Weg zu einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas

Frank Hadler / Matthias Middell

Entangled histories – verflochtene Geschichten: der vor einigen Jahren besonders im Kontext einer postkolonial gewendeten Imperialgeschichte vorgeschlagene Terminus[1] beschreibt eine ganze Klasse von Zugängen, die gegenwärtig in der Geschichtswissenschaft ausprobiert werden. Die einen sprechen von transnationaler Geschichte[2], andere plädieren für die Untersuchungen von Inter- und Transkulturalität[3] bzw. von cultural encounters[4] oder von Kulturtransfers[5], während die dritten unter Verweis auf die Unterschiedlichkeit von Prozessen des nation-building und die Essentialisierungsgefahr, die dem Kultur-Begriff innewohnt, sich für eine Konzentration auf Translokalität aussprechen.[6] Eine noch längst nicht abgeschlossene Methoden- und Theoriediskussion erbringt

1 S. Randeria, Entangled Histories of Uneven Modernities: Civil Society, Caste Solidarities, and the Post-Colonial State in India in: Y. Elkana (Hrsg.): Unraveling Ties. Frankfurt a. M./New York 2001.

2 K. K. Patel, Überlegungen zur transnationalen Geschichte, Berlin 2004.

3 H.-J. Lüsebrink, Le multiculturalisme au XVIIIe siècle : Questionnements théoriques et mises en perspectives historiques, in: U. Haskins Gonthier/ A. Sandrier (Hrsg.), Multilinguisme et multiculturalité dans l'Europe des Lumières, Paris 2007, S. 13-24.

4 J. Bentley, Old World Encounters: Cross-Cultural Contacts and Exchanges in Pre-Modern Times, New York 1993; mit Herbert F. Ziegler: Traditions and Encounters: A Global Perspective on the Past, Boston 2000.

5 Der umfassendste Überblick zu diesem weiten Forschungsgebiet findet sich bei M. Espagne, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999; zudem: M. Middell, Kulturtransfer und Historische Komparatistik – Thesen zu ihrem Verhältnis, in: M. Middell (Hrsg.), Vergleich und Kulturtransfer, Leipzig 2000, S. 7- 41; H. Siegrist, Comparative History of Cultures and Societies. From Cross-Societal Analysis to the Study of Inter-Cultural Interdependencies, in: Comparative Education 42 (2006), S. 377-404; H. Kaelble/ J. Schriewer (Hrsg.), Vergleich und Transfer. Komparatistik in den Sozial-, Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M./ New York 2003.

6 U. Freitag, Translokalität als ein Zugang zur Geschichte globaler Verflechtungen (2005), http://geschichte-transnational.clio-Online.net/transnat.asp?type=diskussionen&id=879&view=pdf&pn=forum. Printversion in: M. Middell (Hrsg.), Transnationale Geschichte als transnationale Praxis, Berlin/ Leipzig 2010.

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 8–29.

vielfältige Anregungen[7] und lädt zum Testen neuer Forschungsstrategien ein. Es scheint uns, wie vielen anderen, die sich in dieser Debatte engagieren, besonders wichtig, diesen experimentellen Charakter zu betonen, statt dem Bedürfnis nach klaren und vor allem abgrenzenden Definitionen nachzugeben, die für antragspolitisch nützliches Labeling hilfreich sein mögen, weil sie den Eindruck erwecken, jemand hätte etwas ganz Neues erfunden, aber auch zugleich eine falsche Sicherheit vorspiegeln, der Gegenstand sei vor den Mühen empirischer Untersuchung bereits trennscharf zu erfassen.

Tatsächlich gewährt die Musterung der inzwischen erschienenen Literatur zu den transnationalen, transkulturellen und translokalen Geschichten Einsichten in viele interessante Vorschläge, die sich gegenseitig nicht ausschließen, sondern in einer Art kollektivem Lernprozess Werkzeuge bereitstellen, mit denen man die neu entdeckte Perspektive erschließen kann. Gerade diese Vielstimmigkeit ist eine Stärke der Debatte, denn auf diese Weise werden ganz unterschiedliche Wissensbestände zu einzelnen Weltregionen und unterschiedlichen historischen Epochen mobilisiert, die zu überschauen selbst Heroen des *fast reading* überfordern dürfte.[8] Ein abgezirkelter Kanon lässt sich deshalb auch schwerlich ableiten. Die genervte Nachfrage, wo denn die Rezeptur für das optimale Vorgehen in Bezug auf eine transnationale Geschichte nachzulesen sei – angesichts der Prominenz, die Globales und Transnationales in der Gegenwartsanalyse innerhalb kürzester Zeit gewonnen haben, ein verständlicher, aber nichtsdestotrotz unerfüllbarer Wunsch – steht dem intellektuellen Vergnügen am Ausprobieren neuer Fragestellungen und neuer Vorgehensweisen gegenüber.

Trotz beeindruckender Bücher, die einzelne Länder oder Regionen bzw. einzelne historische Perioden in solch einem transnationalen Licht betrachten, ist der Ertrag doch noch zu gering, um schon auf Verallgemeinerung zu drängen. Vielmehr stellten sich mit jedem Territorium, das nicht länger als isolierter Container, sondern als verflochtene Entität beobachtet wird, neue Fragen, ob und wie sich die vielen Geschichten der materiellen und intellektuellen Verknüpfungen zu einem Konzept verbinden lassen.

Die Leipziger Projektgruppe „Ostmitteleuropa Transnational" am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) arbeitet seit 2006 mit verschiedenen Studien an dieser Frage für die Region zwischen Ostsee und Adria, eine Region, die im Schnittfeld verschiedener imperialer Projekte lag und unterschiedlichen Nationalisierungsstrategien ausgesetzt war.[9]

7 Die obige Liste der Begriffsvorschläge ergänzen etwa: S. Subrahmanyam, Connected Histories: Notes toward a Reconfiguration of Early Modern Eurasia, in: Modern Asia Studies 31 (1997), S. 735-762 und M. Werner/ B. Zimmermann, Beyond Comparison: Histoire Croisée and the Challenge of Reflexivity, in History and Theory 45 (2006), S. 30-50.

8 Eindrucksvoll die Vielzahl der Zugänge und behandelten Gegenstände in: A. Iriye/ P.-Y. Saunier (Hrsg.), The Palgrave dictionary of transnational history. Basingstoke 2009.

9 Eine erste Projektskizze der Leipziger Projektgruppe findet sich in: F. Böllmann u.a. (Hrsg.), Intellectual and Cultural Change in Central and Eastern Europe, Frankfurt a. M. 2007, S. 145-161.

Ausgangsüberlegungen

Zunächst zum Raumverständnis: Bereits seit den 1970er Jahren, zunehmend seit den 1990er Jahren lässt sich eine verstärkte Übernahme von Analysekategorien und Forschungsstrategien aus der Human- und Kulturgeographie in die Geschichtswissenschaft beobachten.[10] Gemeinsam ist ihnen das Leitmotiv, dass der Raum kein wirkungsloses Gefäß sozialen Handelns ist, sondern als beeinflussender Faktor eine vertiefte Untersuchung verdient. Das bedeutet, dass wir verstärkt nach relevanten räumlichen Formen in einer Gesellschaft oder Kultur Ausschau halten müssen, durch die sich soziale Akteure in Abgrenzung zu anderen konstituieren und ihr Handeln strukturieren können. Die daraus entstehenden räumlichen Referenzen und Semantiken spielen zugleich eine erhebliche Rolle in der Herausbildung und Befestigung von Identifikation, ihre Krise und ihr Wandel führen zu neuen Identifikationsdispositionen. Territorialität bildet gleichzeitig das Ergebnis und den Rahmen von zwischenmenschlichen Interaktionen und Interaktionen zwischen Mensch und Natur. Historiker haben damit begonnen, die Herausforderungen durch die Geographen ernst zu nehmen und die neuen Ansätze, die historischen Wandel vor dem Hintergrund bestimmter räumlicher Formen betrachten, in ein konzeptuelles Bezugssystem zu integrieren – und beziehen dieses ebenso in die historische Darstellung/Erzählung von Herrschaft und Macht wie in die von Widerstand und alternativen Modellen ein.[11]

In die empirische Forschung übersetzt bedeutet dass, historische wie gegenwärtige Räume als Ergebnis sozialen Handelns, sprich als Resultate von De- und Re-Territorialisierungsprozessen zu begreifen. Damit ist eine Absage an alle jene Modelle erteilt, die Raum als Container, mithin als geschlossene, daher eindeutig abgrenzbare und weitgehend unveränderliche Einheit ansehen, gleichermaßen wie wir eine distanzierte Haltung zu all jenen Vorstellungen einnehmen, die von hierarchisch aufgebauten Raumordnungen ausgehen.[12]

Mit einer solchen Setzung wird auch „Ostmitteleuropa" zu einem Konstrukt, umso mehr als es diese Region weder als Staat noch als Staatenzusammenschluss je gegeben; womit nicht in Abrede gestellt ist, dass das Konstrukt verschiedentlich als so wirkmächtig erwiesen hat, dass es weit über den Charakter einer Residualkategorie zur Bezeichnung eines Zwischenraumes hinausreicht. Aus dem Argument langwirkender historischer Strukturähnlichkeiten, die sich bis in spätes Mittelalter und die frühe Neuzeit zurückverfolgen ließen, und gemeinsamen Leidens unter sowjetischer Hegemonie nach 1945, aus dem

10 Jörg Döring / Tristan Thielmann, eds., Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008; Barney Warf / Santa Arias (eds.), The Spatial Turn. Interdisciplinary Perspectives, London 2008.

11 Vgl. J. Osterhammel, Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: Neue Politische Literatur 43 (1998), S. 374-397; K. Schögel, Im Raume lesen wir die Zeit, München 2003; M. Middell, Die konstruktivistische Wende, der spatial turn und das Interesse für die Globalisierung in der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft, in: Geographische Zeitschrift 93 (2006) 1, S. 33-44.

12 M. W. Lewis / K. E. Wigen, The Myth of the Continents. A Critique of Metageography, Berkeley 1997, S. Gruzinski, La pensée métissage, Paris 1999.

der Umbruch von 1989 befreit hat, erwuchs die gemeinsame EU-Beitrittsperspektive mit dem Datum 2004. Die im Vorfeld gehegten Hoffnungen, die Visegrád-Staaten würden zu alter Strukturähnlichkeit zurückfinden und sich deshalb beim Tauglichkeitsnachweis für den acquis communautaire leichter handhaben lassen, erwiesen sich jedoch als zu hochfliegend, und Donald Rumsfields längst verhallter Misston vom „neuen Europa" weckte auch in Westeuropa neue Lust auf differenziertere Wahrnehmung.

Wenn wir auf die methodischen Einsichten über den sozialen Charakter der Kategorie Raum zurückgreifen und die Kritik an dem Argument eines strukturellen Zusammenhanges der Region ernst nehm, dann kann der der Begriff Ostmitteleuropa lediglich als Orientierung in räumlicher Hinsicht dienen, nicht als die Markierung eines mehr oder weniger abgrenzbaren Gebietes (in klassischer Manier die Länder Polen, Ungarn und die Tschechoslowakei umfassend). Dies nimmt zugleich den Gedanken auf, dass die verschiedenen Dimensionen des Raumes (vom politischen über den Wirtschafts- bis zum imaginierten Raum, vom Raum, der durch administratives Handeln entsteht, bis zum Raum, der durch individuelles Alltagshandeln errichtet wird) keineswegs deckungsgleich sein müssen. In einer solchen Perspektive rückt jedenfalls das „Raummachen" in den Vordergrund und mit ihm seine Akteure und die Menschen, für die dieses jeweilige Raummachen Relevanz hat, weil es ihre Lebensführung in der einen oder anderen Weise beeinflusst. Folglich verlassen die fünf Projekte unserer Forschungsgruppe im Vorfeld festgesetzte Raumbezüge, sei es der Bezug auf einen zusammengehörigen Raum Ostmitteleuropa noch auf die einzelnen Nationalstaaten als ausschließlicher Referenzrahmen. Stattdessen wird ausgeleuchtet, wie konkrete Akteure aus ihren eigenen Verortungen und den Raumbezügen ihres Handelns etwas wie „Ostmitteleuropa" rekonstruieren. Wir gehen davon aus, dass sich ein solches Vorgehen am besten eignet, den Fallstricken von Essentialisierungen zu entgehen ohne die Frage nach einer möglichen Charakteristik Ostmitteleuropas (im Vergleich zu anderen Regionen der Welt) aufzugeben.

Hinsichtlich der Verzeitlichung des Problems der Transnationalisierung liegen verschiedene Vorstellungen vor. Während Autoren wie Ian Tyrell[13] oder Thomas Bender[14] wie selbstverständlich davon ausgehen, dass die mit dem Begriff der Transnationalisierung beschriebene Transzendenz nationalstaatlicher Grenzen (oder der Grenzen einer sich als nationale Gemeinschaft konstituierenden Bevölkerung) lange vor der Gegenwart eingesetzt hat und die Nationalisierung von Gesellschaften seit deren Beginn begleitet, dominiert in den Sozialwissenschaften nach wie vor ein Trend, die Transnationalisierung erst mit dem für die jüngere Vergangenheit postulierten Bedeutungsverlust des Nationalstaats anzusetzen.[15]

13 I. Tyrell, Transnational Nation. United States History in Global Perspective since 1789. New York 2007.

14 T. Bender (Hrsg.), Rethinking American History in a Global Age, Berkeley 2002.

15 Als prominente Beispiele sei nur verwiesen auf Ulrich Beck (Was ist Globalisierung?, Frankfurt a. M. 1994, S. 46 und öfter), der allerdings auf Ähnlichkeiten zwischen postnationaler Globalisierung und vormoderner Durchlässigkeit von Grenzen hinweist; während L. Pries, Die Transnationalisierung der sozialen Welt. Sozialräume jenseits von Nationalgesellschaften, Frankfurt a.. M. 2008 seine Analyse ganz auf die Gegenwart konzentriert. Gerade im

Wir bevorzugen stattdessen eine Konzeption von transnationaler Geschichte, die sich nicht auf die Zeit nach 1970 konzentriert und damit nicht ein Zeitalter der Nationalisierung von einem Zeitalter der Transnationalisierung scharf abgrenzt. Wir beobachten vielmehr, wie Nationalisierung und Transnationalisierung ineinander greifen und langsam eine neue Ordnung der räumlichen Referenzen hervortritt, die den transnationalen Flüssen eine größere Bedeutung zuschreibt und nach einer neuen Form der Kontrolle und Steuerung dieser gegenüber dem Nationalstaat sucht. Wir haben dafür an anderer Stelle den Begriff der Territorialisierungsregimes vorgeschlagen[16], in Auseinandersetzung mit der von Charles Maier entwickelten Analysekategorie „Territorialitätsregime", die dem Versuch entspringt, den Nationalstaat und nationalisierte Gesellschaften zu historisieren.[17] Denn bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass Maiers Überlegungen auf die Durchsetzung des Nationalstaates fokussiert sind und Alternativen in der Organisation von Raum und Grenze eher ausblenden als analytisch mit erfassen.[18] Demgegenüber hat die Kategorie „Territorialisierungsregimes" den Vorzug, nicht die Prioritäten zwischen verschiedenen Raumreferenzen zu reproduzieren, die die jeweiligen Zeitgenossen sahen, sondern den Prozess der Hierarchisierung zwischen einzelnen Raumebenen (am bekanntesten die Zentralstellung des Nationalen) analytisch zu erfassen, also eine Beobachtung zweiter Ordnung gegenüber der Verräumlichung sozialen Handelns zu unternehmen. Zugleich wird der historische Variantenreichtum der Anordnung von verschiedenen Raumreferenzen wieder sichtbar. Schließlich ist Territorialität nach dem Muster westeuropäischer Nationalstaaten eine – weltgeschichtlich betrachtet wahrscheinlich ebenso einflussreiche wie in ihrem Vorkommen marginale – Variante unter vielen, die Verhältnisse von Lokalem, Regionalem, evtl. Nationalem, Translokalem und Trans- sowie Internationalem zu ordnen. Territorialität steht neben netzwerkförmigen Organisationsformen, homogenisierter Raum steht neben heterogen durchherrschtem.

Die Suche nach einer effektiven Organisation von Territorialität beginnt nicht erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und ist nicht mit irgendeinem Absterben des Nationalstaats verbunden, wie das in den Diagnosen oder Prognosen der späten 1990er Jahre häufig zu lesen war. Vielmehr war seit dem späten 18. / frühen 19. Jahrhundert, die Kontrolle transnationaler Flüsse mit zu bewältigen und dort, wo der Nationalstaat bei

Bereich der Migrationsforschung stehen sich historische Ansätze und solche, die einen qualitativen Wandel für die 1990er Jahre und den Beginn des 21. Jahrhundert behaupten, mehr oder minder schroff gegenüber.

16 Matthias Middell / Katja Naumann, Global History and the Spatial Turn. From the Impact of Area Studies to the Study of Critical Junctures of Globalisation, in: Journal of Global History 5 (2010), S. 149-170. (doi:10.1017/S1740022809990362)

17 C. S. Maier, Consigning the 20th Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era, in: American Historical Review 105 (2000), S. 807-831; ders.: Transformations of Territoriality, 1600-2000, in: G. Budde/ S. Conrad/O. Janz (Hrsg.), Transnational Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen 2006, S. 32-56

18 Dies haben vor allem jene Autoren betont, die sich mit imperialen Ordnungen und Formen von Transnationalität befassen und die für lange Zeit unbestrittene Annahme hinterfragen, dass eine direkte Abfolge imperialer und nationaler Formen der Organisation von Gesellschaften die einzig mögliche Variante sei: J. W. Esherick / H. Kayali / E. Van Youn (Hrsg.), Empire to Nation. Historical Perspectives on the Making of the Modern World, Lanham 2006.

dieser Aufgabe an seine Grenzen stieß, eine Ergänzung – etwa um internationale Organisationen – zu schaffen.

Insbesondere die globale Krise in der Mitte des 19. Jahrhunderts brachte grundlegende sozialen und politischen Transformationsprozesse in allen Teilen der Welt hervor und zwang in der Folge alle Gesellschaften dazu, sich auf Weltmärkten, durch Informationsaustausch und Kommunikationssysteme, in Migrationsregimen und durch internationale Organisationen, welche die Regeln für ein transnationales Handeln festlegten, in globale Bezugssysteme zu integrieren. Sie konnten versuchen, das Spiel nach eigenen Regeln zu spielen, und einige besaßen die Stärke, dies wenigstens teilweise zu tun, während wiederum andere versucht haben, sich dieser Vernetzung zu entziehen, indem sie deren Einflüsse durch die Errichtung von Staatsmonopolen im Außenhandel, die Kontrolle von Immigration und Emigration, die Zensur eingehender Nachrichten oder die Abkopplung von internationalen Gesetzen zurückzudrängen versuchen. Schaut man jedoch auf die Geschichte seit Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, zeigt sich, dass sowohl die Versuche, das gesamte globale System beherrschen zu wollen, als auch die Strategien der Abkopplung von der globalen Zirkulation gescheitert sind. Und das fordert dazu auf, für konkrete Orte und spezifische Zeiträume nachzuzeichnen, wie kulturelles, soziale und wirtschaftliches Handeln im Kontext eines globalen Zusammenhangs bei gleichzeitigem Streben nach der Bewahrung von Autonomie und Souveränität organisiert wurde. Dafür gilt es nicht allein den Prozess der Entgrenzung in den Blick zu nehmen, sondern die verschiedenen Ebenen einer Dialektik von Abschließung und Vernetzung zu untersuchen. Während es im wirtschaftlichen Bereich vor allem um die Dialektik zwischen der Expansion zur Erschließung neuer Märkte und dem Aufbau von Schranken um die bereits besetzten Marktanteile herum geht, ist es in der Politik vor allem das widersprüchliche Bewegen zwischen festgefügten politischen Einheiten (entweder in Form von Staaten oder Regionen) auf der einen Seite und der Einfügung in weitreichendere Bündnisse, Koalitionen und supranationale Organisationen auf der anderen Seite. Auf der kulturellen Ebene lässt sich wiederum eine unübersichtliche Mischung verschiedener Identitätskonzepte und anhaltende Lernprozesse mit Hilfe von kulturellen Transfers beobachten, durch die Gemeinschaften in intellektuellen Kontakt mit anderen treten.

In Bezug auf die Chancen einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas lassen sich gegenwärtig zwei Positionen beobachten.

Die einen argumentieren, dass im Falle Ostmitteleuropas die Zeit für eine transnationale Geschichte noch gar nicht gekommen sei, diese Gesellschaften bedürften zunächst der Konsolidierung und Wiederaneignung ihrer nationalen Geschichte, dies sei ein Element der Befreiung von jahrzehnte-, wenn nicht jahrhundertelanger Bevormundung durch imperiale Strukturen, die ihre Zentren in Wien, Moskau oder Petersburg hatten. In dieser Perspektive ist eine transnationale Geschichte nicht nur politisch gegenwärtig inopportun, sondern es gibt auch für sie relativ wenige empirische Anhaltspunkte, denn Ostmitteleuropa sei noch gar nicht in das Zeitalter seiner Transnationalisierung eingetreten oder beginne gerade erst innerhalb der Europäischen Union eine solche transnationale Öffnung zu vollziehen.

Dieser skeptischen Perspektive steht eine, wie wir meinen, überoptimistische Sichtweise gegenüber, die sagt, es bedürfe eigentlich keiner transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas, denn diese Geschichte sei schon immer transnational gewesen. Das habe mit dem multiethnischen Charakter des Habsburger Reiches oder mit den vielfältigen Verflechtungen der ostmitteleuropäischen Staaten mit ihren Nachbarstaaten zu tun. Ostmitteleuropa sei jener Raum in Europa gewesen, der immer stärker als andere Teile des Kontinents durch Völkerbewegung gekennzeichnet war und die Zirkulation der Ideen, die Ostmitteleuropa beeinflusst haben, sei besonders hoch gewesen, denn diese Region habe weniger auf ihrer Eigenständigkeit und Originalität bestanden, sondern sei vielmehr Kreuzungspunkt sehr verschiedener Einflüsse gewesen.[19]

Natürlich gibt es dafür (wie auch für die gegenteilige Auffassung) Anhaltspunkte in der Realgeschichte und in der Historiographie. Es ist aber doch erstaunlich, wie gut sich diese Geschichte einer schon immer existierenden Transnationalität Ostmitteleuropas mit dem seltsamen Paradigma einer Rückständigkeit, einer fehlenden Eigenständigkeit oder der ungenügenden Befestigung einer soliden nationalen Identität verbinden lässt.

Wir lesen beide Positionen jedenfalls als eine Bekräftigung, Ostmitteleuropa als einen besonders interessanten Fall der Verflechtungsgeschichte zu betrachten. Mit dem Verweis auf die im Vergleich zu Westeuropa „verspätete" Nationalstaatsbildung ist dies fraglos bereits früher argumentiert worden.

Dabei konzentrierte man sich einerseits auf die Verflechtungen zwischen einzelnen Territorialeinheiten innerhalb der Region, die teilweise als Bezüge zwischen imperialem Zentrum und Peripherie betrachtet wurden, teilweise als (proto)nationale Bewegungen, die noch keine eindeutige territoriale Bindung vorweisen konnten.[20] Hinzu trat die von Dan Diner und anderen hervorgehobene transnationale Qualität des ost(mittel)europäischen Judentums.[21] Andererseits beschäftigt die Frage nach der Zugehörigkeit der Ostmitteleuropäer zu Europa sowohl die Intellektuellen aus Prag, Krakau, Budapest usw. als auch ihre Kolleginnen und Kollegen aus Westeuropa. Seit auf dem europäischen Kontinent die Idee des historischen Fortschritts in einer Weise verräumlicht worden ist, die dem Osten den Part einer je nach Lesart definitiven oder relativen Rückständigkeit zuweist,[22]

19 Das Fehlen von „tatsächlich (und nicht nur in der Programmatik ihrer Einleitungen) ‚transnational' und auf der Höhe der neueren Forschungsdiskurse ausgeführter Darstellungen zur historischen Entwicklung einzelner ostmitteleuropäischer Geschichtsregionen" diagnostizierte E. Mühle in einem Literaturbericht zur Geschichte Ostmitteleuropas, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jg. 52 (2001), S. 57.

20 So in der Kollektivsynthese J. Kłoczowski (Hrsg.), Historia Europy Środkowo-Wschodniej, 2 Bde, Lublin 2000. Eine französische Version in einem Band erschien 2004 in Paris unter dem Titel „Histoire de l'Europe de Centre-Est" in der Reihe Novelle Clio. Auch das jüngst als Oldenbourg Grundriss der Geschichte erschienene Syntheseangebot von J. v. Puttkamer, Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, München 2010, weist in diese Richtung.

21 D. Diner (Hrsg.), Synchrone Welten. Zeitenräume jüdischer Geschichte. Göttingen 2005.

22 R. Petri / H. Siegrist (Hrsg.), Probleme und Perspektiven der Europa-Historiographie, Leipzig 2004 (=Comparativ 14 [2004] 3); L. Wolff, Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment, Stanford 1994; H. Lemberg, Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden" zum „Osten" Europas, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 33 (1985), S. 48-91. Das dies keineswegs eine „natürliche" Anordnung war, zeigt Bernhard Struck für das 18. Jh. in: B. Struck, Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender, 1750–1850, Göttingen 2006.

hat diese Konstellation ganz unterschiedliche Vorstellungen über die Verflochtenheit des östlichen mit dem westlichen Europa hervor getrieben: von der Denkfigur eines dauerhaften Kulturgefälles und entsprechender Abhängigkeit von einem Ideenfluss nach Osten über das Modell einer auf Dauer gestellten Zugehörigkeitssehnsucht, die aus den „edlen Wilden" die „besseren Europäer" werden ließ, bis zur Akzeptanz multipler Modernitäten, die Interaktion und Originalität im Gleichgewicht zu halten versucht. Über diese Varianten ist viel und Kenntnisreiches veröffentlicht worden, seltener wird erwähnt, dass die Fixierung auf die Frage nach dem Verhältnis von Ost und West in Europa so viel Energie verbraucht, dass für die Bezüge zum „Rest der Welt" nur geringe Aufmerksamkeit verbleibt und insonderheit dem Osten des Kontinents ein narzisstischer Eurozentrismus zugestanden wird.

Unser Projekt schreibt sich also in eine sehr breit angelegte Bewegung zur stärkeren Berücksichtigung transnationaler Geschichte ein und weist darin doch eine Besonderheit auf. Die meisten Arbeiten zur transnationalen Geschichte sind gegenwärtig auf Westeuropa und die USA konzentriert, in manchem verbinden sie sich auch mit postkolonialen Fragestellungen zu Asien und Afrika, etwa in dem Bemühen überholte Varianten der Modernisierungstheorie überwinden.[23] Ostmitteleuropa taucht dagegen in vielen Weltgeschichten gar nicht oder nur ganz am Rande auf, und die jüngste Konjunktur der Globalgeschichte findet vergleichsweise vorsichtige Resonanz in Ostmitteleuropa, als gelte es zunächst die europäische Frage zu klären, ehe man sich globalen Prioritäten zuwenden kann.[24] Das fundiert die Tatsache, dass bislang die Transnationalität der Region bislang nicht in Hinblick und als Ergebnis ihrer globalen Eingebundenheit untersucht wurde. Gerade solch eine Perspektive gestattet es aber, die eingangs skizzierte strukturgeschichtliche Konturierung Ostmitteleuropas aufzubrechen und stattdessen im vergleichenden Blick auf andere Weltregionen ihrer eigene Transnationalität gewahr zu werden.

Dies impliziert die genauere Betrachtung eines vergleichenden Vorgehens. Wir schließen uns dabei jenen Positionen in der Debatte über transnationale Geschichte an, die einer konfrontativen Komparatistik als alleinigen Zugriff skeptisch gegenüberstehen.

Es besteht kein Zweifel, dass der Vergleich sowohl ein hohes Ansehen als auch eine lange Tradition besitzt und ein wesentliches Instrument ist, um kulturelle Unterschiede und Distanzen zu Anderen abzumessen.[25] Die besondere Stärke des Vergleichs liegt darin,

23 M. Seigel, Beyond Compare. Comparative Method after the Transnational Turn, in: Radical History Review 91 (2005), S. 62-90.

24 Dass diese Position einerseits Tradition hat, andererseits aber keineswegs einfach nur die Fortschreibung älterer historiographischer Trends ist, zeigt der Beitrag von Katja Naumann in diesem Heft eindrucksvoll und detailliert.

25 H.-G. Haupt / J. Kocka (Hrsg.), Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung, Frankfurt a. M. / New York 1996. Um 1900, einer Zeit der steigenden Attraktivität der sogenannten „harten Wissenschaften", galt der Vergleich einziges ernstzunehmendes Gegenstück zum naturwissenschaftlichen Laborversuch und wurde alsbald zu einem „Königsweg innerhalb der Humanwissenschaften". Für eine kritische Auseinandersetzung mit dieser Argumentation im Verlauf des 20. Jahrhunderts vgl. T. Welskopp, Stolpersteine auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte, in: Archiv für Sozialgeschichte 35 (1995), S. 339-367.

dass er einzelne Untersuchungsfälle und Dimensionen historischer Prozesse isoliert voneinander betrachtet, um gültige Aussagen/Erklärungen treffen zu können. An den Debatten der letzten zwei Jahrzehnte wurde jedoch deutlich, dass er seine Untersuchungsgegenstände viel mehr selbst konstruiert, als sie als objektive Gegebenheiten vorzufinden.[26] So trug der Vergleich von Daten aus nationalen Statistikinstituten nicht nur dazu dabei, Differenzen zwischen Staaten und Gesellschaften auszuloten, sondern hob deren nationalen Charakter hervor, ohne hinreichende analytische Kontrolle, ob die untersuchten Phänomene auf nationaler Ebene Relevanz besitzen. Vergleichende Geschichte hat insofern oftmals die Konstruktion der Nation unterstützt, indem sie deren Existenz in Form nationaler Pfadabhängigkeiten und sogar sogenannter Sonderwege in Richtung Moderne behauptet oder „belegt" hat. Mit dieser Kritik ist der Vergleich für die transnationale Geschichtsschreibung keineswegs zu einem Relikt geworden. Er bleibt auch weiterhin ein wichtiges Instrument für das Verstehen von Welt und unsere Orientierung darin, zumal die die enge Verbindung zwischen vergleichender Geschichte und Nationalstaat, die maßgeblich durch den Einfluss der Sozial- auf die Geschichtswissenschaften in den 1960er bis 1980er Jahren herbeigeführt wurde, keine notwendige ist. Sie kann durch neue vergleichende Ansätze, wie sie im neuen Kontext der „connected" und „entangled history" formuliert und Historikern der Kulturtransfer-Forschung erarbeitet wurden, entschärft werden.

Konkret bedeutet das, vergleichende Analysen um all jene Faktoren zu ergänzen, die zur Erzeugung der beiden Untersuchungsgegenstände und zu ihrer wechselseitigen Beeinflussungen beitragen, und sich gleichzeitig dessen bewusst sein, dass selbst der räumliche Rahmen kein gegebener ist, sondern das Ergebnis von menschlicher (Inter-)Aktion.

An eben jenen ist uns gelegen, wenn Ostmitteleuropa in seinen transnationalen und globale Bezügen greifbar gemacht werden soll, nicht zuletzt um Positionen in der Forschung entgegenzutreten, die, wenngleich oftmals implizit, die Region weiterhin im Gegenüber mit einem imaginierten „Westen" konturieren, etwa indem der Grad der Nationalisierung und der Dynamik dieser Nationalisierung in Westeuropa gemessen wird. Stattdessen erscheint es uns vielversprechend, ein breit anlegte, empirisch grundierte Geschichte der Transnationalität Ostmitteleuropas in Angriff zu nehmen, die offen fragt und sich somit den Blick freihält für neue Befunde.

Die Plausibilität von konzeptionellen Ansprüchen bemisst sich am Augenmaß für die Forschungsrealitäten und daher ist unverzüglich zuzugestehen, dass eine transnationale Geschichte Ostmitteleuropa in der skizzierten Ausgangsbeobachtungen und dezidiert als Teil einer allgemeinen Geschichte begriffen mit einer institutionellen Herausforderungen samt ihrer intellektuellen Konsequenzen konfrontiert ist.

26 M. Espagne, Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle, in: Genèses. Sciences sociales et histoire 17 (1994), S. 112-121.

Das institutionelle Gefüge der Ostmitteleuropa-Historiographie

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas könnte man prima vista im Bereich der Area Studies verorten. Doch sie stellt einen Sonderfall dar, denn sie ist Teil eines seit über 100 Jahren zunächst in Deutschland universitär institutionalisierten Faches: der Osteuropäischen Geschichte.[27] Das Interesse an der Region hatte auch mit einem transnational ausgreifenden Wirtschafts- und geopolitischen Interesse zu tun. Während der Aufschwung der Ostmitteleuropaforschung in den 1930er Jahren innerhalb der Region der Selbstverortung diente[28] war sie in den Forschungsverbünden der deutschen Volksgeschichte unzweifelhaft mit der Idee eines imperialen Ergänzungsraumes verbunden.[29] Diese Tradition hat die Historiographie auch nach 1945 noch lange geprägt.[30]

Im Zuge der in allen Bereichen der Geschichtswissenschaft voranschreitenden Spezialisierung vollzog sich in diesem Fach schubweise nach den beiden Weltkriegen und dem Ende des Kalten Krieges ein Wandlungsprozess, der auch als Reaktion auf die politisch determinierten Veränderungen der europäischen Landkarte zu deuten ist. Subdisziplinen entstanden, die sich vor allem durch den regionalen Zuschnitt ihrer Tätigkeitsfelder unterschieden. Die Osteuropäische Geschichte konzentrierte sich zunehmend auf Russland, die Sowjetunion sowie deren Nachfolgestaaten. Hinzu traten institutionell sehr erfolgreich die südosteuropäische Geschichte mit dem Schwerpunkt Balkanhalbinsel, eher verhalten die Geschichte Nordosteuropa mit dem Baltikum als Untersuchungsfeld sowie die Geschichte Ostmitteleuropas, fokussiert auf die Territorien zwischen Ostsee und Adria, Deutschland und Russland mit den als Kerngebiete ausgemachten historischen böhmischen, polnischen und ungarischen Ländern. Alle diese Teilfächer verfügen in Deutschland und auch international über unterschiedlich große wissenschaftliche communities mit eigenen Publikationsorganen.[31]

27 E. Oberländer (Hrsg.), Geschichte Osteuropas. Zur Entwicklung einer historischen Disziplin in Deutschland, Österreich und der Schweiz 1945–1990, Stuttgart 1992.

28 J. Kłoczowski, East Central Europe in the Historiography of the Countries of the Region, Lublin 1995; H. Łaszkiewicz, A Quest for Identity: East-Central Europe and its Historians, in: J. Kłoczowski, East-Central Europe's Position within Europe. Between East and West, Lublin 2004, S. 60-71.

29 W. Oberkrome, Volksgeschichte. Methodische Innovation und völkische Ideologisierung in der deutschen Geschichtswissenschaft 1918–1945, Göttingen 1993; I. Haar, Historiker im Nationalsozialismus. Deutsche Geschichtswissenschaft und der‚Volkstumskampf' im Osten, Göttingen 2000; M. Hettling (Hrsg.), Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit, Göttingen 2003; M. Middell / U. Sommer (Hrsg.), Historische West- und Ostforschung in Zentraleuropa zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg – Verflechtung und Vergleich, Leipzig 2004

30 Zur deutschen Ostmitteleuropaforschung vgl. das von Stefan Troebst vorbereitete Themenheft dieser Zeitschrift (H. 5/2010).

31 Vgl. H. Roth (Hrsg.), Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas, Köln u. a. 1999; T. Bohn / D. Neutatz, Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion, Köln u. a. 2002; K. Zernack, Nordosteuropa. Skizzen und Beiträge zu einer Geschichte der Ostseeländer, Lüneburg 1993; S. Troebst, Nordosteuropa als historischer Konflikt- und Kooperationsraum, in: Comparativ 9 (1999) 2, S. 102-114; J. Hackmann / R. Schweitzer (Hrsg.), Nordosteuropa als Geschichtsregion, Helsinki / Lübeck 2006.

Getragen von dem politischen Willen, die Blockteilung Europas zu überwinden, setzte seit dem Beginn der 1990er Jahre eine neue Phase der Institutionenbildung ein, in der auch das GWZO in Leipzig gegründet wurde. Das geschah in einer Situation, als es galt, Wissen über einen noch nicht in das EU-Europa integrierten Raum – wenn mal so will: einer europäischen Zukunftsregion – systematisch zu erfassen, seine Geschichte zu erforschen sowie wissenschaftliche Kooperationen aufzubauen, die durch den Kalten Krieg behindert worden waren. Wissenschaftliche Klammer der nicht zuletzt am GWZO von Historikern, Archäologen, Namenkundlern sowie Kunst- und Literaturhistorikern realisierten Untersuchungen war die Grundannahme, dass Ostmitteleuropa eine Geschichtsregion darstellt, die sich durch historische und kulturelle Strukturmerkmale auszeichnet und mithin als distinkter Forschungsgegenstand anzusehen ist. Ostmitteleuropa wurde begriffen als historiographische Regionalbezeichnung, die weniger der Orientierung im geographische Raum Europa diente als der Strukturierung der europäischen Geschichte. Mit Klaus Zernack, dem spiritus rector und langjährigem Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirates des GWZO gesprochen: Der historische Strukturbegriff bezeichnet eine Geschichtsregion, die, geographisch nicht klar abgrenzbar, im Osten der kontinentalen Mitte zu lokalisieren ist.[32]

Also weniger eine territorial klar umgrenzte Fläche als vielmehr distinkte Strukturmerkmale bildeten – und bilden teilweise noch bis heute – das heuristische Rückgrat des Forschungsgegenstandes Ostmitteleuropa in einer problematischen Symbiose von Konstrukt und Befund.[33] Die vergleichende Untersuchung dieser „strukturbildenden Phänomene“ (wie bspw. die relativ gleichzeitige Entstehung von mittelalterlichen nationes-Staaten der Poloni, Bohemi und Hungari, der Kulturtransfer in den frühneuzeitlichen Metropolen, die lange Existenzdauer funktionsfähiger ständischer Konsenssysteme, die Entstehung der unierten Kirche sowie das Phänomen der in offizielle und inoffizielle Diskurse „gespaltenen“ Literaturen und „gespaltenen“ Historiographien im 20. Jahrhundert) führte vor allem zur Suche nach nationalen Ausprägungen dieser Phänomene.[34] Sofern diese Strukturmerkmale in synchronen Anordnungen und in generalisierender Weise verglichen wurden, lag der Schluss nahe, dass die gefundenen Ähnlichkeiten die Existenz Ostmitteleuropas als „historische Strukturregion“[35] belegen. Das methodisch implizierte Nichtüberschreiten des selbst gesetzten geschichtsregionalen Rahmens nährte gleichwohl die Gefahr, unbewusst in die Essenzialisierungsfalle zu tappen.

Positive Reaktionen auf dieses Forschungsdesign von Seiten der Protagonisten einer in den 1990er Jahren boomenden vergleichenden Geschichte Europas, der empirisches

32 K. Zernack, Osteuropa. Eine Einführung in die seine Geschichte, München 1977, S. 33-41.

33 Zu einer ausführlichen Diskussion dieser Merkmale und ihrer Einordnung in eine breitere europäische Perspektive vgl. den Band W. Eberhard / C. Lübke (Hrsg.), Die Vielfalt Europas. Identitäten und Räume, Leipzig 2009, der gleichermaßen Bilanz einer etwa 15jährigen Forschungsphase des GWZO zieht und zugleich den Blick auf bislang vernachlässigte Themen und Perspektiven öffnet.

34 So in F. Hadler (Hrsg.), Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in vergleichender Absicht, Leipzig 1998 (=Comparativ 8 [2008] 5).

35 W. Eberhard, Ostmitteleuropa als historische Strukturregion, in: Perspektiven geisteswissenschaftlicher Forschung, Berlin 2003, S. 73-80.

Material aus dem komparatistisch unterbelichteten Osten Europas zufloss,[36] als auch von Seiten der ostmitteleuropäischen Fachkollegen, die die Einbindung der ihnen bestbekannten Geschichten in Vergleichskonstellationen durchaus begrüßten, beförderten eine kritische Diskussion dieses Trends nicht unbedingt.

Das zugrundeliegende Dilemma besteht im Zusammenfluss einer aus der deutschen und zum Teil auch westeuropäischen Wissenschaftstradition herrührenden fast exotisierend anmutenden Randständigkeit der Geschichte Ostmitteleuropas auf dem Forschungsfeld der allgemeinen Geschichte einerseits und der ungebrochenen Tradition nationalgeschichtsfixierter Selbstvergewisserung in den ostmitteleuropäischen Historikerfeldern. Letzteres hat die Distanz zur allgemeinen Geschichte fundiert und parallel dazu eine Resistenz gegenüber der Kritik an kontrastiven Vergleichen bewirkt.

Während sich für die erstgenannte Schieflage, die sich darin zeigen kann, dass die Expertise z. B. für Polen nicht als Qualifikationskriterium für einen allgemeinhistorischen Lehrstuhl ausreicht, die für Frankreich hingegen schon, auf Anzeichen einer Auflösung hoffen lassen, lässt sich für die zweite vor allem auf einen Generationswechsel spekulieren, aber auch auf die Wirkungen einer transnationalen Forschungspraxis, die mit wachsender Mobilität neue Kooperationsstrukturen und neue gesellschaftliche Nachfragen generiert.[37] Zudem haben sich die politischen Rahmenbedingungen der Ostmitteleuropaforschung spätestens seit 2004 erheblich verändert: Die Staaten der Region sind Teil der EU, Ostmitteleuropa spricht innerhalb EU-Europas für sich selbst, nun auch mit eigenen Kommissaren in Brüssel. Die freie Zirkulation von Wissenschaftlern, Konzepten und Büchern wird Normalität im erweiterten Europa. Nicht nur Konferenzen und Zeitschriften sind mehr und mehr transnational ausgerichtet – und knüpfen damit an eine erste Welle internationalen akademischen Austauschs um 1900 an[38] – sondern auch Bildungseinrichtungen, Peer Groups und Anforderungen an eine erstklassige Forschung, in der zunehmend Archive verschiedener Länder miteinander verknüpft werden, sind heute ebenso transnational geprägt. Dadurch hat sich die frühere Stellvertretungs- und Übersetzungsfunktion der Ostmitteleuropaforschung (und ihrer Institutionen wie des

36 J. Kocka, Das östliche Mitteleuropa als Herausforderung für eine vergleichende Geschichte Europas, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung, 49 (2000) 2, S. 159-174. Nicht ohne eine gewisse Überraschung wird hier vermerkt: „mit Ostmitteleuropa rückt ein Raum ins Zentrum des Interesses, für den eine so enge Gemengelage vielfältig zusammenhängender Siedlungseinheiten, Ethnien, Nationalitäten und Kulturen typisch ist und der so spät und unvollkommen nationalstaatlich strukturiert worden ist, daß der Vergleich, der in der modernen Geschichte doch meist als internationaler Vergleich praktiziert wird, unbedingt sofort durch Fragen nach der inneren Verflechtung der Vergleichseinheiten ergänzt werden muß" (S. 174).

37 Vorläufig aber hindert gerade das Zusammenspiel von externen und internen Konstellationen die schnelle Überwindung eines essentialisierenden Ostmitteleuropabegriffs. Die unter pragmatischen Gesichtspunkten entstandenen Kooperationskonstellationen von innerregional-vergleichend arbeitenden Fachleuten hier und Protagonisten nationalhistorischer Meistererzählungen dort, haben sich einigermaßen fest gefügt. Stereotype, Ostmitteleuropa sei nationalistisch und stehe einem kosmopolitischen und transnationalen Westen gegenüber, zeigen dabei eine ungeahnte Zählebigkeit.

38 Vgl. K. D. Erdmann, Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques, Göttingen 1987; M. Middell (Hrsg.), Historische Zeitschriften im internationalen Vergleich, Leipzig 1999.

GWZO) zwar nicht vollkommen erübrigt, aber sie ähnelt heute eher derjenigen von Institutionen der Frankreichforschung.

Hinzu kommt, dass die Adressaten historischer Arbeiten – Studenten, Fachkollegen, die Medien und die breitere Öffentlichkeit – Deutungsangebote für das gegenwärtige weltweite Geschehen erwarten. Es ist offensichtlich, dass die gegenwärtige Welle der Globalisierung nicht nur mit einer wachsenden Anzahl multinationaler Unternehmen einhergeht[39], sondern ihren Niederschlag ebenso in einer rasch anschwellenden Mobilität findet (neben der klassischen Arbeitsmigration wächst vor allem der Tourismus exponentiell).[40] Während seit dem 19. Jahrhundert der Nationalstaat den Referenzpunkt für den Großteil der Historiker darstellte[41], rücken nunmehr Aspekte einer transnationalen Praxis in Ausbildung und Forschung in den Vordergrund. Dadurch verliert etwa der kontrastive Vergleich seine Berechtigung nicht nur mit Blick auf eine sich vertiefende methodologische Diskussion, sondern vor allem angesichts einer wachsenden Verflechtung, die die Idee isoliert einander gegenüberstehender Einheiten immer mehr obsolet erscheinen lässt. Allenortens verlagern sich Entscheidungen auf andere Ebenen als die nationale, vom UN-System über großregionale Zusammenschlüsse bis zu den vielfältigen Formen einer grenzüberschreitenden Zivilgesellschaft.[42] Diese neuen Trends haben seit dem Ende der 1980er Jahre eine breite Diskussion auch um die Historizität dieser Entwicklungen angestoßen.[43]

In diesen Entwicklungen gewinnen Ansätze, die transnationale Geschichtsschreibung für die Ostmitteleuropa-Forschung anzueignen, fraglos einen starken Rückhalt.[44] Zugleich

39 M. Gabel / H. Bruner (Hrsg.), Global Inc. An Atlas of the Multinational Corporation, New York 2005; A. Chandler Jr. / B. Mazlish (Hrsg.), Leviathans. Multinational Corporations and the New Global History, Cambridge / New York 2005.

40 D. Hoerder, Cultures in Contact. World Migrations in the Second Millenium, Durham 2000; K. J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 2002.

41 Vgl. S. Berger / M. Donovan / K. Passmore (Hrsg.), Writing National Histories. Western Europe since 1800, London 1999; S. Berger, A Return to the National Paradigm? National History Writing in Germany, Italy, France, and Britain from 1945 to the Present, in: Journal of Modern History 77 (2005), S. 629-678.

42 A. Iriye, Global Community. The Role of International Organizations in the Making of the Contemporary World, Berkeley u. a. 2002.

43 B. Mazlish / R. Buultjens (Hrsg.), Conceptualizing Global History, Boulder 1993; M. Geyer / C. Bright, Weltgeschichte als Globalgeschichte. Überlegungen zur einer Geschichte des 20. Jahrhunderts, in: Comparativ 5 (1994), S. 13-45; M. Geyer / C. Bright, World History in a Global Age, in: American Historical Review 100 (1995), S. 1034-1060; Für eine überblicksartige Darstellung der amerikanischen und mancher darüber hinausreichender Entwicklungen in der Welt- und Globalgeschichte vgl. P. Manning, Navigating World History. Historians Create a Global Past, New York 2003; P. Manning (Hrsg.), Global Practice in World History. Advances Worldwide, Princeton 2008.

44 M. Janowski, Pitfalls and Opportunities. The Concept of East Central Europe as a Tool of Historical Analysis, in: European Rview of History 6 (1999), S. 91-100; P. Ther, Deutsche Geschichte als Transnationale Geschichte. Überlegungen zu einer Histoire Croisée Deutschlands und Ostmitteleuropas, Comparativ 13 (2003) 4, S. 155-180; A. Sosnowska, Zrozumieć zacofanie. Spory historyków o Europę Wschodnią (1947–1994) (Understanding Backwardness. Historians' Debate on Eastern Europe (1947–1994), Warszawa 2004; M. Hroch / L. Klusáková (Hrsg.), Criteria and indicators of backwardness. Essays in uneven development in European history, Prag 1996; B. Trencsényi / P. Apor, Fine-Tuning the Polyphonic Past. Hungarian Historian Writing in the 1990s, in: B. Trencsényi / P. Apor / S. Antohi (Hrsg.), Narratives Unbound. Historical Studies in Post-Communist Eastern Europe, Budapest 2007, S. 1-100.

geraten sie vor diesem Hintergrund in eine fragile, bisweilen heikle Position, weil sie als Übernahme von Methodologien erscheinen, die an anderen Gegenständen entwickelt wurden und in der Untersuchungsregion selbst eher marginalisiert sind..
Gleichwohl bescheren sie der Ostmitteleuropa-Forschung eine beachtliche Irritation, geht es doch darum, vertraute Konzepte zu überdenken, das methodische Instrumentarium zu überprüfen und konzeptionelle Zugriffe zu entwickeln, die der veränderten Situation angemessener sind. Schließlich hat eine transnationale Perspektivisierung weitreichende Konsequenzen, denn sie beschränkt sich nicht nur auf die Untersuchung von lange Zeit vernachlässigten Quellen oder der Entdeckung eines bislang ignorierten Teils der Geschichte. Dieser neue Zugang, egal ob er sich als neues und eigenständiges Subfeld innerhalb der bestehenden Disziplin oder als ein für alle Historiker gleichermaßen gültige Perspektive entwickelt, die einen Paradigmenwechsel in der gesamten Geschichtswissenschaft herausfordert[45], verlangt nach einer methodologischen Fundierung. Transnationale Geschichte ist tief verwurzelt in einer grundlegenden Kritik am methodologischen Nationalismus.[46] Dies heißt, dass transnationale Geschichte all jene Ansätze infrage stellt, die von der (häufig implizit formulierten) Annahme ausgehen, der Nationalstaat bilde den natürlichen Rahmen für jegliche historische Entwicklung.[47]
Allein das erfordert Stehvermögen und lässt das Verfassen einer transnationalen Geschichte Osteuropas zu einer Aufgabe nicht geringer Größe werden. Erschwerend kommt hinzu, dass ein solches Bemühen einer Forschungslage gegenübersteht, die zwar ausgesprochen dicht und reichhaltig ist, indes auf die Fragen transnationaler Historiographie nicht unmittelbar Antworten gibt. Insofern ist die Auswahl unserer im Folgenden noch nähere zu erläuternden Perspektiven, die wir ausgewählt haben, um eine transnationale Geschichte zu strukturieren, weniger aus dem bereits vorliegenden empirischen Material abgeleitet, als vielmehr auf Debatten in der transnationalen und Globalgeschichte

45 Patel hat darauf hingewiesen, dass „transnationale Geschichte nicht auf eine Hegemonialstellung innerhalb der Geschichtswissenschaft abzielt. Sie erteilt zwar dem Primat der Nationalgeschichte eine klare Absage, will aber selbst nicht das neue ‚Paradigma' darstellen, das alle bisherigen ablöst, sondern nur eine von mehreren gleichberechtigten Spielarten der Historiographie sein" (K. K. Patel, Überlegungen [Anm. 2], S. 11). Obwohl der Autor die transnationale Geschichte als eine neuartige Perspektive vorstellt, wehrt er sich gegen die Idee eines neuen Paradigmas. Obgleich die Unterscheidung zwischen Perspektive und Paradigma unscharf bleibt, muss das Zitat gegen die Erfahrung bitterer methodologischer Kämpfe in der deutschen Geschichtswissenschaften gelesen werden, in denen das Paradigma von der „Zunft" bestimmt wurde. Daher ist das neue „Paradigma", das sich Mitte der 1990er Jahre herausgebildet hat, das Bekenntnis zu Multiperspektivität.

46 A. Wimmer / N. Glick-Schiller, Methodological nationalism and beyond, nation-building, migraion and the social sciences. In: Global Networks, 2 (2002), H. 4, S. 301–334; D. Chernilo, Social Theory's Methodological Nationalism, European Journal of Social Theory, 9 (2006), N. 1, S. 5-22. Den Terminus hat wohl erstmals vorgeschlagen: H. Martins, Time and Theory in Sociology, in: J. Rex (Hrsg.), Approaches to Sociology: an introduction to major trends in British sociology. London 1974.

47 Fragen, die die räumliche Organisation von Gesellschaften und Kulturen betreffen, wurden von Historikern für lange Zeit weitgehend ignoriert, da das Fach vor allem eine Expertise für die Auseinandersetzung mit der Zeit, nicht aber mit Problemen des Raumes beanspruchte. Ein „früher" Versuch, das Problem des Raumes erneut in die theoretischen Überlegungen einzubringen, war der Vortrag von Reinhart Koselleck beim Historikertag in Trier 1986, der jedoch erst 16 Jahre später veröffentlicht wurde. Eine Zusammenarbeit mit Geographen, die aus naheliegenden Gründen viel früher ein Bewusstsein dafür entwickelten, dass auch der „Raum zählt", also „space matters", wurde vernachlässigt (bis auf die nennenswerte Ausnahme französischer Historiker).

gegründet, die sich mit anderen Weltgegenden befasst. Dies hat natürlich Konsequenzen für das weitere Vorgehen, da diese Zusammenführung von theoretisch-methodischen Überlegungen einerseits und einer erst noch zu entwickelnden empirischen Basis andererseits nur für eine erste Experimentalphase als geeignet gelten kann. Unsere ersten Ergebnisse sind deshalb auch und vor allem als Einladung zur Mitarbeit und nicht als vorzeitige autoritative Schließung eines Feldes zu verstehen.

Transnationale Historiographie in weltgeschichtlicher Absicht

Zweifellos ist der globale Aspekt lediglich einer unter vielen in einer weitaus komplexeren Transnationalismus-Debatte. Diese berücksichtigt gleichermaßen Untersuchungen, die sich mit Prozessen einer Europäisierung[48] und der Neubewertung von internationaler Geschichte beschäftigen, die sich wiederum nicht mehr in die überholte Diplomatiegeschichte/Politikgeschichte/Staatengeschichte einordnen lässt, sondern weit mehr Verfahren einbezieht und sich mit der Analyse von Internationalismen und internationalen Verflechtungen beschäftigen.[49] Transnationale Geschichte ist sowohl für Historiker reizvoll, die historische Analyse auf der Makroebene betreiben, als auch für diejenigen, die lediglich eine vorsichtige „Erweiterung" des engen nationalgeschichtlichen Analyserahmens anstreben – und bietet selbst für diejenigen einen Anreiz, welche die Regionalgeschichtsschreibung aus der bis heute anhaltenden starren Integration in die Nationalgeschichte zu lösen versuchen. Einige Autoren, wie Klaus Kiran Patel, vertreten die Auffassung, dass eine klare Unterscheidung zwischen Welt- und transnationaler Geschichte getroffen werden kann: „Im Unterschied zur trans- und zur internationalen Geschichte kann man Welt- und Globalgeschichte als die Formen der Historiographie beschreiben, in denen nationalstaatlich verfasste Entitäten keine tragende Rolle spielen. Vielmehr drehen sie sich häufig um Makrostrukturen, weltumspannende Triebkräfte und Konstellationen, in denen sich Handlungsspielräume und Wirkungen einzelner Subjekte oft nicht genau bestimmen lassen. Das gilt für die ältere Weltgeschichte, teilweise aber auch für die global history, die Geschichte der Globalisierung, die sich inzwischen als eigene Subdisziplin etabliert. In der fehlenden Verbindung zur Nation, die sich auch in den Begriffen Welt- bzw. Globalgeschichte widerspiegelt, liegt die differencia specifica zur trans- und zur internationalen Geschichte."[50]

48 R. Petri / H. Siegrist (Hrsg.), Probleme und Perspektiven (Anm. 13); M. af Malmborg / B. Stråth (Hrsg.), The Meaning of Europe. Variety and Contention within and among Nations, Oxford 2002; W. Schmale, Geschichte Europas, Wien 2000; H. Duchhardt und A. Kunz (Hrsg.), „Europäische Geschichte" als historiographisches Problem, Mainz 1997.

49 W. Loth / J. Osterhammel (Hrsg.), Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten, München 2000; M. H. Geyer/ J. Paulmann (Hrsg.), The Mechanics of Internationalism: Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War, Oxford / New York 2001; E. Conze / U. Lappenküper / G. Müller (Hrsg.), Geschichte der internationalen Beziehungen. Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin, Köln u. a. 2004.

50 K. K. Patel, Überlegungen (Anm. 2), S. 11.

Dem halten wir entgegen, dass bei genauerer Betrachtung der in den vergangenen 20 Jahren von Welt- und Globalhistorikern veröffentlichten Arbeiten nur noch wenig von den lediglich an Großeinheiten wie „Zivilisationen" und „Hochkulturen" ausgerichteten, mit grobem Pinsel geschaffenen Gemälden übrig geblieben ist. Vielmehr zeichnet sich die neue Globalgeschichte durch eine empirische Wende aus, in der die Beziehung zwischen globalen Trends und dem lokalen Ereignis in den Mittelpunkt rückt. Eine Hierarchie von Globalgeschichte (= Makroebene) und transnationaler Geschichte (= Mesoebene) lässt sich nicht notwendigerweise postulieren.

Transnationale Geschichte geht aber in der Regel von einem Nationalstaat aus und untersucht von da ausgehend Verflechtungen (durchaus mit globaler Reichweite), um so einen Ausgleich mit dem einstigen Fokus auf die Begriffe Nation und Nationalstaat zu schaffen. Sie bestreitet nicht die Bedeutung des Nationalstaats, sondern hebt sogar dessen zentrale Rolle bei der Kontrolle und Kanalisierung von grenzübergreifenden Bewegungen hervor. Es trifft deshalb zu, dass der Begriff der transnationalen Geschichte zunehmend dazu einlädt, das Verhältnis zwischen dem Nationalen und Globalen zu überdenken und eine Brücke zwischen beiden zu bauen. Damit eröffnet sie vielen Historikern die Möglichkeit, sich ausgehend von ihrer Berufserfahrung mit der guten alten National- oder Regionalgeschichte ein neues Interessensgebiet zu erschließen, das sich mit dem Globalisierungs-Diskurs verbindet.

Dies erscheint den oft auch an Fragen der Machbarkeit und der Abstützbarkeit in konkreten Quellenbeständen interessierten Historikern ein Design, das weniger Sorgen auslöst, weil dieses Vorgehen kompatibel mit der Archivierungspraxis moderner Gesellschaften und Staaten ist, die neben der internen Geschichte auch die Geschichte ihrer internationalen Beziehungen dokumentieren. Die transnationale Geschichte erscheint deshalb wie eine verhaltene und gerade deshalb Erfolg versprechende Antwort auf das „problem of scale"[51] in einer Geschichtswissenschaft, die sich mit globalen Trends auseinandersetzen muss, aber die Lektionen aus dem Dilettantismusvorwurf an die ältere Universal- und Weltgeschichtsschreibung nicht vergessen hat.[52]

Dies hat auch zu heftigen Kritiken aus den Reihen nicht-westlicher Historikern geführt, die argumentieren, dass in Teilen Afrikas und Asiens die Nationalisierung der Kultur und

51 D. Christian, Scales, in: M. Hughes-Warrington (Hrsg.), Palgrave Advances in World Histories, Basingstoke 2005, S. 64-89.

52 Für die Beliebtheit von transnationaler Geschichte spricht nicht zuletzt ein Sammelband, der anlässlich des 65. Geburtstages von Jürgen Kocka erschien (G. Budde / S. Conrad / O. Janz [Hrsg.], Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen 2006). Transnationale Geschichte erscheint heutzutage deshalb so faszinierend, weil sie die Fundamente einer professionellen Geschichtswissenschaft angreift, die sich im späten 19. Jahrhundert etablierte, als Historiker ein enges Bündnis mit dem Nationalstaat eingingen und dazu beitrugen, diesen durch plausible Narrative zu legitimieren und wiederum selbst von dieser Allianz profitierten, indem sie freien Zugang zu staatlichen Archiven hatten, zentrale Positionen im Bildungssystem einnahmen und die Deutungshoheit über langfristige historische Entwicklungen beanspruchten. Seit den 1970er Jahren beanspruchen indes auch neue soziale Gruppen ihre Teilhabe am historischen Diskurs, Multiethnizität hielt – neben dem Gender-Thema und anderen sozialen Positionen – Einzug in die historische Wissenschaft. Das Ergebnis war eine wachsende Aufmerksamkeit für die methodologischen Schwierigkeiten einer Geschichtsschreibung, die sich nicht mehr ausschließlich auf eine ethnisch homogene Nation beschränkt.

Gesellschaft, ebenso wie der Nationalstaat als politische Struktur, eher eine untergeordnete Rolle gespielt haben. Sie schlagen stattdessen vor, den Fokus der Untersuchung auf der einen Seite mehr auf die Dialektik zwischen dem Lokalen und Makro-Regionalen (das sich häufig an einer Vernetzung zwischen Handelsplätzen oder Hafenstädten ablesen lässt)[53] zu richten und auf der anderen Seite besonders die Koexistenz von Siedlergemeinschaften und Nomadengesellschaften näher zu untersuchen[54]. Ulrike Freitag, die Leiterin des Zentrums für Nahost-Studien/Zentrums Moderner Orient in Berlin hat in diesem Zusammenhang dazu angeregt, den Begriff der transnationalen Geschichte durch den der translokalen Geschichte zu ersetzen.[55]

Unserem Verständnis nach unterstützen sich transnationale und globale Geschichte gegenseitig in ihren Zielen und sind zugleich Bedingung für das Gelingen der jeweils anderen Form von Geschichtsschreibung, denn die Globalgeschichte kann aus der transnationalen Geschichte viel über die Dialektik von Nationalisierung und Transnationalisierung lernen, während die transnationale Geschichte einer globalgeschichtlichen Einordnung ihres Fokus bedarf, um sich nicht als Sonderfall einer weiter ausgreifenden Dialektik von De- und Reterritorialisierung zu sehen und damit auch andere historische Räume und Zeitabschnitte vergleichend einbeziehen zu können.

Das Einbetten von Untersuchungsobjekten und -themen in einen transnationalen Kontext beschränkt sich nicht nur auf die neueste Geschichte von Nationalstaaten und deren Regierungen, die in einer Weltordnung agieren, die durch einen zunehmenden Grad der Vernetzung gekennzeichnet ist, sondern stellt in der Tat einen Perspektivwechsel in allen Dimensionen der modernen/neuesten Geschichte dar.

Sowohl die transnationale als auch die globale Geschichte teilen diese perspektivische Ausrichtung, daher hängt es stark von der Sensibilität des einzelnen Historikers gegenüber Begrifflichkeiten wie „Global-" oder „Weltgeschichte" ab, ob er sich für die eine oder die andere Art der Geschichtsschreibung entscheidet.

Ein gravierender Unterschied, den wir bisher zwischen globaler und transnationaler Geschichte feststellen können, ist einer, den wir erwarten (und hoffen), in der näheren Zukunft ausräumen zu können. Während die transnationale Geschichte in erster Linie Historikern, die sich mit Ereignissen und Strukturen in Europa oder dem transatlantischen „Westen" beschäftigen, plausible Zugänge zu einer Welt jenseits des Nationalstaats eröffnet, nehmen Welt- und Globalhistoriker im Vergleich dazu verstärkt Leistungen zur Kenntnis (und stehen zu diesen in engerem Kontakt), die von Fachwissenschaftlern der Area Studies oder postkolonialen Denkern / Intellektuellen in Afrika, Asien und Südamerika unterbreitet werden. Es gibt inzwischen zahlreiche Argumente dafür, dass keine

53 M. Fuhrmann/ L. Amenda (Hrsg.), Hafenstädte: Mobilität, Migration, Globalisierung, Leipzig 2007 (= Comparativ 17 [2007] 2); C. Cartier, Cosmopolitics and the Maritime World City, in: Geographical Review, 89 (1999) 2, S. 278-289.

54 J. Gertel, Globalisierung, Entankerung und Mobilität. Analytische Perspektiven einer gegenwartsbezogenen geographischen Nomadismusforschung, in: Mitteilungen des SFB „Differenz und Integration" 1 (2002), S. 57-88, Halle/Saale.

55 U. Freitag (Anm. 5).

transnationale Geschichte Europas geschrieben kann, ohne die enormen Auswirkungen der Geschichte der überregionalen Beziehungen auf die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung europäischer Gesellschaften zu berücksichtigen, die vor allem durch Kolonialismus, Fernhandel und weitere Versuche, externe Rohstoffe zu erschließen, entstanden sind. Historiker, die sich mit transnationaler Geschichte beschäftigen, haben diese durchaus in Betracht gezogen[56], aber es bleibt vorläufig eine gewisse Distanz zur Fächerkultur der Area Studies, die viele Historikerfelder (mit Ausnahme der Imperialgeschichte der früheren Kolonialmächte[57]) sehr früh aus ihrem Fachverständnis ausgegrenzt haben. Hier scheint uns aber einer der Vorzüge eines Bemühens um die transnationale Geschichte Ostmitteleuropas zu liegen. Die Untersuchung dieser Geschichte teilt nicht nur mit west- und zentraleuropäischen Fällen das Interesse am Wechselspiel von Nationalisierung und Transnationalisierung, sondern hat mit vergleichbaren Untersuchungen für Afrika, Südamerika oder Asien auch gemeinsam, dass sie mit der Idee einer verspäteten, schwachen, unvollständigen, nicht abgeschlossenen Nationalstaatsbildung konfrontiert ist und es zugleich mit einem Raum zu tun hat, dessen Territorialisierung in klar voneinander abgegrenzte Nationalgesellschaften durch Multiethnizität, frühere Einbindung in imperiale Zusammenhänge und Integrationsversuche während des Kalten Krieges „gestört" erscheint. Die Ostmitteleuropaforschung teilt mit den Area Studies manche Problemlagen, aber sie hat zugleich eine eigene Fachtradition, die ihr eine vermittelnde Position zwischen transnationaler Geschichte westlichen Zuschnitts und der Koalition aus Globalgeschichte und Area Studies geben könnte.

Dimensionen einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas

Gehen wir davon aus, dass sich die Dialektik von De- und Reterritorialisierung grundsätzlich in allen gesellschaftlichen Dimensionen finden lässt, dann erhebt sich für die Konzipierung einer transnationalen Geschichte die Frage, welche Untersuchungen besonders vielversprechend sind, um das in einem konkreten Zeitraum beobachtbare Mischungsverhältnis von Nationalisierung und Transnationalisierung bestimmen zu können, beziehungsweise auch eine Periodisierung aus der Bestimmung dieses Verhältnisses ableiten zu können. Wir gehen davon aus, dass es vor allem fünf Dimensionen sind, die Einblicke in die transnationale Qualität der Gesellschaften Ostmitteleuropas versprechen. In ökonomischer Hinsicht lässt sich nach der Einbindung in grenzüberschreitende Waren- und Produktionsketten fragen, wobei *Mária Hidvégi* mit ihrer Untersuchung zweier ungarischer Unternehmen auf einen besonderen Umstand der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg aufmerksam macht, nämlich die Organisation großer Wirtschaftszweige in Form internationaler Kartelle.

56 Vgl. S. Conrad / J. Osterhammel (Hrsg.), Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914, Göttingen 2004.

57 A. Friedrichs, Die Historiographien imperialer Nationalstaaten. Großbritannien und Frankreich 1919–1968, phil. Diss, Leipzig 2010 (Ms.).

Diese Kartelle gaben angesichts der enormen Investitionen in den Aufbau neuer Infrastrukturen und in die Entwicklung neuer Technologien in der zweiten Phase der Industrialisierung den etablierten Firmen eine gewisse Planungssicherheit und schirmten die noch instabilen Märkte gegen Bewerber ab, die den „glücklichen Moment" des primären Markteinstieges verpasst hatten. Deutlich wird zweierlei: entgegen dem landläufigen Eindruck einer Rückständigkeit und Unfähigkeit zum Mithalten in technologisch anspruchsvollen Branchen, gelang es Unternehmern der ungarischen Elektroindustrie durchaus, einen gewissen Anteil an diesem stark expandierenden Markt zu erobern und zu sichern.[58] Und zugleich wird das Kartell als ein Instrument, mit dem zumindest temporär Transnationalisierung gestaltet wurde, erkennbar. Hier wirkten Unternehmen und die politischen Klassen, beziehungsweise Bürokratien der Staaten eng zusammen, um einen Ausgleich und Nutzen aus grenzüberschreitender Teilhabe an Innovation und Profil einerseits und wirtschaftlicher Sicherung *nationaler* Einflusszonen zu schaffen, beziehungsweise zu erhalten andererseits. Die scharfe Anti-Kartell-Gesetzgebung späterer Jahre, die auf der Überzeugung fußt, dass die mit Preisabsprachen und Quotenzuweisungen verbundenen Eingriffe ungünstig für die Marktentwicklung seien, spielte in diesem Zeitraum noch keine nennenswerte Rolle.

Nikolaus Wolf nähert sich der wirtschaftlichen Dimension von Transnationalität eher von der komparatistischen Seite und arbeitet entlang der Fragestellung nach dem Zäsurcharakter der Gründung von Nationalstaaten in Ostmitteleuropa 1918 prägnant heraus, in welchem Umfang Kontinuitäten im Verhältnis von Infrastruktur, Investitionsrate und Humankapitalausstattung fortwirkten. Für die transnationale Einbindung der ostmitteleuropäischen Staaten, deren veränderter Territorialisierungsbezug nach den Vorortverträgen von 1918 eine erhebliche Anpassungsleistung erzwang, wie auch *Bernhard Struck* in seinem Aufsatz zeigt, war der Wandel zur Eigenstaatlichkeit zwar durchaus von Belang, trotzdem weisen die makroökonomischen Entwicklungen deutlich darauf hin, dass für eine transnationale Geschichte Ostmitteleuropas die Zäsur von 1918 weit weniger gravierend war, als sich dies in der bisherigen nationalgeschichtlich ausgerichteten Literatur ergibt.[59]

Dieser Befund wird in den weiteren Dimensionen, die hier näher betrachtet werden, immer wieder bestätigt. *Steffi Marung* geht dem von Bernhard Struck aufgeworfenen Problem der räumlichen Verortung und den daraus abgeleiteten Territorialisierungsregimes am polnischen Fall bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts nach. Während Polen sein Verhältnis zur Europäischen Union zu bestimmen sucht[60], muss es gleichzeitig seine

58 Für einen parallelen Zugang zur Herausforderung des Paradigmas ostmitteleuropäischer Rückständigkeit: D. Brádlerová, Specifika managementu Banky československých legií, in: Eduard Kubů / Jiří Šouša (Hrsg.), Finanční elity v českých zemích (Československu) 19. a 20. století, Dokořán 2008, S. 379-400; das breitere Panorama zeichnet: A. Komslosy, Grenze und ungleiche regionale Entwicklung. Binnenmarkt und Migration in der Habsburgermonarchie, Wien 2003.

59 Siehe auch U. Müller (Hrsg.) Ausgebeutet oder alimentiert? Regionale Wirtschaftspolitik und nationale Minderheiten in Ostmitteleuropa (1867–1939), Berlin 2006, S. 213 – 230.

60 C. Kraft / K. Steffen (Hrsg.), Europas Platz in Polen. Polnische Europakonzeptionen vom Mittelalter bis zum EU-Beitritt, Osnabrück 2007, S. 7-30.

Rolle gegenüber den östlichen Nachbarn klären und beides geht mit einer komplexen Mobilisierung geschichtspolitischer Muster und historischer Narrative einher, die auf ein früheres Territorialisierungsregime mit seinen spezifischen Verhältnis von imperialen und nationalen Bezügen verweisen. In der Untersuchung von Territorialisierungsregimes fließen mithin politisch administrative Strukturen mit geschichtspolitischen und geschichtskulturellen Gesichtspunkten zusammen.[61]

Die dritte Dimension, die man als genuin kulturhistorische bezeichnen könnte, handelt von der Auseinandersetzung einer Gesellschaft mit jenen Gebieten, auf die sie sich durch Mobilität, ökonomische Verflechtung, politischen Bezug oder kollektive Imagination in besonderer Weise bezieht.[62] *Sarah Lemmen* geht dieser Frage anhand der bisher in der Literatur weitgehend vernachlässigten Wahrnehmung Afrikas und Asiens in den böhmischen Ländern beziehungsweise der Tschechoslowakei nach, wobei sie sich auf das Genre der Reiseberichte stützt und nach Anhaltspunkten für Formen der Selbstverortung fahndet, die zunächst etwas über das Verhältnis der Reisenden zu den bereisten Ländern und zur teilweise verlassenen Heimat aussagen, aber doch auch Folgerungen über Publikumserwartungen nahelegen, die sich am verlegerischen Erfolg der Berichte indirekt bemessen lassen.

Inhaltlich eng verbunden mit dem im 20. Jahrhundert an Bedeutung gewinnenden Tourismus ist das Problem der Migration, das eine vierte Dimension der Transnationalisierung von Gesellschaften darstellt. *Matthias Mesenhöller* und *Adam Walaszek* gehen ihm von zwei verschiedenen Gesichtspunkten aus nach. Walaszek[63] gibt einen Überblick zur Migration von Polen vor allem nach Nordamerika[64] und präsentiert dabei zunächst für das ausgehende 19. Jahrhundert die polnische Debatte um die Wirkungen, die eine massive Auswanderung von ca. 2, 5 Millionen Menschen bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges und die Bildung einer transatlantischen Polonia auf das eigene Projekt der Nation hatte. Dabei verschob sich gerade in der Diaspora die lokale Folklore betonende Identifikation mit dem Herkunftsort offenkundig leicht zu einer nationalen Überhöhung. Gegenüber dem von Donna Garbaccia intensiv untersuchten italienischen Fall gibt es je-

61 A. C. Janos, East Central Europe in the Modern World. The Politics of Borderland from Pre- to Post-Communism, Stanford 2000; P. Ther / H. Sundhausen (Hrsg.), Regionale Bewegungen und Regionalismus in europäischen Zwischenräumen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, Marburg 2003.

62 E. Kowalská, Language as a Means of Transfer of Cultural Values, in: P. Burke/ R. Po-Chia Hsia (Hrsg.), Cultural Translation in Early Modern Europe. Cambridge 2007, S. 53-64.; J. M. Gálik, Some Remarks on the Concept of World Literature in 2000, in: J. Koška / P. Koprda (Hrsg.), Koncepcie svetovej literatúry v epoche globalizácie (Concepts of World Literature in the Age of Globalization). Bratislava 2003, S. 91-108; ders.: Reception of Chinese Translated Literature in Czechoslovakia, Poland and Hungary (1919–1989). East-West Dialogue. Special Issue: Chinese and European Literature. Mutual Influences and Perspectives. Vol. 4, No. 2 und Vol. 5, No. 1, June 2000, pp. 1-24.

63 A. Walaszek, Migracje Europejczyków 1650–1914 [Die Migrationen der Europäer, 1650–1914], Kraków 2007.

64 Siehe auch E. Morawska, Migrations of Poles in the Atlantic World Economy, 1880–1914, in: Comparative Studies in Society and History 31 (1989) 2, S. 237–272; G. Babiński / H. Całupczak (Hrsg.), Diaspora polska w procesach globalizacji. Stan i perspektywy badań [Die polnische Diaspora in Globalisierungsprozessen. Stand und Perspektiven der Forschung], Kraków 2006; A. Koseski, Procesy migracji i społeczności polonijne. Problematyka metodologiczno-historiograficzna [Gesellschaftliche und Migrationsvorgänge in der Polonia. Metodologisch-historiographische Problematik] Lublin / Pułtusk 2003

doch auch Unterschiede, wo Garbaccia fast die zeitliche Vorgängigkeit der Erfindung der italienischen Nation in den diasporischen Communities nahelegt, ist im polnischen Fall auf die Erinnerung an eine polnische Staatlichkeit vor der Teilung zu verweisen, die dem polnischen Nationalprojekt immer wieder Anregungen verschaffte und besonders unter Intellektuellen große Wirkung entfaltete. Zwischen Nationalisierung in Polen selbst und in der Diaspora entfaltete sich ein sehr spezifisches Wechselverhältnis, das Walaszek detailliert ausleuchtet und damit dem Vergleich besser zugänglich macht.

Besonders interessant scheint uns dabei die Polonia als Adressat und Reflektionsfläche für Auseinandersetzungen um den Weg der polnischen Unabhängigkeitsbewegung, die sich im Kampf zwischen politischen Flügeln der Polonia mit der ideologischen Landschaft in den Aufenthaltsländern vermischte. Der Erste Weltkrieg und die ihm folgende Errichtung des polnischen Staates forderten die Emigranten zu einer Stellungnahme heraus und warfen das Problem einer möglichen Rückkehr auf. Doch nur eine vergleichsweise kleine Gruppe von ca. 100.000 Menschen kehrte wirklich zurück. Bei aller Hilfsbereitschaft gegenüber Nahestehenden und bei aller Neugier und ökonomischen Erwartung an die polnische Eigenstaatlichkeit blieb das Resultat bescheiden. Zugleich unterschieden sich nun die Mehrheitsverhältnisse politischer Sympathien in Polen und innerhalb der amerikanischen Polonia grundlegend. Das Interesse an der Stabilisierung einer ethnischen Minderheit in den USA begann zugleich die bedingungslose Solidarität mit dem Herkunftsland zu überwiegen. Der Hintergrund dafür war auch eine Verschiebung im internationalen Migrationsregime, die die neue US-Gesetzgebung zum Umgang mit der Einwanderung in Gang gesetzt hatte.[65] Matthias Mesenhöller erweitert in seinem Aufsatz den von Walaszek benutzten Zugang zu einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas sowohl durch die Verknüpfung mit den methodologischen Überlegungen, wie sie seit einigen Jahren zum Konzept der De- und Reterritorialisierung angestellt werden,[66] als auch durch einen vergleichenden Schluss in dem die Formierung der (hier nun in ihren globalen Dimensionen erfassten) Polonia mit der Auswanderung aus dem Habsburger Reich in besondere Beziehung gesetzt wird.[67]

Bernhard Struck kommt zur Ausgangsfrage des diesem Heft zugrunde liegenden Leipziger Workshops zurück und fragt danach, ob auch in transnationaler Perspektive und mit Blick auf den Charakter der Grenzen in Ostmitteleuropa 1918 eine so eindeutige Zäsur darstellt, wie das in der Nationalgeschichtsschreibung zweifellos aus guten Gründen der Fall ist. Er kommt zu dem Ergebnis, dass sich die Bedeutung keineswegs reduziert, aber aus dem Ereignis wird ganz in pro-deutscher Perspektive das Symptom eines längerfristigen Wandels, hier eines Territorialitätsmusters, das bereits weit im 19. Jahr-

65 Vgl. dazu ausführlicher Adam McKeown, Melancholy Order: Asian Migration and the Globalization of Borders, New York 2008.

66 Neil Brenner, Beyond state-centrism? Space, territoriality, and geographical scale in globalization studies, in: Theory and Society, (28) 1999, S. 39-78.

67 Für den geographisch breiteren Kontext vgl. etwa H. Sundhaussen, Geschichte Südosteuropas als Migrationsgeschichte. Eine Skizze, in: Südost-Forschungen 65/66 (2006/2007), S. 422–477; K. Bade u. a. (Hrsg.), Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn u. a. 2007.

hundert angelegt ist und auf den Ausgleich konfrontativer geschichtspolitischer Anliegen gerichtet war.

Katja Naumann ihrerseits führt uns in die fünfziger und sechziger Jahres des 20. Jahrhunderts mit der besonderen Rahmung ostmitteleuropäischer Transnationalität durch den Kalten Krieg und sowjetische Hegemonie und zeigt, wie in einer Welt, die mehr und mehr durch den Postkolonialismus gekennzeichnet wurde, die Frage nach Nationalisierung und Transnationalisierung in den Hintergrund geraten konnte ohne sich erledigt zu haben.

Diese fünf Dimensionen bieten aus unserer Sich einen pragmatisch zu handhabenden Rahmen, um mit den empirischen Bohrungen zu beginnen, von denen hier erste Proben vorgestellt werden. Sie erlauben sowohl sektorielle Messungen bezüglich der Formen und des Gewichtes transnationaler Verflechtungen, sie erlauben die Kombination des Studiums struktureller Vernetzungen und kultureller Transfers und sie erlauben das Messen anhand einer flexiblen Skalierung entsprechend den empirischen Befunden zwischen Transnationalisierung, die eine geringe geographische Reichweite (etwa innerhalb der Region Ostmitteleuropa) oder eine größere Reichweite im globalen Maßstab hat.

Zumindest angerissen werden die gemeinsame Geschichte von Nachbarschaften, etwa der imperialen Bezüge oder der Blockeinbindung des jeweiligen Landes, aber ebenso öffnete sich diese Geschichte Ostmitteleuropas zu einer Einbindung in Weltmärkte, in globale Auseinandersetzungen und in internationale Organisationen.

In einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas spielt, so der Befund der Aufsätze zur ökonomischen Migration und kulturellen Selbstverortung, das Jahr 1918 wohl eine gewisse Rolle, aber die Region blieb in weit stärkerem Maße pfadabhängig und eingebunden in Muster transnationaler Vernetzung, deren Epizentren in anderen Teilen Europas beziehungsweise der Welt lagen.

Die Weltwirtschaftskrise ab 1929, die Versuche des deutschen Reiches Ostmitteleuropa in die Logik seiner Expansion einzubeziehen und die langfristigen Folgen von Veränderungen der globalen Migrationsregime und der ökonomischen Kooperationsformen durch Kurswechsel in der US-amerikanischen Gesetzgebung prägten die Koordinaten für die Transnationalität Ostmitteleuropas in besonderer Weise. Es wird weiter auszuloten bleiben, wie diese Zäsur in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren Wirkung entfalten konnte.

1918 als Zäsur? Die wirtschaftliche Entwicklung und die Periodisierung der neueren Geschichte Ostmitteleuropas

Nikolaus Wolf

ABSTRACT

Was 1918 a break in the modern history of East-Central-Europe? While a look at the change in political and legal institutions suggests that it was indeed, the economic development of the region shows a striking continuity between 1890 and 1938. Per capita income continued to follow its pre-war trend of a very slow increase, and the pattern of trade flows changed surprisingly little. This paper suggests that 1918 can be seen as a structural break in terms of a coordination problem. The political actors after 1918 faced (and shaped) an environment that tended to be more democratic, but significantly less stable than prior to the war. Among the common aims of policymakers was it to meet the increased demand for public goods in their constituencies, such as better access to education and new amenities such as electricity or improvements to infrastructure. This implied efforts to realise the vast economic potential of the region and foster large-scale industrialisation, which in turn required access to foreign markets.

While the underlying problem is more general it can be illustrated for capital markets within the macroeconomic policy trilemma. Policymakers tried to re-introduce the Gold Standard after the war, hence keep markets open with fixed exchange rates in order to attract foreign capital. The latter was necessary given the massive capital-shortage of the region. But due to the institutional instability of the region, capital inflows were limited. Moreover, the Gold Standard strategy seriously limited the scope for domestic economic policies, such as short-run stabilisation in response to a crisis. With the great depression and the ensuing political radicalisation (not at least in Germany), the Gold Standard became untenable and was replaced by a system of trade and currency blocs. The economic expansion of the late 1930s did not reflect any solution to the coordination problem, but was largely driven by rearmament policies that foreshadowed the Second World War. It was not before the division of Europe that this coordination problem was settled, under the hegemony of the USA in the West and the USSR in the East. After 1945 we observe a break not only in the political and legal institutions but also in terms of economic development.

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 30–52.

I. Einleitung

Der Erste Weltkrieg, hier verkürzt mit dem letzten Kriegsjahr 1918 gefasst, erscheint zunächst als ein offensichtlicher Bruch in der Entwicklung Ostmitteleuropas. Im Vergleich zu Westeuropa, dessen politisches System im Verlauf des Ersten Weltkriegs ebenfalls Veränderungen erfuhr, lassen doch der Zerfall der Habsburgermonarchie, die wieder- oder neugewonnene Staatlichkeit Polens und der Tschechoslowakei und die Veränderungen der Grenzen des Deutschen Reichs den Bruch mit der Vergangenheit viel schärfer wirken. Entsprechend stark ist die Historiographie Ostmitteleuropas von einer Gliederung in die Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg geprägt. Periodisierungen wie diese sind notwendig: „les periodisations servent a rendre les faits pensables".[1] Zugleich sind sie aber immer problematisch. Zum einen läuft jede Periodisierung Gefahr, den Einfluss der jeweils herangezogenen Kriterien, in diesem Fall eines Strukturbruchs der politischen und rechtlichen Institutionen, auf die weitere historische Entwicklung zu überschätzen. Zum anderen verleitet jede Periodisierung dazu, Kontinuitäten in anderen Bereichen zu vernachlässigen. In diesem Beitrag wird argumentiert, dass genau diese Aspekte von grundlegender Bedeutung für ein Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung Ostmitteleuropas und des Zusammenhangs zwischen wirtschaftlicher Entwicklung und institutionellen Rahmenbedingungen im 20. Jahrhundert sind.
Im Folgenden soll die Entwicklung der Staatenkonfiguration Ostmitteleuropas, insbesondere die Veränderungen der Staatsgrenzen und der politischen Partizipation in Bezug zur wirtschaftliche Entwicklung zwischen etwa 1900 und dem Beginn des Zweiten Weltkriegs gesetzt werden. Im Anschluss daran wird der Versuch unternommen, diese Beziehung neu zu interpretieren als Koordinationsproblem zwischen politischen Akteuren. Am Ende stehen einige Überlegungen zur Frage der Periodisierung.

II. 1918 als Strukturbruch von Institutionen und Infrastruktur

Der Ausgang des Ersten Weltkrieges brachte eine umfassende Neuordnung der Staatenkonfiguration Europas mit sich. Um nur die größten Veränderungen zu benennen: Osterreich-Ungarn, das 1913 noch 13 % der Bevölkerung Europas und immerhin zehn Prozent seiner gesamten Wirtschaftsleistung darstellte, fiel auseinander. Es wurde zergliedert in zwei kleine Rumpfstaaten Österreich und Ungarn, einen neugeschaffenen Staat Tschechoslowakei als Zusammenschluss der ehemaligen Kronländer Böhmen, Mähren, Österreichisch-Schlesien sowie der Slowakei (ehemals Oberungarn) und der Karpartenukraine, ein wiederhergestelltes Polen; bestehend im wesentlichen aus den drei alten Teilungsgebieten sowie Teilen Oberschlesiens, Litauens, Weißrusslands und der Ukraine; und das süd(=jugo)slawische Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Das Deutsche Reich verlor damit das ehemalige preußische Teilungsgebiet und Ost-Oberschlesien

1 K. Pomian, L'Ordre du temps, Paris 1984, S. 162.

an den neuen polnischen Staat, sowie unter anderem das Reichsland Elsass-Lothringen an Frankreich. Auf dem Territorium des untergegangenen russischen Zarenreichs entstanden neben Polen auch Estland, Lettland, Litauen und Finnland als unabhängige Staaten.

Mit dieser verwirrenden Vielzahl territorialer Veränderungen war eine weitgehende Umverteilung politischer Macht verbunden – ein Prozess der zunächst zumindest als „Demokratisierung" beschrieben werden kann und mit der Notwendigkeit verbunden war, die rechtlichen und administrativen Rahmenbedingungen sowie Infrastrukturen den neuen Staatsgrenzen anzupassen. Eine Darstellung der Neuordnung der politischen Verhältnisse kann hier nur ganz summarisch gegeben werden. Dabei liegt es nahe, auf Ergebnisse der empirischen Politikwissenschaften zurückzugreifen, um politische Regime zu charakterisieren und zugleich deren Veränderungen vergleichend sichtbar zu machen. Marshall und Jaggers etwa entwickelten das sog. Polity IV Projekt mit dem Ziel die Veränderungen der politischen Regimes Europas vergleichend abzubilden. In ihrem Ansatz beschreiben sie ein politisches Regime in mehreren Dimensionen, darunter „institutionalized democracy", „institutionalized autocracy" sowie „polity" als Zusammenfassung beider.[2] Für das Modell der „institutionalized democracy" werden etwa der Zugang zur Exekutive, Beschränkungen der Exekutive und der Wettbewerbscharakter der politischen Partizipation erfasst, während das Modell der „institutionalized autocracy" darüber hinaus Beschränkungen für die Spitze der Exekutive und den Charakter von Regulierungen der politischen Partizipation einbezieht. Das Konzept „polity" fasst beides zusammen und beschreibt das politische Regime zwischen reifer Demokratie (10) und vollständiger Autokratie (-10).

Die politische Landschaft Ostmitteleuropas veränderte sich nach dem Ersten Weltkrieg entlang nahezu all dieser Dimensionen ganz grundlegend. Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn, die im 19. Jahrhundert einen mehr oder minder ausgeprägten Prozess der allmählichen Demokratisierung erlebten, allerdings ohne eine effektive demokratische Partizipation der Masse der Bevölkerung zu erreichen, kollabierten unter inneren Konflikten und der Belastung des Krieges. Auf den Territorien, die in der Folge verloren wurden, entstanden neue politische Systeme. Dieser Wandel war zunächst von einer weitgehenden „Demokratisierung" sowohl der alten als auch der neuen Staaten geprägt. Die Tabellen 1 und 2 zeigen diese Entwicklung anhand der Indikatoren „institutionalized democracy" und „polity" für den Zeitraum 1900–1937 für Ostmitteleuropa mit Russland (bis 1922) sowie Großbritannien. [3]

2 Siehe M. G. Marshall / K. Jaggers, POLITY IV Project. Political Regime Characteristics and Transitions, 1800–2004. Dataset Users' Manual, George Mason University 2005, S. 12 ff.

3 Dabei wurden Ungarn und Österreich schon im Polity Projekt getrennt behandelt. Die Werte für die Tschechoslowakei vor 1918 folgen denen Österreichs während für Polen vor 1918 die Werte für die drei Teilungsmächte mit dem jeweiligen Bevölkerungsanteil des Teilungsgebiets gewichtet zusammengefasst wurden.

Tabelle 1: Institutionalized Democracy, 1900–1937
(eigene Berechnungen nach Marshall und Jagger 2005)

	Deutsches Reich	Russland	Österreich	Ungarn	Tschecho-slovakei	Polen	Groß-britannien
1900	4	0	1	1	1	0.87	7
1901	4	0	1	1	1	0.87	8
1902	4	0	1	1	1	0.87	8
1903	4	0	1	1	1	0.87	8
1904	4	0	1	1	1	0.87	8
1905	4	0	1	1	1	0.87	8
1906	4	1	1	1	1	1.44	8
1907	4	1	1	1	1	1.44	8
1908	4	1	1	1	1	1.44	8
1909	5	1	1	1	1	1.59	8
1910	5	1	1	1	1	1.59	8
1911	5	1	1	1	1	1.59	8
1912	5	1	1	1	1	1.59	8
1913	5	1	1	1	1	1.59	8
1914	5	1	1	1	1	1.59	8
1915	5	1	1	1	1	1.59	8
1916	5	1	1	1	1	1.59	8
1917	5	1	1	1	1	1.59	8
1918	5	1	1	1	7	8	8
1919	6	1	8	0	7	8	8
1920	6	1	8	1	7	8	8
1921	6	1	8	1	7	8	8
1922	6	1	8	1	7	8	10
1923	6	Na	8	1	7	8	10
1924	6	Na	8	1	7	8	10
1925	6	Na	8	1	7	8	10
1926	6	Na	8	1	7	2	10
1927	6	Na	8	1	7	2	10
1928	6	Na	8	1	7	2	10
1929	6	Na	8	1	7	2	10
1930	6	Na	8	1	7	2	10
1931	6	Na	8	1	7	2	10
1932	6	Na	8	1	7	2	10
1933	0	Na	8	1	7	2	10
1934	0	Na	0	1	7	2	10
1935	0	Na	0	1	7	0	10
1936	0	Na	0	1	7	0	10
1937	0	Na	0	1	7	0	10

Das Jahr 1918 wird als dramatischer Einschnitt sichtbar, der ganz Ostmitteleuropa aber auch westliche Staaten wie Großbritannien betraf. Auffallend ist der Umstand, dass alleine Ungarn nicht an diesem Demokratisierungsprozess teilnahm und dass die neuen Demokratien kurzlebig waren: nur in der Tschechoslowakei gelang es, die Demokratie bis über die Weltwirtschaftskrise hinaus zu stabilisieren. Die Gesellschaften Ostmitteleuropas standen damit 1918 vor enormen Herausforderungen. Sie mussten nicht nur den Übergang in ein neues, bis auf Ungarn nach der Niederschlagung der Räterepublik demokratisches System gestalten, sondern dieses System auch an die dramatisch veränderten Territorialgrenzen anpassen. Als Otto Mayer 1924 im Vorwort zur Neuauflage

seines Lehrbuchs „Deutsches Verwaltungsrecht“ schrieb: „Verfassungsrecht vergeht, Verwaltungsrecht besteht“[4], traf dies damals allenfalls auf das Deutsche Reich zu.

Tabelle 2: „Polity“, 1900–1937 (eigene Berechnungen nach Marshall und Jagger 2005)

	Deutsches Reich	Russland	Österreich	Ungarn	Tschecho-slovakei	Polen	Groß-britannien
1900	1	-10	-4	-4	-4	-6.67	7
1901	1	-10	-4	-4	-4	-6.67	8
1902	1	-10	-4	-4	-4	-6.67	8
1903	1	-10	-4	-4	-4	-6.67	8
1904	1	-10	-4	-4	-4	-6.67	8
1905	1	-8	-4	-4	-4	-5.53	8
1906	1	-6	-4	-4	-4	-4.39	8
1907	1	-6	-4	-4	-4	-4.39	8
1908	1	-6	-4	-4	-4	-4.39	8
1909	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1910	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1911	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1912	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1913	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1914	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1915	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1916	2	-6	-4	-4	-4	-4.24	8
1917	2	-1	-4	-4	-4	-1.38	8
1918	4	-1	0	-6	7	8	8
1919	6	-1	4	-7	7	8	8
1920	6	-1	8	-1	7	8	8
1921	6	-1	8	-1	7	8	8
1922	6	-1	8	-1	7	8	10
1923	6	Na	8	-1	7	8	10
1924	6	Na	8	-1	7	8	10
1925	6	Na	8	-1	7	8	10
1926	6	Na	8	-1	7	-3	10
1927	6	Na	8	-1	7	-3	10
1928	6	Na	8	-1	7	-3	10
1929	6	Na	8	-1	7	-3	10
1930	6	Na	8	-1	7	-3	10
1931	6	Na	8	-1	7	-3	10
1932	6	Na	8	-1	7	-3	10
1933	-9	Na	-1	-1	7	-3	10
1934	-9	Na	-9	-1	7	-3	10
1935	-9	Na	-9	-1	7	-6	10
1936	-9	Na	-9	-1	7	-6	10
1937	-9	Na	-9	-1	7	-6	10

Polen zum Beispiel erbte die höchst unterschiedlichen Verwaltungs- und Rechtssysteme Österreich-Ungarns, Russlands und des Deutschen Reichs. Der junge polnische Staat, der sich noch bis 1921 im Krieg mit russischen Truppen befand, stand vor dem Problem, drei Systeme von Zivilrecht, Strafrecht und Verwaltungsrecht, dazu fünf unterschiedliche Währungen zusammenzuführen. Nicht zu vergessen ist die Infrastruktur, die zur Verlagerung der Truppen und zur Versorgung der Städte dringend vereinheitlicht werden musste. Beispielsweise galt es Eisenbahnenlinien mit unterschiedlichen Spurweiten im

4 O. Mayer, Deutsches Verwaltungsrecht, Band I, 3. Auflage, Berlin 1924, Vorwort.

ehemals russischen und deutschen sowie habsburgischen Landesteilen in ein einziges neues System zu integrieren.[5] Ein solches Infrastrukturproblem bestand ganz allgemein für die neuen Staaten. Die politischen und wirtschaftlichen Zentren Prag, Warschau, Budapest, Bukarest und Belgrad waren 1914 entweder überhaupt nicht, oder nur schlecht mit Eisenbahnen verbunden. Beispielsweise existierten zwar exzellente Eisenbahnverbindungen von allen Zentren Ostmitteleuropas nach Wien und Berlin, aber es fehlten direkte Verbindungen zwischen Prag und Bratislava, resp. Budapest, Prag und Belgrad, Warschau und Belgrad oder Warschau und Bukarest (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3: Direkte Eisenbahnverbindungen zwischen den Zentren Ostmitteleuropas 1914–1935

	Jahr	Berlin	Wien	Prag	Warschau
		Dauer (Anzahl pro Woche)	Dauer (Anzahl pro Woche)	Dauer (Anzahl pro Woche)	Dauer (Anzahl pro Woche)
Prag	1914	6.27 (70)	5.28 (133)		19.83 (14)
	1935	5.7 (56)	6 (77)		13.27 (28)
Warschau	1914	10.55 (30)	14.7 (28)	19.83 (14)	
	1935	8.47 (48)	12.78 (28)	13.27 (28)	
Budapest	1914	17.07 (42)	4.23 (98)	– (0)	21.53 (14)
	1935	15.45 (42)	2.97 (89)	9.53 (28)	15.78 (14)
Bukarest	1914	33.08 (14)	22.72 (28)	36.47 (14)	– (0)
	1935	30.25 (28)	19.87 (56)	32.45 (28)	24.08 (14)
Belgrad	1914	26.07 (14)	11.12 (28)	– (0)	– (0)
	1935	23.13 (20)	11.88 (28)	17.22 (6)	23.47 (14)

Quelle: T. J. Howkins, The adjustment of international rail passenger services to new state boundaries – the Eastern Marchlands of Europe 1918–39, in: Journal of Transport Geography Vol. 7 (1999), S. 147-158.

Sowohl die Veränderungen der rechtlichen Rahmenbedingungen als auch die der Infrastruktur folgten allerdings nicht nur der Notwendigkeit einer Vereinheitlichung und Anpassung an die neuen Territorialgrenzen. Vielmehr waren diese Entwicklungen geprägt von einer grundlegend neuen Artikulation politischer und auch wirtschaftlicher Interessen, die bis 1918 nur teilweise oder überhaupt nicht durchsetzbar waren. Ein zentraler Gegenstand dieser politischen und wirtschaftlichen Interessen lag in der Schaffung sozialer Sicherungssysteme und der Bereitstellung öffentlicher Güter, die nicht nur die Verkehrsinfrastruktur, sondern auch Schulen und Hochschulen, Bibliotheken, Theater, Krankenhäuser und Elektrizitätswerke umfassten. Die Ausstattungsdichte Ostmitteleu-

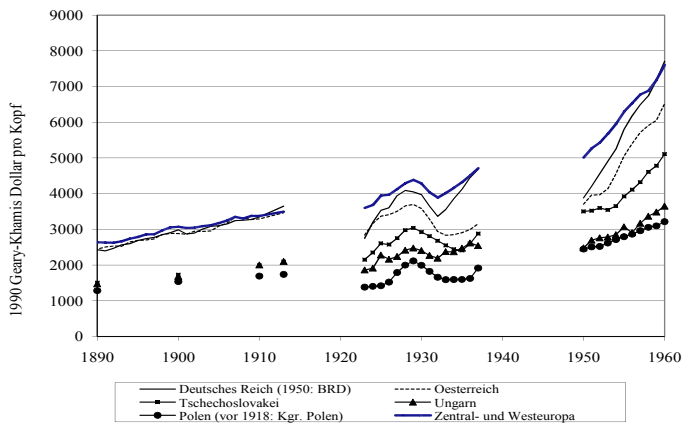
5 Siehe dazu Z. Landau, Integracja Gospodarcza Polsi w Latach 1918–1923, in: Studia Historyczne XXXIII (1992) 1, S. 63-76 und Ch. Kopper, Den Rücken zugewandt? Deutsch-polnische Verkehrsbeziehungen 1920 bis 2000, in: D. Bingen / P. O. Loew / N. Wolf (Hrsg.), Interesse und Konflikt. Zur politischen Ökonomie der deutsch-polnischen Beziehungen, 1900–2000 (Veröffentlichungen des Deutschen Polen Instituts, Darmstadt), Wiesbaden 2008, S. 47-57.

ropas mit öffentlichen Gütern war im Vergleich zu Mittel-, Nord- und Westeuropa gering, die politische Nachfrage der jungen Demokratien danach war dagegen gewaltig.

III. 1918 als Strukturbruch der wirtschaftlichen Entwicklung

Die Wirtschaft Ostmitteleuropas wird hier aus zweierlei Perspektiven betrachtet. Zum einen geht es um die Entwicklung der einzelnen Staaten beziehungsweise Territorien Ostmitteleuropas zwischen etwa 1890 und dem Zweiten Weltkrieg. Zum anderen geht es um Ostmitteleuropa als Wirtschaftsraum und damit um die Verflechtung der einzelnen Staaten (Territorien) untereinander. Einen Überblick die wirtschaftliche Situation der Einzelstaaten betreffend verschaffen Maddisons Schätzungen zum Bruttoinlandsprodukt pro Kopf in Kaufkraftparitäten, also bereinigt um Effekte unterschiedlicher Preisniveaus und Währungen.[6] Die Angaben beruhen im Wesentlichen auf Statistiken zur landwirtschaftlichen und industriellen Produktion und müssen als Näherung an die tatsächlichen Zahlen gesehen werden. Die Darstellung pro Kopf bietet sich an, um die sehr unterschiedlich großen Staaten untereinander und zeitlich über die Grenzverschiebungen hinweg zumindest grob vergleichen zu können. Dabei wird auf eine Darstellung von Schätzungen für 1913–1922 und 1938–1949 verzichtet weil die statistischen Grundlagen hierfür nicht ausreichend sind.

Abb. 1: Schätzungen für das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf, Ostmitteleuropa 1890–1960 (nach Maddison 2007 und Roses und Wolf 2010)



6 Angus Maddison, Statistics on World Population, GDP and Per Capita GDP, 1–2006 AD, Groningen 2007.

Bei der Betrachtung von Abbildung 1 fällt der Erste Weltkrieg weniger als Strukturbruch, sondern als Beginn einer Phase verstärkter Schwankungen auf. Ungarn und die Tschechoslowakei entwickelten sich 1923–1937 offenbar entlang eines Trends, wie er seit dem späten 19. Jahrhundert sichtbar war, während Polen und auch Österreich unter diesem Potential blieben.[7] Nicht der Erste Weltkrieg sondern das Ende des Zweiten Weltkriegs scheint einen eindeutigen Strukturbruch hin zu beschleunigter Entwicklung zu markieren. Es ist bemerkenswert, wie sehr die gesamtwirtschaftliche Entwicklung Ostmitteleuropas trotz der dramatischen Veränderungen der politischen Rahmenbedingungen derjenigen Mittel- und Westeuropas ähnelt; keinem der neuen Staaten Ostmitteleuropas gelang es, die neue politische Unabhängigkeit für einen wirtschaftlichen Aufholprozess zu nutzen. Vielmehr scheinen alle europäischen Wirtschaftsräume zumindest bis zum Ende der Weltwirtschaftskrise ganz weitgehend dem gleichen Muster zu folgen.[8]

Das führt uns zu einer Betrachtung der wirtschaftlichen Verflechtung Ostmitteleuropas. Die Historiographie ist bisher davon ausgegangen, dass die Veränderung der politischen Grenzen im Zuge des Ersten Weltkriegs zu einer dramatischen Entflechtung („Desintegration") Europas und insbesondere Ostmitteleuropas führte. In der Regel wird dabei eine weitreichende wirtschaftliche Verflechtung Europas und der weiteren Weltwirtschaft bis 1914 mit der Zwischenkriegszeit kontrastiert, die durch neue Grenzbarrieren, Protektionismus und einen Rückfall in eine ausschließlich an nationalen Zielen orientierte Wirtschaftspolitik. John Maynard Keynes etwa zeichnete in *The Economic Consequences of the Peace* (London 1920), seiner umfassenden Kritik der Friedensverträge von 1919, das Bild eines wohlgeordneten und tief verflochtenen Wirtschaftsraums Ostmitteleuropa vor 1914, der durch die Verträge brutal zerrissen wurde. Da diese Sicht von Keynes für Generationen prägend war, soll sie hier wiedergegeben werden:

> *The interference of frontiers and of tariffs was reduced to a minimum, and not far short of three hundred million people lived within the three Empires of Russia, Germany and Austria-Hungary. The various currencies, which were all maintained on a stable basis in relation to gold and to one another, facilitated the easy flow of capital and of trade to an extent the full value of which we only realise now, when we are deprived of its advantages. Over this great area there was an almost absolute security of property and of person.* (…) *This is too well known to require detailed substantiation with figures.*[9]

7 Allerdings können Maddisons Schätzungen für das Niveau vor 1914 auch schlicht etwas zu hoch ausgefallen sein. Zu einer Revision der Schätzungen für Österreich siehe M. Schulze, Origins of catch-up failure: comparative productivity growth in the Habsburg Empire, 1870–1910, in: European Review of Economic History, Vol. 11 (2007) 2, S. 189-218.

8 Für einen Überblick zur wirtschaftlichen Entwicklung Europas in der Zwischenkriegszeit vgl. J. R. Roses / N. Wolf, Aggregate Growth 1913–1950, in: S. Broadberry / K. H. O'Rourke (Hrsg.), The Cambridge Economic History of Modern Europe, Vol. 2. 1870 to the Present, Cambridge University Press 2010.

9 J. M. Keynes, The Economic Consequences of the Peace, London 1920, S. 13-14.

Diese Darstellung wurde nicht nur von vielen Zeitgenossen, sondern auch von der bisherigen Forschung weitgehend unkritisch übernommen.[10] Es sei hier nur am Rande darauf hingewiesen, dass die Mehrzahl der Wirtschaftshistoriker Keynes auch darin folgt, die Frage nach politischer Partizipation in Ostmitteleuropa vor 1914 auszublenden. Aber entgegen Keynes' Versicherung ("too well known") wissen wir überraschend wenig über die wirtschaftliche Verflechtung Europas oder Ostmitteleuropas vor und nach 1918. Das liegt im Wesentlichen daran, dass bisher weder die Quellen noch die statistischen Methoden für eine systematische Analyse zur Verfügung standen. Zwei Untersuchungen, die mit unterschiedlichen Methoden jeweils neu zusammengestellte historische Quellen analysieren – in einem Fall mit Bezug auf Österreich-Ungarn und die Nachfolgestaaten der Monarchie, im anderen mit Bezug auf ganz Ostmitteleuropa –, führen zu überraschenden Ergebnissen.[11] Demnach wies der Wirtschaftsraum Ostmitteleuropa schon seit Mitte der 1880er Jahre „Sollbruchstellen" auf, die im Wesentlichen entlang der zukünftigen neuen Grenzen verliefen und zum Teil auf Bemühungen um eine ethnisch-geprägte „nationale" Wirtschaftsorganisation zurückgeführt werden können. Die tatsächliche Veränderung der Grenzen zwischen 1918 und etwa 1923 hatte entsprechend nur einen schwachen Desintegrationseffekt, weil diese Veränderung in der wirtschaftlichen Verflechtung schon vorweggenommen war. Allerdings bereiteten die neuen staatlichen Strukturen die Grundlage für eine weitergehende Desintegration in Reaktion auf die Weltwirtschaftskrise von 1929–1933 vor.

Österreich-Ungarn war angesichts der ethnischen Vielfalt seiner Bevölkerung, des wirtschaftlichen Entwicklungsgefälles zwischen den Kronländern und schließlich auch der Verteilung politischer Macht repräsentativ für Ostmitteleuropa insgesamt. Die Wahrscheinlichkeit, dass zwei Bewohner der größten zwanzig Städte der Monarchie die gleiche Muttersprache sprachen, lag für den Zeitraum 1880–1910 bei unter 20 Prozent. Wenig überraschend ist die Historiographie zur Geschichte Österreich-Ungarns bis heute von Fragen geprägt, die andere Teile Ostmitteleuropas in ähnlicher Weise betreffen. Insbesondere die Frage, ob das Reich an sich stabil und im Wesentlichen erst durch die Last des Krieges auseinanderbrach[12], oder ob innere Konflikte diesen Zerfall vorangetrieben haben[13] wird weiter diskutiert. Anhand der Dynamik von Getreidepreisen lässt sich zeigen, dass zwar rein technisch durch Eisenbahnen und neue Kommunika-

10 Vgl. C. H. Feinstein / P. Temin / G. Toniolo, The European economy between the Wars, Oxford, Oxford University Press 1997. Eine Ausnahme ist J. Nautz, Between Political Disintegration and Economic Reintegration. Austrian trade relations with the successor states after World War I, in: D. F. Good (Hrsg.) Economic Transformations in East and Central Europe, Routledge, London / New York 1994, S. 261-276.

11 M.-S. Schulze / N. Wolf, Economic nationalism and economic integration: the Austro-Hungarian empire in the late nineteenth century, LSE Working Paper 2009 und H.-Ch. Heinemeyer / M.-S. Schulze / N. Wolf, Endogenous Borders? Exploring a Natural Experiment on Border Effects, in: CEPR Discussion Paper No. 6909, CEPR London 2008.

12 S. Sked, The decline and fall of the Habsburg Empire, 1815–1918, Harlow 2001; D. F. Good, The economic rise of the Habsburg Empire, 1750–1918, Berkeley 1984.

13 S. Wank, The Habsburg Empire, in: K. Barkey / M. von Hagen (Hrsg.), After empire. Multiethnic societies and nation-building. The Soviet Union and the Russian, Ottoman, and Habsburg Empires, Boulder 1997; O. Jászi, The Dissolution of the Habsburg Monarchy, Chicago 1929; S. G. Kornish, Constitutional aspects of the struggle bet-

tionsmittel die Integration der Märkte in der Zeit 1880–1914 voranschritt. Allerdings entwickelte sich diese Integration zunehmend asymmetrisch in Folge eines wachsenden Einflusses ethnischer Abgrenzungsbestrebungen auf die Märkte, die mehr oder weniger institutionalisierte Formen wie Verkaufs- und Kreditgenossenschaften[14] oder Boykottbewegungen[15] annahmen. Seit etwa 1885–1890 war der Einfluss dieser ethnischen Organisationsformen so stark, dass sich die zukünftigen Grenzveränderungen aus dem Integrationsmuster der Getreidemärkte abzeichneten.[16]

Wenn man die Untersuchung auf ganz Ostmitteleuropa und über Getreide hinaus auf Rohstoffe wie Kohle sowie Industrieprodukte wie Maschinen und chemische Produkte erweitert, ergibt sich ein ähnliches Bild. Die detaillierten Statistiken über Transporte auf Eisenbahnen erlauben eine Untersuchung regionaler Transportströme über den Bruch des Ersten Weltkriegs hinweg. So lässt sich etwa die Verflechtung Galiziens mit dem Königreich Polen, Großpolen oder auch mit der Provinz Brandenburg für den gesamten Zeitraum seit 1885 bis in die 1930er Jahre hinein verfolgen. Dabei zeigt sich, dass diejenigen Regionspaare, die nach dem Ersten Weltkrieg durch eine neue Staatsgrenze getrennt wurden (etwa Brandenburg und Großpolen) bereits vor 1914 relativ zum gesamten Wirtschaftsraum Ostmitteleuropa und systematisch schwächer miteinander integriert waren.[17] Auch hier scheinen Bestrebungen um eine „nationale" Wirtschaft entlang ethnischer Trennlinien eine Rolle gespielt zu haben.[18]

Dieser seit Mitte des 19. Jahrhunderts aufblühende Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa hatte seine Ursprünge in einem zunehmend erkennbaren Wohlstandsgefälle zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen gepaart mit tatsächlicher und empfundener Diskriminierung im Zugang zu Ressourcen wie Boden, Kapital und Bildung, sowie nicht zuletzt im Zugang zu öffentlichen Ämtern. Diese ethnische Diskriminierung nahm dabei in Österreich-Ungarn, dem Deutschen Reich und Russland die unterschiedlichsten Formen an, die von dem fehlenden Einschreiten des Staates gegen eine ethnisch-orientierte Kreditvergabe von Banken in Böhmen[19], über Diskriminierung mittels

ween Germans and Czechs in the Austro-Hungarian Monarchy, in: Journal of Modern History Vol. 21 (1949), S. 231-61.

14 T. Lorenz (Hrsg.), Cooperatives in ethnic conflicts: Eastern Europe in the 19th and early 20th century, Berlin 2006.

15 R. Jaworski, Zwischen ökonomischer Interessenvertretung und national-kultureller Selbstbehauptung. Zum Wirtschaftsnationalismus in Ostmitteleuropa vor 1914, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung (2004), S. 257-68.

16 M.-S. Schulze / N. Wolf, Economic nationalism (Anm. 11).

17 Dies gilt nach Berücksichtigung anderer Faktoren wie relativer Wirtschaftskraft oder Entfernungen. Zur Entwicklung der wirtschaftlichen Verflechtung der deutschen Ostgebiete in das Reich vor 1914 siehe auch U. Müller, Integration and Disintegration. The Eastern Provinces of the German Empire between National Economy and East-Central European Regional Division of Labour, in: U. Müller / H. Schultz (Hrsg.), National Borders and Economic Disintegration in Modern East Central Europe, Berlin 2002.

18 Vgl. Heinemeyer / Schulze / Wolf, Endogenous Borders? (Anm. 11).

19 Vgl. E. Kubů, Wirtschaftsnationalismus in Parteiprogrammen der böhmischen Länder und der ersten Tschechoslowakischen Republik, in: A. Pogany / E. Kubů / J. Kofman (Hrsg.), Für eine nationale Wirtschaft. Ungarn, die Tschechoslowakei und Polen vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Berlin 2006, S. 76.

Sprache und anderen Instrumenten im Zugang zu Bildung[20] bis zur Zwangsumsiedlung von Polen aus den preußischen Ostprovinzen 1885[21] und der Inhaftierung nationaler Aktivisten (wie etwa Pilsudski in Russland 1888) reichte.

Die Ausstattung Ostmitteleuropas mit öffentlichen Gütern hinkte derjenigen Mittel- und Westeuropas hinterher, was sowohl Folge wirtschaftlicher Rückständigkeit als auch einer gewissen staatlichen Vernachlässigung durch die Machtzentren in Berlin, Moskau oder Wien war und die Rückständigkeit weiter verschärfte.[22] Als Beispiel unter vielen kann die Zahl der Universitäten und Studierenden herangezogen werden. Nach der Niederschlagung des Novemberaufstands wurde 1831 mit der Universität Warschau die einzige Hochschule im Königreich Polen geschlossen, zwar im Zuge des Tauwetters nach dem Krimkrieg 1857 wiedereröffnet, jedoch nur mit eingeschränktem Lehrbetrieb der ab 1870 zudem nur in russischer Sprache abgehalten wurde.[23] Im preußischen Teilungsgebiet existierte lediglich die 1903 gegründete Königliche Akademie, die allerdings nicht den Status einer Universität hatte.[24] Dagegen konnte Galizien, das habsburgische Teilungsgebiet Polens, mit Lemberg und Krakau immerhin zwei Universitäten vorweisen, die auch umfangreiche Forschungs- und Lehraktivitäten entfalten konnten. Nach Askenazy zählte im Jahre 1904 die Universität Lemberg 1933 Studierende, die Universität Krakau 1817, die Universität Warschau dagegen lediglich 1100.[25] Damit kamen im Jahr 1904 bei einer geschätzten polnischen Bevölkerung von etwa 24 Millionen[26] gerade zwei Studenten pro 10000 Einwohner. Für das Deutsche Reich lag diese Zahl 1904 bei immerhin etwa zehn.[27] Ein ganz ähnliches Bild ergibt sich nach anderen Indikatoren, etwa der Dichte des Eisenbahnnetzes um 1913.

Darstellungen der wirtschaftlichen Entwicklung Ostmitteleuropas seit 1918 betonen in der Regel die ungeheuren Schwierigkeiten, denen sich die neuen Staaten stellen mussten.[28] Dabei besteht die Gefahr, das gewaltige Wachstumspotential dieser Region zu unterschätzen, das bereits in den 1920er Jahren vorbereitet, in der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs nur teilweise zerstört und erst danach langsam realisiert wurde.[29] Nur eine Einschätzung dieses Potentials lässt deutlich werden, was schon bis zur Weltwirtschafts-

20 Vgl. Ferdinande Knabe, Sprachliche Minderheiten und nationale Schule in Preussen zwischen 1871 und 1933: eine bildungspolitische Analyse, Münster 2000.

21 Vgl. H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Band 3: 1849–1914, München 1995, S. 963 f.

22 Zum komplexen Zusammenhang zwischen wirtschaftlicher Entwicklung, politischen Rahmenbedingungen und öffentlichen Gütern siehe den grandiosen Überblick bei P. Lindert, Growing Public. Social Spending and Economic Growth Since the Eighteenth Century, Cambridge 2004.

23 Siehe Sz. Askenazy, Uniwersytet Warszawski, Warschau 1905, S. 9 ff.

24 Ch. Schröder, Planung und Gründung der Königlichen Akademie zu Posen 1897–1903, in Studia Historia Slavo-Germanica Vol. 25 (2003), S. 73-99.

25 Sz. Askenazy, Uniwersytet Warszawski (Anm. 23), S. 18.

26 N. Wolf, Local Comparative Advantage: agriculture and economic development in Poland, 1870–1973, in: P. Lains / V. Pinilla (Hrsg.) Agriculture and Economic Development in Europe since 1870, London/New York 2008, S. 255-286, hier S. 262.

27 B. R. Mitchell, European Historical Statistics, New York 1976, S. 772.

28 Vgl. D. H. Aldcroft, Europe's Third World, Aldershot, Ashgate 2006; I. T. Berend / G. Ranki, Economic Development in East Central Europe in the 19th and 20th Centuries, New York 1974.

29 Vgl. J. R. Roses / N. Wolf, Aggregate Growth 1913–1950 (Anm. 8).

krise durch mangelnde politische Kooperation und anschließend Aggression und Krieg verloren ging. Einige Beispiele zum Wandel von Infrastruktur, Technologie und Bildung sollen dies veranschaulichen. Tabelle 4 zeigt die Entwicklung des Eisenbahnnetzes Ostmitteleuropas 1913–1937.

Tabelle 4: Eisenbahnnetz in km (in Klammern km pro 1000 km²)

		1913	1928	1936
1	Polen 1913: Kgr. Polen	3596 (26)	–	–
2	Polen 1913: Galizien	4120 (52)	–	–
3	Polen 1913: Posen und Westpommern	5140 (120)	–	–
4	Polen (= Summe aus 1-3)	12856 (49)	–	–
5	Polen (Grenzen von 1922)	18323 (47)	19495 (50)	20181 (52)
6	Österreich (Grenzen von 1921)	5286 (63)	6688 (78)	6702 (80)
7	Ungarn (Grenzen von 1921)	6665 (72)	8617 (93)	8657 (93)
8	Tschechoslowakei (Grenzen von 1921)	10801 (77)	13567 (97)	13595 (97)
9	Österreich-Ungarn (= Summe aus 6-8)	22981 (72)	–	–
10	Deutsches Reich (Grenzen von 1921)	57935 (123)	58223 (124)	58967 (125)
11	Russland (Grenzen von 1923)	58500 (3)	76900 (4)	85100 (4)

Quellen: B. R. Mitchell, European Historical Statistics, Columbia University Press, New York 1976, S. 581 ff.., Historia Polski w liczbach, S. 92 ff., Statistisches Handbuch der Weltwirtschaft (1936) und eigene Berechnungen.

Wenngleich man in einigen Bereichen auf Schätzungen angewiesen ist, wird deutlich, dass das Schienennetz Ostmitteleuropas nach 1918 wuchs, während es in Westeuropa auf hohem Niveau stagnierte. Gleichzeitig konnten aber die Staaten Ostmitteleuropas bis 1936 nicht das (hohe) Niveau Deutschlands erreichen. Die tatsächliche Verbesserung der Infrastruktur können mit diesen Angaben zum Schienennetz jedoch nicht vollständig abgebildet werden. Beispielsweise wurden wirtschaftliche Zentren erstmals direkt verbunden (siehe Tab. 1), Streckenführungen vereinfacht und mit modernen Lokomotiven deutlich kürzere Fahrtzeiten erreicht. Eine neue, kürzere Linie von Krakau nach Warschau, die 1934 eröffnet wurde, reduzierte die Strecke um 12%, die Fahrtzeit allerdings um 33%.[30] Solche Entwicklungen im Bahnnetz hatten auch deshalb grundlegende Bedeutung, weil eine industrielle Entwicklung mit dem Stand der verfügbaren Technologie noch weitgehend von der Versorgung mit dem Energieträger Kohle abhing, und somit also von guten Bahnverbindungen zu den Binnen- und Seehäfen sowie den Kohlerevieren. Aber auch neue Technologien, die eine wirtschaftliche Entwicklung von der Geographie der Kohlevorkommen allmählich unabhängig machen sollten, begannen sich in Ostmitteleuropa zu verbreiten. Svennilson führt eine beeindruckende Liste technologischer Erneuerungen auf, die zwar zum Teil schon vor 1918 entwickelt wor-

30 M. Pisarski, Koleje polskie, Wydawnictwo Komunikacji i Łączności, Warschau 1974, S. 58.

den waren, aber in Europa alle erst nach 1918 eine wirtschaftliche Anwendung fanden, darunter die Massenproduktion von Automobilen, die Nutzung von Elektrotechnik in der Landwirtschaft oder Kühltechnologien.[31] Die Elektrifizierung machte Fortschritte, allerdings noch begrenzt auf die größeren Städte. So verzehnfachten etwa die Stadtwerke Warschau ihre Produktion zwischen 1919 und 1938.[32] Tabelle 5 gibt einen kurzen Überblick zur Elektrifizierung Ostmitteleuropas im internationalen Kontext.

Tabelle 5: Elektrifizierung Ostmitteleuropas im internationalen Kontext: Schätzungen zur Produktion in Mio. kWh (in Klammern produzierte kWh pro Kopf)

	1923	1929	1938
Österreich	1,91 (0,29)	2,55 (0,38)	2,99 (0,44)
Polen	1,52 (0,06)	3,05 (0,11)	3,98 (0,13)
Tschechoslowakei	1,48 (0,11)	2,50 (0,18)	4,12(*) (0,29)
Ungarn	0,34 (0,04)	0,70 (0,08)	1,11 (0,12)
Deutschland	15,40 (0,25)	30,66 (0,47)	55,33 (0,81)
Großbritannien	10,27 (0,23)	16,98 (0,37)	33,77 (0,71)

Quelle: eigene Berechnungen nach Mitchell, European Historical Statistics, S. 479 ff. und Maddison (2007). (*) Angabe für 1937.

Obwohl auch hier Ostmitteleuropa seinen westlichen Nachbarn hinterherhinkte, ist die Dynamik der Entwicklung klar erkennbar. Schließlich soll noch kurz das Beispiel Bildung als Beleg für das Wachstumspotential Ostmitteleuropas nach 1918 angeführt werden, denn hier konnte der Rückstand zum Westen tatsächlich verringert werden. Ostmitteleuropa erlebte nach dem Krieg eine Welle von Universitätsgründungen, etwa Posen (1919), Lublin (1918), oder Brno (1920) und Pressburg (1919) sowie zahlreichen Gründungen von technischen und kaufmännischen Hochschulen. Allein die Zahl der Studierenden an Universitäten stieg im Vergleich zur Vorkriegszeit sprunghaft an. Waren es 1904 gerade zwei Studenten pro 10.000 Einwohner auf polnischem Gebiet, gab es 1928 bereits etwa 16 Studenten pro 10.000 Einwohner (in der Tschechoslowakei waren es etwa 22, in Ungarn 15, im Deutschen Reich 17 gegenüber zehn um 1904).[33] Benavot und Riddle zeigen in ihrer Untersuchung zur weltweiten Entwicklung der Elementarbildung, insbesondere des Anteils der Schüler an der Gesamtzahl der Kinder im schulfähigen Alter (hier fünf bis 14 Jahre), dass Ostmitteleuropa zwischen 1900 und 1935 gegenüber Nord- und Westeuropa enorm aufholen konnte.[34]

31 I. Svennilson, Growth and stagnation in the European economy, United Nations Economic Commission for Europe, Geneva 1954, S. 21.

32 J. Pilatowicz, Dzieje elekrifikacji Warszawy, Warschau 1984, S. 113.

33 Vgl. Die Angaben bei Mitchell, European Historical Statistics (Anm. 27), S. 771 ff.

34 A. Benavot / P. Riddle, The Expansion of Primary Education, 1870–1940: Trends and Issues, in: Sociology of Education, Vol. 61 (1988), S. 191-210.

IV. Potenzial und Desaster – Ostmitteleuropa als Koordinationsproblem

Das Jahr 1918 markiert wie gesehen ohne Zweifel einen fundamentalen „Politikwechsel" hin zu mehr politischer Partizipation, der gerade in Ostmitteleuropa begleitet war vom Streben nach einer Verbesserung der materiellen Lebensverhältnisse und davon, zu Westeuropa aufzuschließen. Der Ausbau der Infrastruktur, die Einführung neuer Technologien und ein verbesserter Zugang zu Bildung waren Prioritäten aller Regierungen Ostmitteleuropas nach 1918 und sie verbesserten wohl auch langfristig das Entwicklungspotential der Region. Und doch gelang es keiner der Regierungen Polens, der Tschechoslowakei oder Ungarns die Lebensverhältnisse der Masse der Bevölkerung bis Ende der 1930er Jahre signifikant zu verbessern, ganz zu schweigen davon, den Rückstand im Pro-Kopf-Einkommen zum Westen zu verringern. Daher fällt es schwer, im Bereich der wirtschaftlichen Entwicklung einen klaren Strukturbruch um 1918 auszumachen. Es wäre sicherlich verfehlt daraus zu schließen, dass Politik ohne Einfluss auf wirtschaftliche Entwicklung gewesen sei. Vielmehr scheint das Stagnieren der wirtschaftlichen Entwicklung Ostmitteleuropas (wie auch Europas insgesamt), auf ein grundlegendes Koordinationsproblem zwischen den politischen Akteuren zurückführbar zu sein, das die wirtschaftliche Entwicklung lähmte. Dieses Koordinationsproblem wurde auch als eine der Ursachen der Weltwirtschaftskrise ausgemacht[35] und konnte erst nach einem weiteren Weltkrieg durch die Entstehung der Hegemonialmächte USA und UdSSR gelöst werden.

Die Regierungen Ostmitteleuropas hatten nach 1918 einen stark begrenzten Handlungsspielraum, um die Nachfrage nach öffentlichen Gütern und höherem Wohlstand zu befriedigen. Geprägt von den Nationalitätenkonflikten vor 1914 standen die Konzepte der Wirtschaftspolitik unter dem Einfluss des erfolgreichen Aufstiegs Deutschlands zur Wirtschaftsmacht und den Ideen Friedrich Lists.[36] Als prominenter zeitgenössischer Vertreter wirtschaftsnationalistischer Konzepte propagierte etwa Mihail Maniolescu die These, dass nur der Aufbau einer nationalen Industrie die wirtschaftliche Rückständigkeit Ostmitteleuropas beenden könne, und dass dieser Aufbau nur mit protektionistischen Maßnahmen erreicht werden könne.[37] Der wirtschaftliche und politische Aufstieg Deutschlands schien solche Vorstellungen zu bestätigen.[38] Zugleich trafen diese

35 B. Eichengreen, Golden Fetters. The Gold Standard and the Great Depression, 1919–1939, New York 1992.

36 Vgl. Kubů, Wirtschaftsnationalismus (Anm. 19), S. 74 f.; J. Kofman, Economic Nationalism and Development. Central and Eastern Europe between the Two World Wars, Boulder 1997, S. 96.

37 Vgl. ebenda, S. 14 f.

38 Wenngleich das Thema an dieser Stelle nicht vertieft werden kann, möchte ich betonen, dass ein solcher Zusammenhang zwischen Nationalismus und „deutscher" Industrialisierung zwar vermutet wurde (siehe Alexander Gerschenkron, Economic backwardness in Historical Perspective. A book of Essays, Cambridge, Massachusetts 1962, S. 25 ff.), dass er sich aber keineswegs nachweisen lässt. Siehe dazu K. Hardach, Nationalismus – Die deutsche Industrialisierungsideologie?, in: Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Heft 26, Köln 1976 und N. Wolf,, Was Germany ever united? Evidence from intra- and international trade, 1885–1933, in: Journal of Economic History Vol. 69 (2009) 3, S. 846-881.

Vorstellung auf einen ausgeprägten und zunehmend aggressiven Revisionismus im Deutschen Reich, der Republik Österreich und Ungarn.

Wenn wir an dieser Stelle davon ausgehen, dass tatsächlich nur eine Industrialisierung die wirtschaftliche Lage Ostmitteleuropas absolut und relativ zu Westeuropa verbessern konnte, lag das zentrale Problem weniger in der Organisation des Außenhandels und Fragen von Freihandel versus Schutzzoll, als vielmehr im Zugang zu Kapital.[39] In vielen Bereichen konnten Investitionen in Ostmitteleuropa beträchtliche Renditen erwirtschaften, etwa beim Ausbau von Infrastruktur oder der Elektrifizierung. Die Kapitalkosten waren jedoch hoch, weil zum einen der heimische Kapitalstock pro Kopf gering war und damit zumindest kurzfristig nur begrenzte Mittel für eine Industrialisierung – ob privat oder staatlich finanziert – verfügbar waren.[40] Zum anderen waren für heimische wie auch für ausländische Investoren Kapitalanlagen in Ostmitteleuropa mit beträchtlichen Risiken behaftet. Diese Risiken entstanden aus politischen Konflikten zwischen den Staaten Ostmitteleuropas untereinander und mit ihren Nachbarn, bekanntlich bis hin zur Infragestellung der territorialen Integrität der neuen Staaten.[41] Zugleich spielte aber die politische Instabilität innerhalb der neuen Staaten eine wichtige Rolle. Auch wenn das Problem allgemeiner gilt, soll im Folgenden das genannte Koordinationsproblem anhand des Zusammenhangs zwischen Industrialisierungspolitik, geldpolitischen Rahmenbedingungen Ostmitteleuropas und dem internationalen Kapitalmarkt dargestellt werden.[42]

Der Bereich der Geldpolitik ist gut geeignet, Koordinationsprobleme der Wirtschaftspolitik darzustellen, weil hier eine klar begrenzte Anzahl von Akteuren vor einer verhältnismäßig eindeutigen Entscheidungssituation steht. Die Akteure sind Zentralbanken und Regierungen mehrerer Länder und die Entscheidungssituation lässt sich mit dem „macroeconomic policy trilemma" beschreiben.[43] In einer kleinen offenen Volkswirtschaft stehen die politischen Akteure vor der Entscheidung, zwei der folgenden drei Optionen zu wählen. *Erstens* können sie Kapitalmobilität über die Staatsgrenzen hinweg zulassen; *zweitens* können sie den Wechselkurs der Landeswährung mit den wichtigsten Handelspartnern (die in der Regel auch die größten Investoren darstellen werden) stabilisieren; *drittens* können sie eine Geldpolitik betreiben, die sich unabhängig von der Außenwirt-

39 Vgl. A. Teichova, Aspects of Capital Accumulation in Interwar Central-East European Industry, in: History of European Ideas Vol. 3 (1982) 1, S. 79-93.

40 Diese Einschränkung galt auch dann, wenn Enteignung als politische Option betrachtet wurde.

41 Zu nennen ist hier der Umstand, dass keine Regierung der Weimarer Republik die Ostgrenze des deutschen Reichs mit Polen anerkannte, vgl. H. Schulze, Weimar: Deutschland 1917–1933, Berlin 1982.

42 Allgemein zur Problematik der internationalen Koordination von Wirtschaftspolitik siehe R. N. Cooper, Economic Interdependence and Coordination of Economic Policies, in: R. W. Jones / P. B. Kenen (Hrsg), Handbook of International Economics, Vol. III, Amsterdam 1985, S. 1195-1234. Zum historischen Hintergrund im Europa der Zwischenkriegszeit siehe B. Eichengreen, International Policy Coordination in Historical Perspective: A view from the inter-war years, in: W. Buiter / R. Manston (Hrsg.) International Economic Policy Coordination, Cambridge 1985, S. 139-178.

43 Siehe dazu M. Obstfeld / J. C. Shambaugh / A. M. Taylor, The Trilemma in History: Tradeoffs among exchange rates, monetary policies, and capital mobility, in: The Review of Economics and Statistics Vol. 87 (3), August 2005, S. 423-438.

schaft an innenpolitischen Fragen wie kurzfristigem Wachstum, der Arbeitslosenquote oder der Staatsverschuldung orientiert. Es handelt sich mithin um ein „Trilemma", denn es ist nicht möglich, alle drei Ziele gleichermaßen zu erreichen. Beispielsweise wäre bei grenzüberschreitender Kapitalmobilität und fixen Wechselkursen jeder Versuch, die Geldpolitik zur Finanzierung von Haushaltsdefiziten oder staatlichen Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zu instrumentalisieren, zum Scheitern verurteilt. Vielmehr müssen sich die politischen Akteure zwischen den drei Optionen „stabile Wechselkurse und Kapitalmobilität ohne geldpolitische Unabhängigkeit", „stabile Wechselkurse mit geldpolitischer Unabhängigkeit und beschränkter Kapitalmobilität" und „flexible Wechselkurse mit Kapitalmobilität und geldpolitischer Unabhängigkeit" entscheiden. Beschreibt dies die Situation der Staaten Ostmitteleuropas für den Zeitraum 1900 bis 1936?

Um 1900 nahmen das Deutsche Reich, Russland und Österreich-Ungarn am internationalen Goldstandard teil und stabilisierten damit ihre Wechselkurse gegen den Goldpreis. Die internationale Kapitalmobilität war relativ hoch, und wenngleich die Zentralbanken direkt der Exekutive unterstellt waren, scheinen sie bis 1914 ihre Geldpolitik weitestgehend an der Stabilisierung des Goldwertes der Landeswährung ausgerichtet zu haben, nicht an innenpolitischen Zielen. Mit einigen Einschränkungen lassen sich auch alle drei Staaten als „offene" Volkswirtschaften beschreiben, da Zollbarrieren für den Großteil des Außenhandels noch recht gering waren. Dass es sich auch um „kleine" Volkswirtschaften handelte, lässt sich daran erkennen, dass Preisindizes und Konjunkturzyklen grenzüberschreitend korreliert waren, auch wenn innerhalb dieser Staaten und in ihrem Außenhandel seit den 1880er Jahren eine Zunahme an Handelsbarrieren sichtbar wurde. Damit kann der Goldstandard vor 1914 als politische Option im Rahmen des genannten Trilemmas für „stabile Wechselkurse und Kapitalmobilität ohne geldpolitische Unabhängigkeit" betrachtet werden, die vor 1914 von den politischen Akteuren nahezu aller europäischer Staaten gewählt wurde. Mit dem Ersten Weltkrieg wurde das System des Goldstandards bewusst *vorübergehend* außer Kraft gesetzt.[44] Grenzüberschreitende Kapitalbewegungen wurden strengen Auflagen unterworfen und der politische Druck auf die Notenbanken wuchs während des Krieges. Der lange schwelende Nationalitätenkonflikt Ostmitteleuropas führte im Verlauf des Krieges zu einer radikalen Neukonfiguration der politischen Landschaft, insbesondere zum Aufstieg neuer politischer Akteure. Polen und die Tschechoslowakei formierten sich als parlamentarische Demokratien, in Österreich und dem Deutschen Reich wurde die Monarchie durch Republiken abgelöst, und nur in Ungarn konnte sich die alte konservative Elite an der Macht halten. Alle diese Regierungen standen unmittelbar nach Übernahme der politischen Macht vor dem finanziellen Bankrott. Die politische Antwort bestand in steigenden „Inflationssteuern" durch Erhöhung der Geldmenge mit der Folge von Hyperinflationen in Österreich, Ungarn, dem Deutschen Reich und Polen zwischen 1921–23. Diese Diskreditierung der al-

44 Vgl. Eichengreen, Golden Fetters (Anm. 35), S. 69 ff.

ten Währungen sowie ein kompliziertes Netz von Staatsschulden und Reparationsforderungen ließ eine Wiederherstellung des Goldstandards in unerreichbare Ferne rücken.
Auf den Konferenzen von Brüssel 1920 und Genua 1922 wurde dennoch der Versuch unternommen, das internationale System des Goldstandards wiederherzustellen und alle Staaten Ostmitteleuropas – die parlamentarischen Demokratien Polen, die Republik Österreich und die Tschechoslowakei ebenso wie das autoritäre Regime Ungarns unter Admiral Horthy – waren nach anfänglichem Zögern bemüht, in dieses System integriert zu werden. In deutlichem Gegensatz zur Situation vor 1914 war der innenpolitische Druck auf die Notenbanken nach 1918 jedoch gewaltig. Das galt nicht nur, aber doch in besonderem Maße für die Notenbanken Ostmitteleuropas. Zum einen war die Staatsverschuldung angesichts enormer Ausgaben für Wiederaufbau und Reorganisation sowie instabiler Steuereinnahmen zu Beginn der 1920er Jahre stark gestiegen. Gleichzeitig hatte der politische Druck nach einer verbesserten Versorgung der Bevölkerung mit sozialen Sicherungssystemen und öffentlichen Gütern eine neue Dimension angenommen, nicht zuletzt durch die Angst der alten wie auch der neuen politischen Eliten vor einer Revolution nach russischem Vorbild. Und schließlich wurden die zwischenstaatlichen Beziehungen Ostmitteleuropas durch zahlreiche Konflikte um Minderheiten, Territorien, Eigentums- und Schuldfragen belastet.
Es war die Erfahrung der Hyperinflation, die dazu führte, dass die ostmitteleuropäischen Staaten dennoch versuchten, in einen neuen internationalen Goldstandard integriert zu werden, denn nur so schienen sich die Währungen stabilisieren und die Staatshaushalte ordnen zu lassen. Ganz ungeachtet der Frage, ob dies von den politischen Akteuren so verstanden wurde, war diese Option für „stabile Wechselkurse und Kapitalmobilität ohne geldpolitische Unabhängigkeit" aber höchst problematisch. Die Stabilisierung der Währungen und Neuordnung der Staatshaushalte wurde über Staatsanleihen finanziert, die an den internationalen Wertpapierbörsen gehandelt wurden und im Fall der vom Völkerbund vermittelten Anleihen an einige Auflagen gebunden waren. Zu diesen Auflagen gehörte es, die Unabhängigkeit der Notenbank von politischem Einfluss der Regierung sicherzustellen.[45]
Vereinfacht kann man nun diese Auflagen als einen „Koordinationsmechanismus" verstehen, der – wie zu sehen ist – auch für einige Jahre seinen Zweck erfüllte, bevor er zur Falle wurde. Die politischen Risiken nach 1918 schränkten die Kapitalmobilität ein. Die Vorgabe von außen, die stabilisierte Währung nicht für innenpolitische Zwecke zu manipulieren, senkte die Risikoaufschläge, die für den Zugang zu ausländischen Kapitalmärkten gezahlt werden mussten. Zugleich bewahrte die Institutionalisierung der Unabhängigkeit die Regierung zumindest kurzfristig davor, innenpolitischem Druck nachzugeben.[46] Österreich und Ungarn hatten als Kriegsverlierer keine andere Wahl als

45 Vgl. K. Wandschneider, Central Bank Independence and Policy Performance: Central-East Europe 1919–1939, PhD, University of Illinois at Urbana-Champaign, 2003.

46 Zum theoretischen Hintergrund siehe K. Rogoff, The Optimal Degree of Commitment to an Intermediate Monetary Target, in: Quarterly Journal of Economics, Vol. 100 (1985) 4, S. 1169-1189.

die Auflagen des Völkerbunds zu akzeptieren und isolierten ihre Zentralbanken mit den Reformen von 1922–1924 weitgehend von innenpolitischen Einflüssen – vermutlich zu ihrem eigenen Vorteil. Demgegenüber versuchten Polen und die Tschechoslowakei ihre Währungen zu stabilisieren, ohne ihre Notenbank dem innenpolitischen Zugriff vollkommen zu entziehen.[47]

Wie unterschiedlich die Kosten des Kapitalzugangs für die verschiedenen Staaten Ostmitteleuropas waren, kann man aus den Renditen der Wiederaufbauanleihen für die jeweiligen Staaten gegenüber den nahezu risikofreien britischen Schatzbriefen („british consols") ablesen. Nach Wandschneider (2003, S. 74) musste die polnische Regierung gegenüber dem strukturell ähnlichen Ungarn den politischen Einfluss auf die Notenbank mit Aufschlägen von ein bis zwei Prozentpunkten für Zugang zu ausländischem Kapital bezahlen. Die gemessen an den britischen Schatzbriefen hohen Renditen der amerikanischen Anleihe von 1925 und der Wiederaufbauanleihe von 1927 illustrieren zudem, welche innen- und außenpolitischen Schwierigkeiten bei der Stabilisierung von Währung und Haushalt zu bewältigen waren.

Die polnische Übergangsregierung von 1918 hatte lediglich auf eine der fünf im Umlauf befindlichen Währungen im Land, die „polnische Mark", Zugriff.[48] Nach Szturm de Sztrem (1924) stellte Seigniorage, also der reale Wert der zusätzlichen Geldmenge, den die Regierung verwenden kann um Ausgaben zu decken, im Jahr 1919 86 % der gesamten Einnahmen der polnischen Zentralregierung, 1920 noch 85% und 1921 73 %: obwohl also die gedruckte Geldmenge rasant stieg, nahm ihr Wert durch die galoppierende Inflation ab.[49] Nur mit der Erschließung neuer Kapitalquellen und einer umfassenden Währungsreform konnte dieser Teufelskreis durchbrochen werden. Polens neue Regierung unter Grabski versuchte dies 1924 ohne Zugriff auf Hilfe durch den Völkerbund um die damit verbundenen Auflagen zu vermeiden. Stattdessen wurde die Reform mit Sondersteuern auf Vermögen finanziert und der neue „Złoty" (wörtlich Golden, so wie Gulden) zu einem fixen Kurs an den Schweizer Goldfranken gebunden.[50] Das Experiment schien zunächst – allen Prophezeiungen zum Trotz[51] – zu gelingen, bevor Anfang des Jahres 1925 sowohl innen- als auch außenpolitische Schwierigkeiten auftauchten. In den ersten Monaten des Jahres 1925 liefen zahlreiche Regelungen des Versailler Vertrages aus, die das Deutsche Reich zwangen, Polen und andere Staaten in den Außenhandelsbeziehungen privilegiert zu behandeln, etwa ein Kontingent polnischer Kohle zollfrei

47 Siehe Wandschneider, Central Bank Independence (Anm. 45), S. 50 ff.

48 N. Wolf, Path Dependent Border Effects: the Case of Poland's Reunification (1918–1939), in: Explorations in Economic History Vol. 42 (2005) 3, S. 414-438.

49 Vgl. T. Szturm de Sztrem, Żywiołowość w opodatkowaniu: podatek inflacyjny Instytut Gospodarstwa Społecznego, Warschau 1924.

50 Siehe W. Zbijewski, Waluta Polska, in: Odrodzona Skarbowosc Polska, Nakladem Stowarzyszenia Urzednikow Skarbowych RP, Warschau 1931, S. 173-181.

51 Der Londoner Economist etwa beschrieb Grabskis Reform so: "[It is] a break with counsels of caution in financial and monetary policy, and shows us a picture of young and inexperienced State, without even a tradition of settled monetary conditions, and without external help, attempting the difficult problems of financial reconstruction and currency reform concurrently." Vgl. The Economist, 2 August 1924, S. 184.

einzuführen. Der damit beginnende „Handelskrieg" zwischen Polen und Deutschland belastete die polnische Außenhandelsbilanz.[52] Zugleich begannen Großgrundbesitzer die Sondersteuer zu boykottieren, so dass bis Ende des Jahres 1925 nur 20 % der geplanten Steuereinnahmen eingetrieben werden konnten.[53] Die Regierung griff schon im ersten Quartal 1925 auf das alte Instrument der Inflationssteuer zurück als sie damit begann, dass wachsende Haushaltsdefizit durch in Umlauf gebrachte ungedeckte Banknoten zu finanzieren. In Erinnerung an die letzte Inflation reagierte der Markt sofort und auch ein amerikanischer Rettungskredit konnte den Zusammenbruch der eben stabilisierten Währung Ende 1925 nicht verhindern. Bemerkenswerterweise war es der Staatsstreich Piłsudskis im Mai 1926, der (gemeinsam mit einer Verbesserung der Außenhandelsposition durch den britischen Bergarbeiterstreik im Juni 1926 und einer neuen internationalen Anleihe) die Märkte beruhigen und eine neue Goldparität des Złoty stabilisieren konnte. Weil dennoch die Notenbank institutionell von der Regierung beeinflussbar blieb, musste Polen weiter erhöhte Risikoaufschläge für den Zugang zu Kapital zahlen.

Das Koordinationsproblem der Geldpolitik Ostmitteleuropas bestand damit kurz gesagt in der Quadratur des Kreises. Der Kapitalbedarf war enorm, der Zugang zu Kapital teuer. Die Option des Goldstandards „stabile Wechselkurse und Kapitalmobilität ohne geldpolitische Unabhängigkeit" erleichterte den Zugang zu Kapital, stand aber als Lösung des „Trilemmas" angesichts innenpolitischen Drucks und außenpolitischer Verwerfungen, welche die Zahlungsbilanzen belasteten, auf tönernen Füssen. Auch wenn die Jahre 1925–1929 den Anschein von Normalität erwecken und gerade 1929 sogar die Wachstumsphantasie der Börsen beflügeln konnten, wurde diese Instabilität Ende des Jahres 1929 dramatisch sichtbar. Die Weltwirtschaftskrise, die 1929 vermutlich durch zwei voneinander unabhängige Konjunktureinbrüche zunächst im Deutschen Reich und kurz darauf in den USA ihren Anfang nahm,[54] ließ zwei Aspekte des internationalen Koordinationsproblems der Zwischenkriegszeit deutlich werden:

Zum einen entpuppte sich der internationale Goldstandard plötzlich als eine Falle – als zentraler Transmissionsmechanismus der Krise in Form von Deflation, dem nur schwer zu entkommen war.[55] Die Krise hätte durch expansive Geld- und Fiskalpolitik deutlich gemildert werden können, wenn diese Expansion international koordiniert worden wäre um Verschiebungen in den Goldparitäten und damit Abwertungsspiralen beziehungsweise Fluchtbewegungen des Kapitals zu verhindern[56] Eben diese Koordination gelang aber nicht, weil sich alle Akteure einer Entscheidung zwischen Scylla und Charybdis gegenüber sahen und ihren Verhandlungspartnern nicht vertrauten. Das wird gerade am Beispiel Ostmitteleuropas deutlich. Für „Scylla" stand die Entscheidung, am Gold-

52 L. Smith, The Zloty, in: Journal of Political Economy Vol. 44 (1936) 2, S. 145-183, hier S. 152.

53 Vgl. Z. Landau / J. Tomaszewski, Zarys Historii Gospodarczej Polski 1918–1939, Warschau 1999, S. 139.

54 Vgl. A. Ritschl, Deutschlands Krise und Konjunktur 1924–1934. Binnenkonjunktur, Auslandsverschuldung und Reparationsproblem zwischen Dawes-Plan und Transfersperre, Berlin 2002; P. Temin, The Beginning of the Great Depression in Germany, in: Economic History Review Vol. 24 (1971), S. 240-248.

55 Eichengreen, Golden Fetters (Anm. 35), S. 258 ff.

56 Ebenda, S. 393).

standard und also offenen Kapitalmärkten und der alten Parität festzuhalten, um eine Kapitalflucht und eine Wiederholung der Inflationserfahrungen der frühen 1920er Jahre zu verhindern. Dies jedoch öffnete die Wirtschaft für die Krise im Ausland und importierte eine dramatische Deflation mit steigenden Reallöhnen und realen Zinsen, dem Zusammenbruch der Produktion und Arbeitslosigkeit. Die Alternative schien „Charybdis", nämlich der Versuch sich von den internationalen Märkten abzukoppeln um durch expansive Geld- und Fiskalpolitik die heimische Wirtschaft zu stabilisieren. Geschah dies im nationalen Alleingang war damit die konkrete Gefahr einer neuen, chaotischen Inflation verbunden, was den Staaten Ostmitteleuropas jeden Zugang zu den Kapitalmärkten versperrt hätte.[57]

Zweitens wurde mit dem Verlauf der Krise eine dezentrale Lösung der Koordinationsprobleme immer schwieriger, und mit der fortschreitenden politischen Radikalisierung, insbesondere nach der Machtergreifung Hitlers 1933 wohl ausgeschlossen.[58] Die Krise führte nicht zu einer Annäherung, sondern verschärfte die existierenden Spannungen weiter. Dem Deutschen Reich waren durch die Neuregelung der Reparationsfrage mit dem Young-Plan 1929 wirtschaftspolitisch die Hände gebunden.[59] Zwar wurde in Lausanne 1932 mit der Reparationsfrage ein wichtiges Problem der internationalen Beziehungen geregelt, aber die Krise hatte das Deutsche Reich und alle Staaten Ostmitteleuropas soweit destabilisiert, dass friedliche Lösungen bei den verbleibenden Fragen – etwa dem Status von Minderheiten, Grenzfragen oder der Rüstung – außer Sicht gerieten. Auch die wirtschaftspolitische Strategie, mit dem Instrument des Goldstandards Zugang zu Kapital für die Modernisierung der Wirtschaft zu erhalten, wurde durch die Schaffung von Handels- und Währungsblöcken abgelöst, die den bereits bestehenden politischen Allianzen folgten.[60] Nicht mehr der Zugang zu Kapital an sich, sondern der Zugang zu „freundlichem Kapital" und ein Zurückdrängen von „feindlichem Kapital" war das Ziel. In Polen etwa wurde der wirtschaftliche Einfluss deutschen und österreichischen Kapitals aus gutem Grund mit Sorge betrachtet. Das Kapital der polnischen Elektrizitätsindustrie stammte zu nahezu 75 % aus dem Ausland, darunter zu einem wesentlichen Teil aus Deutschland.[61] Ebenso war der enorme Einfluss deutscher Banken in Polen, vor allem in Oberschlesien den polnischen Behörden suspekt. Die Krise erschien paradoxerweise als einmalige Chance, dies zu ändern. Im Jahre 1931 schrieb der polnische Sondergesandte in Paris, Mühlstein an Außenminister Zaleski:

57 Vgl. N. Wolf, Scylla and Charybdis. Explaining Europe's exit from gold, January 1928–December 1936, in: Explorations in Economic History Vol. 45 (2008) 4, S. 383-401.

58 Vgl. Ch. Stögbauer / J. Komlos, Averting the Nazi Seizure of power: a counterfactual thought experiment, in: European Review of Economic History Vol. 8 (2004) 2, S. 173-199.

59 Ritschl, Deutschlands Krise und Konjunktur(Anm. 54).

60 H. S. Ellis, Exchange Control In Austria and Hungary, in: The Quarterly Journal of Economics Vol. 54 (1939) 1, S. 1-185; A. Ritschl / N. Wolf, Endogeneity of Currency Unions and Trade Blocs: Evidence from the Interwar Period, in: CEPR Discussion Paper No. 4112, London 2003.

61 Vgl. F. Zarzycki [1933], Zalacznik nr 4 do tajnego wniosku ministra przemyslu i handlu, in: Z. Landau / J. Tomaszewski, Kapitały Obce w Polsce 1918–1939. Materiały i dokumenty, Warschau 1964, S. 46-48.

> *Solange die Lage normal war, war der Kampf mit den deutschen Banken sehr schwierig; aber jetzt, da der deutsche ‚Krach' deren Autorität erschüttert hat, wäre es eine politische Sünde, die Gelegenheit nicht zu ergreifen und zu versuchen, deutsches Kapital durch französisches Kapital zu ersetzen.*[62]

Ganz ähnlich wurde in der Tschechoslowakei nach 1933 verstärkt versucht, deutsches, österreichisches aber auch ungarisches Kapital durch französisches zu ersetzen.[63] Auch die Tatsache, dass Polen formell bis April 1936 auf dem Goldstandard blieb, ist keineswegs mit wirtschaftspolitischem Dogmatismus zu erklären,[64] sondern war ein Versuch den Zugang zu französischem und belgischem Kapital zu sichern, denn Belgien hielt bis März 1935 und Frankreich bis September 1936 am Goldstandard fest. Der polnische Finanzminister Zawadzki rechtfertigte seine Politik des Festhaltens am Goldstandard, die Polens Wirtschaftskrise vermutlich verschärft und verlängert hat, in einem Memorandum unter anderem damit, dass nur so Polen den Zugang zu französischen Rüstungskrediten sicherstellen konnte.[65]

Noch während der Weltwirtschaftskrise verlagerte sich damit der Schwerpunkt der Wirtschaftspolitik Ostmitteleuropas von einer Industrialisierungs- hin zu einer expliziten Verteidigungs- bzw. Kriegspolitik, begleitet von Autarkieideologien und zunehmender Desintegration.[66] Was im Falle des Deutschen Reichs zunächst wie das Paradebeispiel eines keynesianischen Wirtschaftsaufschwungs aussah und sogar von Keynes so interpretiert wurde, entpuppt sich bei näherer Betrachtung als ein reiner Rüstungsboom.[67] Ganz ähnlich war der wirtschaftliche Aufschwung Polens mit dem enormen, staatlich finanzierten *Centralny Okręg Przemysłowy* wesentlich von Verteidigungs- und Rüstungspolitik geprägt.[68] Österreich und Ungarn gerieten zunehmenden unter den Einfluss der deutschen Großraumwirtschaft, während Polen und die Tschechoslowakei versuchten, ihre Beziehungen zu Frankreich zu intensivieren um diesem Einfluss zu entkommen. Die Tschechoslowakei profitierte zwar als einer der größten Exporteure von Rüstungsgütern von der Aufrüstung,[69] sie wurde allerdings auch mit dem Münchner Abkommen

62 Eigene Übersetzung eines Briefs von Mühlstein an den polnischen Außenminister Zaleski vom 8. August 1931. Zitiert nach: Z. Landau / J. Tomaszewski, Kapitały Obce w Polsce 1918–1939. Materiały i dokumenty, Warschau 1964, S. 315.

63 Vgl. A. Teichova, An Economic Background to Munich. International Business and Czechoslovakia 1918–1938, London 1974, S. 118.

64 Vgl. Z. Knakiewicz, Deflacja Polska 1930–1935, Warschau 1967.

65 Vgl. Wolf, Scylla and Charybdis (Anm. 57).

66 Ellis, Exchange Control (Anm. 69); A. Teichova, Economic Policies in Interwar East Central Europe: Freedom and Constraints of Action, in: Uppsala Papers in Economic History, Research Report No. 8, 1985; Ritschl / Wolf, Endogeneity (Anm. 60).

67 A. Ritschl, Deficit Spending in the Nazi Recovery: A Critical Reassessment, in: Journal of the Japanese and International Economy 16 (2002), S. 559-582.

68 G. Strobel, Die Industrialisierung Polens am Vorabend des Zweiten Weltkriegs zwischen Innen- und Wehrpolitik, in: Zeitschrift für Ostforschung Vol. 24 (1975) 10, S. 221-271; Vgl. Landau / Tomaszewski, Zarys Historii Gospodarczej Polski 1918–1939 (Anm. 53).

69 Vgl. K. Krause, Arms and the State. Patterns of Military Production and Trade, New York, Cambridge University Press 1992; P. Pavlinek, Regional Development and the Disintegration of Czechoslovakia, in: Geoforum Vol. 26 (1995) 4, S. 351-372.

vom September 1938 das erste Opfer der deutschen Großraumwirtschaft.[70] Insgesamt wird deutlich, dass auch der Aufschwung seit Mitte der 1930er Jahre also keineswegs als positiver Strukturbruch sondern vielmehr als Vorbote der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs zu sehen ist, die mit dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 ihren Anfang nahm.

V. Schlussbetrachtung: 1918 als Strukturbruch

Ist also das Jahr 1918 für eine sinnvolle Periodisierung der Entwicklung Ostmitteleuropas geeignet? Aus der Perspektive der Politikgeschichte scheint die Antwort einigermaßen trivial, nicht jedoch aus Perspektive der Wirtschaftsgeschichte, denn die üblichen Indikatoren wie das Bruttoinlandsprodukt pro Kopf weisen kaum auf einen Strukturbruch um 1918 hin. Vielmehr lassen sich trotz aller dramatischer Veränderungen im politischen Bereich, trotz neuer Grenzen und der Demokratisierung weiter Teile Ostmitteleuropas überraschende Kontinuitäten in den wirtschaftlichen Strukturen aufzeigen. Beispielsweise hat sich das Muster der Handelsbeziehungen zwischen den Regionen Ostmitteleuropas zwischen 1885 und 1925 nur unwesentlich verändert.[71] Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass auch der Bruch der politischen Strukturen von 1918 in den Nationalitätenkonflikten des 19. Jahrhunderts vorbereitet war, der unterschwellig und von den staatlichen Statistiken nicht klar erfasst das Wirtschaftsleben lange vor 1918 beeinflusste.

Was sich – wenngleich nicht 1918, so doch im Verlauf des Ersten Weltkriegs – veränderte, waren die Akteure und ihre Ressourcen und damit die Koordination ihrer Entscheidungen. Ich habe versucht am Beispiel des „macroeconomic policy trilemmas" zu zeigen, wie sich diese Akteure zunächst weiter in den Bahnen der alten Sachzwänge bewegten, dass sich aber ihre Handlungsoptionen auf eine Weise verändert hatten, die vermutlich nicht sofort überblickt wurde. Einerseits hatte eine Vielzahl neuer Technologien den wirtschaftlichen Spielraum für Wohlstand schon Anfang der 1920er Jahre bedeutend erweitert. Aber die Stabilisierung der neuen Staaten und umso mehr deren nationale Entwicklungsstrategien waren aus Mangel eigener Ressourcen auf umfangreiche Kapitalimporte angewiesen. Anders als in der Zeit bis 1914 erforderten diese Kapitalimporte eine institutionelle Absicherung gegen gewachsenen innenpolitischen Druck auf die Geld- und auch Fiskalpolitik. Als es gegen Ende der 1920er Jahre den Anschein hatte, dass ein neuer Goldstandard etabliert worden sei, der den jungen Staaten Ostmitteleuropas einen wirtschaftlichen Aufstieg ermöglichen könnte, stellte sich plötzlich das alte Koordinationsproblem in völlig neuer Form. In der beginnenden Doppelkrise von 1929 hätte vermutlich nur eine international koordinierte geld- und fiskalpolitische Expansion Schlimmeres verhindern können. Das Misstrauen unter den Regierungen und

70 Teichova, An Economic Background to Munich (Anm. 63).
71 Heinemeyer / Schulze / Wolf, Endogenous Borders? (Anm. 11).

zugleich – in Erinnerung an die Hyperinflation der 1920er Jahre – die Sorge vor der Reaktion der eigenen Bevölkerung blockierte die Koordination solange, bis der innenpolitische Druck nicht mehr kontrolliert werden konnte. Die Folge war eine Vertiefung der politischen und wirtschaftlichen Fragmentierung, bis hin zu radikalen nationalen Alleingängen. Der Aufstieg der Nationalsozialisten in Deutschland löste unmittelbar 1933 ein Wettrüsten aus, das sich im Zweiten Weltkrieg entlud. Die Ereignisse des Jahres 1918 markieren also alles andere als einen klaren Strukturbruch, sondern waren vielmehr Teil eines Strukturwandels, der vor 1918 begann und wohl sogar den Zweiten Weltkrieg einschloss. Dennoch bleibt 1918 ein sinnvoller Bezugspunkt, um diesen Strukturwandel zu verstehen. Mit Krzysztof Pomian: „les periodisations servent a rendre les faits pensables" – erst durch Periodisierung können die Ereignisse interpretiert werden.

Rückkehr auf den Weltmarkt – Zwei ungarische Unternehmen in der Weltelektroindustrie nach dem Ersten Weltkrieg

Mária Hidvégi

ABSTRACT

Back to the world market – Two Hungarian companies in the electrical industry after the First World War

This paper describes how two Hungarian companies, leaders of the electrical industry in their home market, adjusted their strategies to the fundamental political and economic changes after the First World War. The transnational perspective sharpens attention to these small actors ability / efforts to balance between the transnational flows of capital, knowledge, people and states' attempts to control them by extending their room to manoeuvre between economic policies in their home and host market, interest conflicts within the structure of multinational conglomerates so as international capital flows motivated by political as well as profit reasons. This study argues that international cartels could, under specific circumstances, offer a solution for the adjustment to the fundamental political and economic changes by extending their widely shrunken home market, especially circumventing economic nationalism, and by giving access to transnational knowledge circulation, too. Means of state industrial development in Hungary had to be adjusted to the new circumstances as well, like supporting the companies' position for international cartel negotiations.

Dieser Aufsatz beschreibt, wie zwei ungarische Großunternehmen der Elektroindustrie ihre Strategien dem politischen und wirtschaftlichen Wandeln nach dem Ersten Weltkrieg angepasst haben. Die bankhistorische Forschung hat zum besseren Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung und weltwirtschaftlicher Integration Ungarns in der Zwischenkriegszeit viel beigetragen.[1] Ein vergleichbarer Beitrag aus unternehmensge-

1 Z. B. Gy. Ránki, A Magyar Általános Hitelbank a '20-as években, in: ders. (Hrsg.), Mozgásterek és kényszerpályák.

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 53–80.

schichtlicher Sicht fehlt jedoch weitgehend. Die transnationale Perspektive scheint hier eine Möglichkeit zu bieten, die älteren marxistisch geprägten oder eine nachholende Modernisierung suchende Studien[2] zu ergänzen, indem sie das Handeln der Akteure auf unterschiedliche Ebenen, ihre Anpassung an und Mitgestaltung des institutionellen Umfeldes in den Fokus stellen.

Die in dieser Studie zu untersuchende Hypothese lautet, dass nach dem Ersten Weltkrieg die Bedeutung der Mitgliedschaft in internationalen Kartellen für ungarische Firmen erheblich zunahm. Diese boten nämlich unter günstigen Umständen die beste organisatorische Lösung für die Anpassung an die grundlegend veränderten innen- und außenwirtschafts- und politischen Verhältnisse: Erweiterung des zusammengeschrumpften Heimatmarkts, Zugang zu ausländischen Märkten trotz Protektionismus und eingeschränkten finanziellen Spielraums, in manchen Fällen zur transnationalen technologischen Wissenszirkulierung. Staatliche Unterstützung zur Aufrechterhaltung ihrer globalen Position blieb von großer Bedeutung, obwohl die außenwirtschaftliche Handlungsmacht Ungarns nach der Herauslösung aus der Monarchie eingeschränkt war. Diese Unterstützung galt es jedoch an die neuen Verhältnissen anzupassen, wobei außer der Sicherung des Heimatmarktes die Stärkung der Verhandlungsposition in internationalen Kartellen notwendig wurde.

1. Der Erste Weltkrieg, territoriale Neuordnung und Deglobalisierung

Am 9. September 1926 schrieb der Direktor der 1924 gegründeten Ungarischen Nationalbank, Béla Imrédy, an seinen Kollegen Harry Siepmann, den Direktor der Bank of England:

> *… und wenn wir keine Industrie haben dürfen, und man uns auch den Boden zugrunde richtet, dabei das Ventil der Auswanderung (Vereinigten Staaten? teilweise auch Kanada) verschliesst, dann wäre es vielleicht einfacher eine Vergasung Ungarns mit Cyan vorzunehmen.*

Dieser antwortete am 15. September:

> *I can only ascribe to your influenza, of which I was very sorry to hear, the paragraph of your letter in which you speak of the danger that Hungary may be converted into a marsh.*

Budapest 1983, S. 286-317, Á, Pogány, From the Cradle to the Grave? Banking and Industry in Budapest in the 1910s and. 1920s, in: Journal of European Economic History 18 (1989) 3, 529-549; B. Tomka, The Development of Hungarian Banking: An International Comparison, 1880–1931, in: Journal of European Economic History, 30 (2001), H. 1, S. 125-162.

2 Vgl. unternehmensgeschichtliche Studien wie J. Szekeres/A. Tóth, A Klement Gottwald (Ganz) Villamossági Gyár története, Budapest 1962; I. T. Berend / Gy. Ránki, Kelet-Közép-Európa gazdasági fejlődése a 19-20. században [Die wirtschaftliche Entwicklung Ostmitteleuropas im 19. Jahrhundert], Budapest 1976.

Why do you go on worrying about the population of Hungary? It strikes me as being the poorest excuse for keeping alive a whole lot of economically wasteful industries.[3]

Dramatischer kann man kaum den fundamentalen Wandel, den der Erste Weltkrieg in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht für Ungarn ausgelöst hatte, betonen. Die Existenz einer ungarischen Nationalbank ist Ausdruck der Neuordnung der politischen Verhältnisse im Donauraum nach dem Ersten Weltkrieg, wo mit der Auflösung der Habsburger Monarchie sieben neue „Nationalstaaten" entstanden sind. Samt der Auflösung des Russischen und des Ottomanischen Reiches ist es v. a. dieser fundamentale territoriale Wandel, weswegen der Erste Weltkrieg in der Politikgeschichte Ostmitteleuropas als Zäsur gilt. Daran ändert auch nichts, dass die Wilsonschen Prinzipien und die Friedensverträge den schon im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts eröffneten Siegeszug des Nationalstaates als die anzustrebende Form der territorialen Ordnung der Gesellschaften „nur" festgeschrieben haben und ihre Verbreitung auf die Kolonien Anlauf nahm.[4]

Auch in neueren wirtschaftsgeschichtlichen Studien wird auf die lange Vorlaufzeit dieser territorialen Neuordnung hingewiesen, indem schon Ende des 19. Jahrhunderts der freien Bewegung von Waren und Menschen erhöhter Kontrolle und Begrenzung unterzogen wurden. Die Zwischenkriegszeit wird als eine Periode der Deglobalisierung beschrieben, wo die erste globale Wirtschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Stück für Stück abgebaut wurde. Dieses Phänomen wird neben den misslungenen Versuchen zur Herstellung des Goldstandards zu einem großen Teil dem aufkommenden politischen Nationalismus zugeschrieben. Der manifestierte sich im wirtschaftlichen Bereich u. a. in Form von Schutz der nationalen Wirtschaft (mit Handelsschranken bis zu beggar-my-neighbour-policies in den 1930er Jahren), und reichte von Migrationkontrolle bis zu stärkerer staatlicher Kontrolle über internationale Kapitalbewegungen.

Die andauernde Wirtschaftskrise entstand aus den Schwierigkeiten, die all die neuen Staaten in Form der Anpassung an die neuen Grenzen zu bekämpfen hatten. Solange aber die Siegerstaaten mit einer nationalen Euphorie bei der Bewältigung der Probleme rechnen konnten, wurde die Lebensfähigkeit der Rumpfstaaten Österreich und Ungarn in Frage gestellt. Unter den Verlierern des Ersten Weltkriegs hat Ungarn die größten Gebietsverluste (zwei Drittel seines Territoriums) hinnehmen müssen und wandelte sich von einem Teil der europäischen Großmächte zu einem kleinen Land. Die Bevölkerung verringerte sich von 50 Millionen der Monarchie bzw. 20 Millionen im Ungarischen Königreich auf 8,6 Millionen, während 3,5 Millionen Ungarn außerhalb der neuen Staatsgrenzen blieben. In dem vom Gedankengut Friedrich Lists geprägten Land wurde der territoriale Verlust als ‚Verstümmelung' wahrgenommen, der es Ungarn „im Zeitalter der großen Wirtschaftseinheiten" nahezu unmöglich machte, dem Wettbewerb der Nationen Stand zu halten – analog zu dem „in einen Kleinbetrieb umgewandelten"

3 Gy. Péteri, Global Monetary Regime and National Central Banking. The Case of Hungary, 1921–29, New York 2002, S.1.

4 E. Manela, The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism. Oxford 2007.

Europa.[5] Die Revision des Friedenvertrags wurde das Hauptziel der ungarischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit, die wiederum die außenwirtschaftlichen Beziehungen des Landes zu seinen Nachbarn dauerhaft belastete.

Der von Siepmann empfohlene Abbau der Industrie als Lösung Ungarns wirtschaftlicher Probleme wurde der ungarischen Regierung schon während der Friedensverhandlungen ans Herz gelegt und vom Völkerbund wiederholt, als Ungarn um einen Kredit für die Stabilisierung der Währung bat.[6] Der Völkerbund selbst ist ein Ausdruck eines sich langsam entfaltenden multilateralen Governance-Systems: Insbesondere zwischen 1925 und 1929 wurden in die wirtschaftspolitischen Debatten des Völkerbundes außer Regierungsvertretern auch Experten aus der Privatwirtschaft einbezogen, die Zusammenarbeit nationaler, internationaler und transnationaler Akteure wurde in Gang gesetzt, um die Beschlüsse auf nationaler Ebene um- und durchsetzen zu können.[7]

Neben diesen öffentlichen Foren stellten internationale Kartelle eine Art Gegenbewegung zur nationalen Fragmentierung der Weltwirtschaft dar. Kartelle sind formelle oder informelle Zusammenschlüsse von mindestens zwei unabhängig bleibenden Unternehmen mit Sitz in unterschiedlichen Staaten zur Begrenzung des Wettbewerbs und dadurch zu einer Preis- und Konditionsgestaltung auf dem Markt im Interesse ihrer Gründer (verbunden meist mit dem Streben nach einer Monopolposition).[8] Schon vor dem Ersten Weltkrieg trugen sie außer bloßer Marktaufteilung zur transnationalen Regelsetzung und damit zu einem „mercantile internationalism" bei, indem sie die durch die Lücken nationaler Gesetzgebung verursachte Rechtsunsicherheit globaler wirtschaftlichen Transaktionen über die Ausarbeitung von Normen und Sanktionsmechanismen zu verringern suchten.[9] So können Kartelle als ein Selbstregulierungsinstrument der Privatwirtschaft in (potentiell) globaler Tragweite aufgefasst werden, anhand deren der weltwirtschaftliche Wandel nach dem Ersten Weltkrieg untersucht werden kann.[10] In der Tat wird in der Forschung die Zwischenkriegszeit, insbesondere die 1930er Jahren als die Blütezeit internationaler Kar-

5 GYOSZ nagyválasztmányi ülés [Sitzung des Hauptausschusses des Bundes Ungarischer Fabrikindustriellen] A magyar békeszerződés [Der ungarische Friedensvertrag] 27. 1. 1920 Magyar Gyáripar Jg. 10, Bd. 3-4. S. 3-13

6 Kepviselöház 473. ülése 1931 febr 27 az iparfejlesztésröl szóló törvényjavaslat tárgyalasa Képviselőházi Napló XXXIV [Tagebuch des Parlaments. Sitzung 473 des Parlaments am 27. 2. 1931 Betr. Gesetzentwurf über die Staatliche Industrieförderung]

7 M. d'Alessandro, Between Governments and Private Actors: League of Nations' Attempts at Stabilizing World Markets, 1925–1929, Vortrag auf der Konferenz "Power, Institutions, and Global Markets: Mechanisms and Foundations of World-Wide Economic integration, ca. 1850–1930", Universität Konstanz, 26.-28. Juni 2008 und P. Clavin, Transnationalism and the League of Nations: Understanding the Work of Its Economic and Financial Organisation, in: Contemporary European History, 14, 4 (2005), S. 465-492.

8 F. Jeffrey, Cartels, in: The Oxford Handbook of Business History, ed. G. Jones and J. Zeitlin, Oxford 2008.

9 N. P. Petersson, Eine Welt des (Un-) Rechts: Globalisierung und das Problem der Verrechtlichung internationaler Wirtschaftsbeziehungen vor dem Ersten Weltkrieg, in: E. Conze/U. Lappenküper/G. Müller (Hrsg.), Geschichte der Internationalen Beziehungen: Erneuerung und Erweiterung einer historischen Disziplin, Köln 2004, S. 93-112;ders., Anarchie und Weltrecht. Das Deutsche Reich und die Institutionen der Weltwirtschaft 1890–1930, Göttingen 2009, S. 339-344.

10 Ähnlich wurde von Peter Fäßler diese transnationale Akteursgruppe als die tiefere (technische und soziale) Struktur einer langsam zusammenwachsenden kapitalistischen Weltwirtschaft beschrieben, die von den wachsenden staatlichen Handelsbarrieren weitgehend unbeeinträchtigt weiter blühten. P. Fäßler Internationale Unternehmensnetzwerke in Zeiten der Deglobalisierung. Das internationale Kartell der Graphitelektrodenhersteller.

telle beschrieben. Dies gilt mit Blick auf ihre große Anzahl (ca. 400), den von ihnen kontrollierten Anteil des Welthandels (Schätzungen belaufen sich auf 30 bis 50%) und die Unterstützung, die von Regierungen diesen Organisationen als ‚Krisenmanagern' und ‚business diplomacy-Agenten' gewährt wurde.[11] Dementsprechend waren Kartellabsprachen in der Zwischenkriegszeit in den meisten Industrie- und sich industrialisierenden Staaten akzeptiert, sogar im Vorreiterland der heutigen restriktiven Kartellgesetzgebung, in den Vereinigten Staaten (Sherman Act 1895), wurden Exportkartelle (mit dem Webb Pomerene Act von 1935) für legal erklärt.[12] Kleine Länder sahen aber oft ihre Souveränität von ihnen gefährdet. Darum forderten sie nicht nur die Etablierung einer internationalen Kartellkontrolle[13], sondern veranlassten ihre nationalen Produzenten zur Errichtung von Kartellen, damit sie eine bessere Stellung gegenüber den, aber auch innerhalb der internationalen Kartelle(n) einnehmen konnten.[14] Internationale Kartelle suchten die Marktmacht der führenden Teilnehmer zu befestigen und dabei die wirtschaftsnationalistischen und handelspolitischen Maßnahmen der Regierungen auszuhebeln. Anhand internationaler Kartelle prallten also auch die unterschiedlichen Organisationsformen wirtschaftlichen Handelns aufeinander: die territorial organisierten Staaten und die internationalen Kartelle mit ihrem Potential für globales Handeln.

Vor diesem Hintergrund kann die Studie internationaler Kartelle nicht nur zur Beleuchtung der vom Ersten Weltkrieg ausgelösten Veränderungen in den transnationalen Wirtschaftsbeziehungen beitragen. Die Analyse der Strategien kleinerer Teilnehmer, die in den meisten Studien über internationale Kartelle in den Hintergrund treten, versprechen vielmehr auch Einblicke in den Kampf kleinerer Marktteilnehmer im Spannungsfeld nationaler Wirtschaftspolitik und internationaler Kartelle und dabei in ihren Beitrag zur Befestigung und potentiellen Mitgestaltung der neuen wirtschaftlichen Weltordnung. Die transnationale Perspektive, die die Handlungsfähigkeit von Privatpersonen und sozialen Gruppen hervorhebt und den Nationalstaat als eine unter vielen Ordnungseinheiten – insbesondere mit Blick auf staatliche Kontrolle und Leitung grenzüberschreitender

Vortrag auf der Konferenz "Power, Institutions, and Global Markets: Mechanisms and Foundations of World-Wide Economic integration, ca. 1850–1930", Universität Konstanz, 26.-28. Juni 2008.

11 C. A. Wurm, Clemens, Politik und Wirtschaft in internationalen Beziehungen. Internationale Kartelle, Aussenpolitik und weltwirtschaftliche Beziehungen 1919–1939: Einführung, in: ders. (Hrsg.), Internationale Kartelle und Außenpolitik: Beiträge zur Zwischenkriegszeit = International cartels and foreign policy, Stuttgart 1989, S. 1-32.

12 H. Schröter, Cartelization and Decartelization in Europe, 1870–1995: Rise and Decline of an Economic Institution, in: Journal of European Economic History, 25, 1, S. 129-153, insb. 133-142

13 S. Kelemen, Kartellrechtliche Probleme im Lichte des internationalen Rechtes, Berlin 19292, S. 94-103. Im ungarischen Klappentext wurde noch einmal verdeutlicht, dass das Selbstbestimmungsrecht kleiner Länder alleine durch eine internationale Gesetzgebung bewahrt werden könne. Ohne sie „werden die industriell weniger widerstandsfähige Länder bei einer scheinbaren Selbstständigkeit zu den Kolonien der Welttrusts herabsinken", so die Prophezeiung.

14 H. Schröter, Small European Nations and Co-operative Capitalism in the Twentieth Century, in: A. D. Chandler / F. Amatori / H. Terushi (Hrsg.), Big Business and the Wealth of Nations, Cambridge 1997, S. 176-204; mehrere Beiträge in: M. Müller / T. Myllyntaus (Hrsg.), Pathbreakers. Small European Countries Responding to Globalisation and Deglobalisation, Bern 2008; Wirtschaftlicher Wettbewerb und Kartellierung als Indikatoren für die „Arbeitsweise der praktischen Vernunft" in Skandinavien 1918–1939, in: Michael North (Hrsg.), Nordwesteuropa in der Weltwirtschaft 1750–1950, Stuttgart 1993, S. 95-127.

Bewegungen – untersucht, unter denen die Akteure ihren Spielraum global auszuhandeln hatten[15], kann darum auf Aspekte aufmerksam machen, die in der älteren Wirtschaftsgeschichte der ostmitteleuropäischen Region[16], die ihre Entwicklung im Rahmen der Weltsystemtheorie und der nachholenden Modernisierung interpretierten, um neue Aspekte bereichern.

Die Elektroindustrie bietet ein Beispiel par excellence für die Untersuchung des Spielraums kleiner Unternehmen und Länder zwischen nationalen wirtschaftspolitischen Maßnahmen und transnationaler Verflechtungen. Während des Ersten Weltkrieges traten nämlich die ökonomischen Komponente der politischen Macht und dadurch die ökonomische und militärische Bedeutung der Energieversorgungs-, Verkehrs- und Kommunikationsinfrastruktur besonders eklatant zum Vorschein. Nicht nur das während des Krieges aus den Kinderschuhen herauswachsende Radio versprach eine vom Telegraphennetzwerk unabhängige (interkontinentale) Informationsvermittlung und mit der sozialen Innovation des Rundfunks (Informationsvermittlung aus einem Zentrum, home entertainment etc.) ein effizientes Propagandamittel, womit ein staatliches Rundfunk- und Informationsvermittlungsmonopol, aber mindestens ein strikte Kontrolle über diese Kanäle attraktiv wurde.[17] Die störungsfreie, das ganze Land umfassende Versorgung mit elektrischer Energie konnte nicht mehr als Luxus betrachtet werden, sondern galt nun als Grundlage der modernen wirtschaftlichen Entwicklung und militärischer Sicherheit sowie als ein Zeichen nationaler Souveränität. Demzufolge wurden nach dem Ersten Weltkrieg in Europa, Russland und einigen britischen Dominions die Nationalisierung der meist mit ausländischem Kapital aufgebauten Kraftwerke sowie der Ausbau nationaler Stromversorgungssysteme in Angriff genommen. Mit der technologischen Entwicklung erhöhte sich die Kapitalintensität der Elektrifizierung. Damit wurde für kapitalschwache Länder der Zugang zu internationalen Finanzquellen zur Grundvoraussetzung der Elektrifizierung. Die Kapitalintensität der Branche sowie die erforderliche Wissensbasis in technologischer und organisatorischer Hinsicht für die Hochtechnologiebranche jener Zeit führte schon vor dem Krieg zu einer engen Verflechtung mit dem Kapitalmarkt sowie zu Lizenzvereinbarungen, mithin zu Ansätzen für nationale und internationale Kartelle der Produktionsunternehmen untereinander. In der Zwischenkriegszeit wies die Industrie einen auffallend hohen Grad an globaler Verflochtenheit auf: horizontale und vertikale Zusammenschlüsse, ‚freundschaftliche Beziehungen', Patent- und Erfahrungsaustauschvereinbarungen haben den Zugang zu *knowledge* und *know-how* sowie zu Ab-

15 M. Middell / K. Naumann, Global history and the spatial turn: from the impact of area studies to the study of critical junctures of globalization, in: Journal of Global History, (2010), 5, S. 1-22, insbes. S. 11-13.

16 Besonders für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: I. T. Berend / Gy. Ranki / A. Gerschenkron, Economic Backwardness in Historical Perspective: A Book of Essays. Cambridge (Mass.) 1962; D. F. Good, Der wirtschaftliche Aufstieg der Habsburgerreiches 1750–1914, Wien / Köln / Graz 1986.

17 Vgl. P. Griset, Innovation and Radio Industry in Europe during the Interwar Period, in: F. Caron (Hrsg.), Innovations in the European Economy between the Wars 1919–1938, Berlin / New York 1995, S. 37-63, insbes. S. 45-46.

satz- und Beschaffungsmärkten koordiniert und damit die Interessensphären der global player voneinander abgegrenzt.[18]

Trotz ihres vorwiegend agrarischen Charakters entwickelte sich im Vorkriegsungarn eine in mancher Hinsicht global wettbewerbsfähige Elektroindustrie, die eine Hochtechnologiebranche der Zeit darstellte. Zum Großteil ist dies der Pionierrolle eines der größten Maschinenbauunternehmen des Landes, der Ganz & Co., zu verdanken. Das Unternehmen stieg im Jahre 1878 in die Starkstromindustrie ein und wuchs schnell genug, um bis zur Jahrhundertwende beim Ringen um Kraftwerksaufträge insbesondere dank seinem Wechselstromsystem mit Siemens & Halske oder AEG in Konkurrenz zu treten. Auch in der Bahnelektrifizierung nahm Ganz eine Vorreiterrolle an. Die Muttergesellschaft wurde 1912 nach der Bilanzsumme zweit-, und nach dem Kurswert viertgrößtes Unternehmen unter den auf der ungarischen Börse notierten Gesellschaften und ihre 1906 in eine eigenständige AG ausgegliederte, aber mit der Muttergesellschaft weiterhin eng kooperierende elektrische Abteilung (Ganz'sche Elektrizitäts AG, kurz Ganz Elektro) nahm den siebten Platz nach der Bilanzsumme ein.[19] In der Zwischenkriegszeit hat jedoch, im Einklang mit den generell besseren Entwicklungschancen der Schwachstromindustrie, das Leitunternehmen der ungarischen Schwachstromindustrie, Tungsram, Ganz & Co. in dieser Spitzenposition abgelöst: Aufgrund ihrer Bewertung an der Börse rückte Tungsram 1937 auf Platz 5 vor (die mit der elektrischen Sparte wiedervereinigte Ganz & Co. fiel zurück auf Platz 17!). Hinsichtlich der Bilanzsumme blieb Ganz & Co. jedoch weiterhin vor Tungsram (Platz 3 gegenüber Platz 5 unter den börsennotierten Unternehmen).[20] Die 1896 gegründete Vereinigte Elektrizitäts- und Glühlampen- A. G., nach ihrer berühmten Glühlampenmarke kurz Tungsram genannt, entwickelte sich von der Tochter einer Wiener Telegraphengesellschaft zum Schaufensterunternehmen Ungarns und dem größten Hersteller von Glühlampen und Radioröhren in Ostmitteleuropa.

Nach der Darstellung der Ausgangssituation der Unternehmen möchte ich im Folgenden die alternativen und komplementären Strategien darstellen, die die beiden ungarischen Unternehmen gegenüber den internationalen Kartellen betrieben.

2. Zurück auf den Weltmarkt aus einem klein gewordenen Land

> [Ganz & Co.] *has been fighting a stiff battle against financial interests which have narrowed down the home demand, especially in Budapest, and forced Hungary to import a high percentage of requirements, against political factors which have cut down the area it once supplied and, through the imposition of high tariffs, kept it out of the lost territory, and against technical difficulties, inseparable from the fact that the only experience*

18 V. Schröter, Die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt von 1929 bis 1933. Außenwirtschaftliche Strategien unter dem Druck der Weltwirtschaftskrise, Frankfurt a. M. u. a. 1984, S. 292, 344.

19 Gy. Köver, Ötven óriás. Iparvállalati toplisták, in: ders., A felhalmozás íve, Budapest 2002, S. 328-348, hier S. 344 -345.

20 Ebenda, S. 346-347.

> *available to the firm in many products has had to be found in export markets. It has been carrying out persistent propaganda in connection with the introduction of main-line electrification into Hungary, since it has specialized to some extent in electric traction and has supplied electric locomotives to the French railways, but financial considerations have ruled out such a possibility meantime.*[21]

Die Analyse der Wettbewerbsituation der Ganz & Co., die von der British Electrotechnical and Allied Manufacturers Association im Jahre 1927 als Teil einer Zusammenstellung von Informationen über die Weltelektroindustrie vorgenommen wurde, weist auf ein Bündel von Faktoren hin, die die Strategien der ungarischen Unternehmen langfristig beeinflussten. Diese Schwierigkeiten (Verlust des Großteils der Rohstoffbasis des Landes, Kapitalarmut, erschwerter Zugang zu Exportmärkten, insbesondere in den Nachbarländern, Schwierigkeiten hinsichtlich des Schritthaltens in der technologischen Entwicklung) waren der Grund für die vielfach zu hörende pessimistische Beurteilung der Zukunft der ungarischen Industrie, die in der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung für die Agrarländer der Region generalisiert wurde.[22] Im Folgenden sollen die allgemeinen Feststellungen spezifiziert werden.

Erstens hatten die Unternehmen mit einem wesentlich kleineren einheimischen Markt zu rechnen sowohl im Sinne der Anzahl der Konsumenten als auch im Sinne ihrer Kaufkraft. So musste ein viel größerer Anteil der Produktion exportiert werden (so konnte Tungsram 40 % seiner Glühlampenproduktion in der Monarchie absetzen, Rumpfungarn nahm jedoch kaum mehr als zehn Prozent auf). Infolge der Hyperinflation haben die ungarischen und österreichischen Großbanken, zentrale Institutionen im Wirtschaftsleben beider Staaten, den Löwenanteil ihres Kapitals verloren.[23] Auch die Großaktionär-Banken der Tungsram und Ganz & Co. aus Budapest und Wien konnten daher nur begrenzt die immer größeren Summen, die zum Standhalten in der rasch vorangetriebenen technologischen Entwicklung nötig waren, den Unternehmen zur Verfügung stellen. Der Rückruf der von den Banken vermittelten, teuren ausländischen Kredite während der Weltwirtschaftskrise trieb deswegen mehrere Unternehmen an die Grenze zur Insolvenz. Ganz & Co. wurde 1930 gerade infolge der hohen ausländischen Verschuldung zu 25 % der amerikanischen General Electric (GE) verkauft. Infolge der von der GE eingeleiteten Restrukturierung der Weltelektroindustrie bedeutete dies langfristig einen

21 Combines and Trusts in the Electrical Industry. The Position in Europe in 1927, Economic and Statistical Departments of the BEAMA, London 1927, S. 49.

22 Alice Teichova hielt fest, dass sich in den Agrarländern der Region wie Ungarn die Industrie nicht wirklich entfalten konnte, weil „weder ausreichend heimisches oder ausländisches Kapital zur Verfügung stand, noch genügend Exportmöglichkeiten vorhanden waren". A. Teichova, Kleinstaaten im Spannungsfeld der Großmächte. Wirtschaft und Politik in Mittel- und Südosteuropa in der Zwischenkriegszeit, München 1988, S. 198.

23 Die Wiener Banken haben 77,5–88,2% ihres Stammkapitals wegen der Hyperinflation verloren. Ferner fiel ihnen aus finanzieller Sicht die Aufrechterhaltung des oft mit Verluste funktionierenden Netzwerkes in den Nachfolgestaaten zur Last. Eine Restrukturierung der Organisation und des Managements unterblieb zudem. Á. Pogány, Válságok és választások. Pénzügyi politika Magyarországon és Ausztriában, 1931–1936, in: AETAS – Journal of history and related disciplines 19 (2000) 4 , 27-41., insb. 27-29.

Verkauf an die deutsche AEG und setzte der Weiterentwicklung der elektrotechnischen Sparte des Unternehmens enge Schranken.[24]

Nach der Währungsstabilisierung wurde das reale Ausmaß des Verlusts am nationalen Vermögen und damit die verringerte Aufnahmekapazität des Heimatmarkts sichtbar. Erst nach der durch eine Völkerbundanleihe erreichten Währungsstabilisierung kam es zu ausländischem Kapitaleinfluss in größerem Ausmaß. Die dadurch veranlassten Investitionen zwischen 1924 und 1929 flossen aber zu einem nicht unbedeutenden Teil in die Betriebe der Geldgeber. Der Bau des größten Kraftwerks (in Bánhida) des Ungarns der Zwischenkriegszeit, u. a. für die Versorgung der neuen Budapest-Hegyeshalom-Bahnlinie, konnte nur mit Hilfe britischer öffentlicher und privater Anleihen verwirklicht werden. Der von der britischen Regierung bereitgestellte Teil des Kredits sollte daher für die Einfuhr britischer Produkte benutzt werden.[25] Ähnlich stellte sich das Problem der Energieversorgung als Überlebensfrage für Ungarn, da der Großteil der Steinkohle-, Gas-, Öl- und Holzbestände den Nachbarstaaten zufiel. Die Elektrifizierung, die sich die minderwertige ungarische Braunkohle zunutze machen konnte, versprach einen Ausweg aus diesem Engpass. Aus öffentlichen Mitteln konnte jedoch der Ausbau des nationalen Stromversorgungssystems nicht wesentlich vorangetrieben werden (lediglich Steuerbegünstigungen wurden angeboten). So blieb der ländliche Raum auch noch in den 1930er Jahren spärlich versorgt – so dass entsprechend der Markt für Elektroartikel begrenzt blieb.[26]

Die Wettbewerbsfähigkeit in den kapital- und wissensintensiven Industrien der Zweiten Industriellen Revolution hing, wie von A. D. Chandler beschrieben, von der dreifachen Investition in Massenproduktion, Marketing und, sowie Managementstrukturen und Forschungskapazitäten ab, die jeweils economies of scale and scope auszunutzen gestatteten.[27] Zu Zeiten hoher Handelsbarrieren und Transportkosten konnte sich daher ein kleiner Heimatmarkt in diesen Industrien hemmend, wenn auch nicht ganz verhindernd, für die organisatorische Entwicklung der Unternehmen auswirken. Im Falle der Muttergesellschaft Ganz & Co. und der ungarischen Maschinenbauindustrie generell manifestierte sich diese Hemmung in der überdimensionierten und dadurch unrationellen Diversifizierung der Produktpalette, weil die Unternehmen die Herstellung von

24 Magyar Országos Levéltár (MOL) Ungarisches Nationalarchiv Z425_5_31 Contract 11th July 1930 International General Electric Co. (IGEC), New York, Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft (AEG), Berlin, Ganz & Co. Ltd. Electrical and Mechanical Engineers, Railway-Carriage Manufacturers and Shipbuilders, Budapest

25 "Talbot-Anleihe", verliehen aufgrund des Trade Facilities Act. Siehe die Dokumente aus dem Archiv von Ganz auch zitiert in: E. A. Boross, Inflation and Industry in Hungary, S. 159.

26 E. Haidegger / S. Nagy, Staatliche Förderung der allgemeinen Energieversorgung in Ungarn, in: Deutsche nationale Komitee der Weltkraftkonferenz, Gesamtbericht Weltkraftkonferenz Teiltagung Wien 1938, Berlin 1939, Band VII Querschnittsberichte. Bericht Nr. 112, S. 224-231.

27 Ein Grundfaktor beim Aufstieg der amerikanischen Industriegiganten sei „the large, rapidly growing, geographically extensive, affluent domestic market" gewesen. A. D. Chandler, Scale and Scope: The Dynamics of Industrial Capitalism, Cambridge (Mass.) 1990, S. 89.

immer mehr Produkten aufnahmen, um die sinkende Nachfrage für die einzelnen Produkte auszubalancieren – und das trotz der Integration kleinerer Fabriken.[28]

Die von der BEAMA erwähnte Schwierigkeit von Ganz & Co. hinsichtlich des Sammelns von Erfahrungen wurde von Anderson und Lundvall generell als ein Problem innovativer Unternehmen aus kleinen Staaten beschrieben: Innovationsprozesse werden aufgehalten, weil die Zusammenarbeit mit den potentiellen Verbrauchern, die insbesondere in der Hochtechnologiebranche von großer Bedeutung sind, meist schon in einer frühen Phase des Innovationsprozesses international abgewickelt werden soll – mit all den damit verbundenen Extrakosten und Risiken.[29] So wurde die Elektrifizierung der ungarischen Staatsbahnen mit Blick auf die durch den Friedensvertrag größtenteils verlorenen Berglandschaft Ungarns, wo – so ein Experte vom Jahre 1920 – der elektrische Betrieb wesentliche Kostenersparnis ermöglicht hätte[30], sowie aus finanziellen Gründen aufgeschoben. 1924 endeten die Verhandlungen mit einer britischen Finanzgruppe ergebnislos. Das hat bei Ganz & Co. zum Zurückschrauben der Investition in die Innovation geführt und nur durch Lieferungen bzw. Lizenzvergabe an Frankreich, Österreich und Deutschland wurden Erfahrungen mit dem System gesammelt sowie ein Referenzprodukt angeboten. Die volle Funktionstüchtigkeit des Kandó-Systems konnte in der Konkurrenz unterschiedlicher Bahnelektrifizierungssysteme erst durch die Elektrifizierung der Budapest-Hegyeshalom-Linie unter Beweis gestellt werden (1927–1932), als die Bahnelektrifizierungsprojekte in mehreren Ländern wegen der Weltwirtschaftskrise schon verlangsamt wurden. Dieses Hinauszögern des Innovationsprozesses war einer der Gründe dafür, dass sich das Ganz-Kandó-System nicht verbreiten konnte.

Das zweite Problem war, dass mehrere Faktoren die Rückkehr auf die einstigen Absatzmärkte erschwert haben.

Die während des Krieges aufgebauten Überschusskapazitäten in den traditionellen Industrien führten zur heftigen Preiskonkurrenz zwischen den Unternehmen der führenden Industrieländer, mit denen die mit hohen Produktions- und Transportkosten arbeitenden ungarischen Firmen schwer konkurrieren konnten.[31] Exportförderung konnte der ungarische Staat lediglich in viel bescheidenerem Umfang anbieten als die führenden Industriestaaten.[32] Die Industrialisierung früherer Exportmärkte, die Svennilson beschrieben hat, führte dazu, dass in bestimmten Ländern nur noch höherwertige

28 Z. B. hat Ganz & Co. allein 1927 drei kleinere Maschinenbauunternehmen integriert.

29 Small National Systems of Innovation Facing Technological Revolutions: An Analytical Framework, in: Small Countries Facing the Technological Revolution. Ed. By C. Freeman and B.-Å. Lundvall, London / New Work 1988, S. 9-36, ins. 11-12

30 E. Haidegger, A MÁV vonalainak villamosítása [Die Elektrifizierung der Linien der Ungarischen Staatsbahnen], in: Bányászati és kohászati lapok, 52 (1919), 3-4, S. 31-34

31 Siehe bspw. L. Zelovich, Buchbesprechung zu G. Lengyel, Magyarország keleti piacai [Die östlichen Märkte von Ungarn], Budapest 1929, in: Közgazdasági Szemle, 53 (1929) 6-7, S. 501-502.

32 Siehe z. B. Az államvasutak rekonstrukciója és az export problémái Választmányi ülés Magyar Gyáripar 1. März 1929 H. 3, S. 1-10 [Die Rekonstruktion der Staatsbahnen und die Problemen des Exports. Vorstandssitzung]

Produkte verkauft werden konnten.[33] Beispielsweise konnte Tungsram keine Glühlampen mehr in Japan verkaufen, da die hohen Transportkosten und die im Vergleich zur japanischen Herstellung extrem hohen Produktionskosten nicht ausgeglichen werden konnten. In der Tat stellten japanische Glühlampen die gefährlichste Konkurrenz für die europäischen und amerikanischen Hersteller dar.

Die Durchpolitisierung der außenwirtschaftlichen Beziehungen Ungarns schlug sich ferner im Ausfall des russischen Marktes nieder. Beide Unternehmen litten darunter, da sie vor dem Krieg einen nicht unbedeutenden Teil ihres Geschäfts mit Russland abgewickelt hatten. Die konservative ungarische Regierung hat aber trotz mehrfacher Anläufe (wie Aufnahme der diplomatischen Beziehungen 1934) sowie Druck seitens der Industriellen[34] den Abschluss des Handelsvertrages mit der Sowjetunion aus politischen Gründen bis 1939 (!) aufgeschoben.[35] Noch schwerer wog in der Bilanz, dass politische Spannungen die Geschäftstätigkeit in den Nachbarländern, den wichtigsten Absatzmärkten der ungarischen Elektroindustrie, behinderten. In den meist kapitalschwachen ostmitteleuropäischen Staaten und in anderen sich industrialisierenden Regionen war außerdem das Geschäft von den Vorfinanzierungsangeboten der konkurrierenden Gesellschaften abhängig. Ganz & Co. hatte jedoch wegen fehlenden Betriebskapitals größere Aufträge zunehmend aus Krediten finanzieren müssen, auch weil der Hauptaktionär, eine der führenden ungarischen Großbanken, nicht mehr in dem Umfang wie vor dem Krieg am Unternehmensgeschäft von Ganz & Co. teilnehmen konnte. Gegen die protektionistischen Tendenzen (bspw. wurden 1925 Zölle auf elektrotechnische Produkte in den Nachbarstaaten in Höhe von 20 bis 110 % des Wertes erhoben[36]) fiel es außerordentlich schwer, in den nach 1924 abgeschlossenen Handelsverträgen der ungarischen Industrie zollbegünstigte Exportquoten zu sichern, insbesondere mit Blick auf die Exportinteressen der ungarischen Landwirtschaft.

Die Unternehmen sahen sich also vor dem Problem, ihre Absatzmärkte zu erweitern und neue Finanzierungsquellen zu erschließen sowie die Folgen der kriegsbedingten technologischen Abkapselung zu bewältigen und die Grundlagen dafür zu schaffen, langfristig in der technologischen Entwicklung mithalten zu können. Wie oben beschrieben, konnten sie jedoch mithilfe reiner Exportlieferungen ihre Vorkriegsposition schwer wieder aufbauen – teilweise infolge politischer Gegensätze und der mangelnden Einflussmöglichkeiten kleiner exportierenden Unternehmen auf die politische Entscheidungsfindung. Eine Auflistung von 1928 zeigt, dass unter den Lieferungen der Ganz Elektro in

33 I. Svennilson, Growth and Stagnation in the European Economy. United Nations Economic Commission for Europe, Genf 1954, insbes. S. 18-22.

34 Vgl. Magyar Gyáripar GY 1. 3. 1924 H. 3 p. 7-8 Gazdasági összeköttetetésünk Oroszországgal [Unsere wirtschaftliche Beziehung zu Russland]

35 A. Seres, Szovjet diplomaták Magyarországon, 1924–1941. Sorsok, életutak és karrierek a szovjet külügyi szolgálat történetéből, [Schicksale, Lebensläufe und Karrieren aus der Geschichte des sowjetischen Außendiensts], in: Múltunk, 3 (2006), 35-70, S. 43-45, 67.

36 Zentralverband der deutschen Elektrotechnischen Industrie, The Electrical Industry, Leauge of Nations Economic and Financial Section, International Economic Conference, Geneva May 1927, Documentation. Electrical Industry, Geneva 1927, S. 109.

15 Länder in Europa, Südafrika, Südamerika, Indien und Ägypten allein die Lieferungen nach Rumänien und Jugoslawien, die übrigens ein Drittel der Exporte ausgemacht haben, lediglich eine schmale Gewinnmarge boten; alle anderen Aufträge wurden unter den Selbstkosten ausgeführt, allein, um die Beschäftigung in den Betrieben und die Marktpräsenz aufrecht zu erhalten. Von 1925 an schrieb Ganz Elektro deswegen rote Zahlen.[37] Dieser Profitunterschied und die Größenordnung der Aufträge erklärt, warum nach den Nostrifizierungen und trotz weiterer wirtschaftsnationalistischer Maßnahmen Ganz & Co. (und auch Tungsram) versucht haben, die Nachbarländer durch die Gründung lokaler Gesellschaften als Absatzmärkte zu erhalten. Die Suche nach Alternativen war jedoch aus den oben genannten Gründen notwendig.

Tungsram übernahm 1922 eine Glühlampenfabrik in Warschau. Im gleichen Jahr gründete Ganz & Co. in Polen eine Gesellschaft mit der Bank für die Elektrifizierung Polens, um an der Elektrifizierung des Landes teilnehmen zu können. Ebenso plante sie ihren Fuß in der Tür zum rumänischen Markt zu halten.[38] Die *Gründung kleiner „nationalen" Produktions- oder Finanzierungsgesellschaften* war jedoch ein kostspieliges Geschäft und ihr ungarischer Charakter wirkte in den Nachbarstaaten hemmend auf die Aufnahme der Geschäftstätigkeit in größerer Reichweite ausgewirkt.[39] Andererseits verringerte die Zusammenarbeit mit lokalen Unternehmen die Auslastung der Stammfabriken (so im Falle der Erteilung von Produktionslizenzen für Schienenautomobile an die *Hispano Suiza* um derart mindestens mittelbar an der Elektrifizierung der spanischen Bahnen teil zu haben), was bspw. Ganz & Co. in den 1930ern in einem solchen Umfang belastete, das 1936 mit Hilfe von Lohnproduktion für britische Maschinenbauunternehmen nach einem Ausweg gesucht wurde.

Eine *Zusammenarbeit mit gleichgroßen Unternehmen,* um relativ kostengünstig weiterhin als Produzent qualitativ hochwertiger Produkte in der Frontlinie der Forschung bleiben zu können, bot sich als Alternative an. Tungsram war jedoch mehr an der Errichtung einer Monopolposition in Ungarn und Österreich interessiert als daran sich mit Konkurrenten zusammenzuschließen – obwohl in mehreren kleinen Staaten gerade die Zusammenarbeit der nationalen Produzenten in nationalen Kartellen zur Verstärkung ihrer Wettbewerbsposition auf dem Weltmarkt genutzt wurde. In der Glühlampenindustrie haben sich interessanterweise weniger die Firmen aus kleinen Ländern sondern u. a. die deutschen und britischen Produzenten dieser Strategie bedient. Die 1929 bei Ganz & Co. aufgeworfene Idee für gemeinsame Forschung und Entwicklung mit ausländischen mittelgroßen Unternehmen wurde nicht weiter verfolgt.

Tungsram hat schon seit 1902, vom Vertragsabschluss mit der Western Electric Company in New York, konsequent die Strategie der *Lizenznahme von den technologisch führenden Gesellschaften* samt ihrer Beteiligung an Tungsram verfolgt. So entstand die in der

37 MOL Z438_1_1 Ganz Elektro Executive Commitee Sitzung, 1. 1. 1925, 18. 6. 1927, 4. 8. 1927

38 MOL Z438_1_1 Ganz Elektro Executive Commitee Sitzung, 26. 7. 1922, 21. 10. 1922. Die lokalen Banken waren die Bank für die Elektrifizierung Polens bzw. die Banca Commerciala Societa Anonima Cluj.

39 MOL Z439_2_1 Executive Commitee Sitzung , 21. 12. 1925

Abbildung (S. 66) dargestellte Besitzstruktur: Der Anteil der Gründerfamile Egger und der einst als Hauptaktionäre auftretenden ungarischen und Wiener Banken verringerte sich zugunsten der Western Electric [ISEC – ITT], IGEC, Osram und Philips. Der Handlungsspielraum der ungarischen Geschäftsleitung wurde 1930 mit einer Vereinbarung mit den amerikanischen Gesellschafter und Osram über gemeinsame Abstimmung an den Direktionssitzungen gegen Philips abgesichert.

Eindeutig bargen die Lizenzrelationen Gefahren in sich. Bspw. hat GE „vergessen", den Großkristallwolframdraht von Tungsram zur Patentierung anzumelden, so dass alle Lampenhersteller in den USA dieses Schlüsselpatent unentgeltlich benutzen konnten.[40] Von den Lizenzgebern, vor allem der IGEC, hat Ujpest aber nicht nur ein Recht auf die Benutzung von Patenten und teils auf Produktionserfahrungen erhalten, obwohl diese zweifellos von größter Bedeutung waren. Auch hinsichtlich der Unternehmensorganisation, Management, kommerzieller Fragen fand ein regelrechter Erfahrungsaustausch (wohlgemerkt, nicht nur ein einseitiger Transfer) auf dem Korrespondenzwege und durch gegenseitige Besuche leitender Angestellten statt. IGEC stellte – wie den deutschen Lizenznehmern – Tungsram auch zweimal größere Kredite zur Verfügung (1925 und 1931). Infolge der außenpolitischen Situation Ungarns trat außerdem immer mehr der public relations-Aspekt in den Vordergrund: als Lizenznehmer der amerikanischen Gesellschaften konnte Tungsram in den Nachbarstaaten mit größerer Aussicht auf Erfolg bei der Auftragserteilung vorgehen. Dass Tungsram als ungarisches Unternehmen trotzdem in der politisch angespannten Situation leicht angreifbar war sowohl seitens der Konkurrenzunternehmen und ihrer lokalen Verbündeten als auch seitens der Gegner innerhalb des Konzerngeflechts von Western Electric[41] illustriert die Nebenrolle von Tungsram im transkontinentalen Telefonstreit.[42]

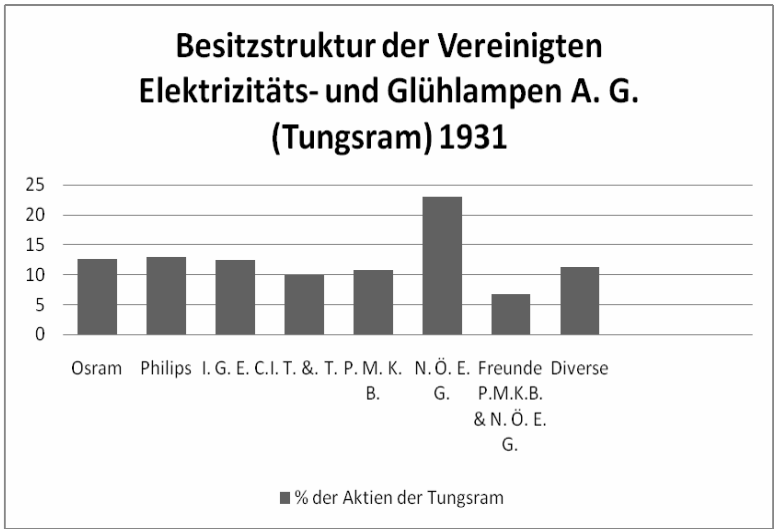
Nachdem IT&T die ISEC, die vorher Western Electric aufgekauft hatte, übernommen hat, kündete das Unternehmen den Burgfrieden unter den Telefonkonzernen, indem IT&T in die Absatzgebiete der schwedischen Ericsson und der deutschen Siemens & Halske einzudringen versuchte. Der Kampf um die neue globale Marktverteilung wurde zum Teil in Ostmitteleuropa ausgetragen. IT&T stützte sich dabei u. a. auf die 1929 eingeleitete Kooperation der Fernkabelhesteller der IT&T-Gruppe aus dieser Region (Pirelli / Milan, Felten & Guillaume / Wien, Felten & Guillaume / Budapest, Ungarische Standard / Budapest, letztere war die auf Wunsch von IT&T aus der Tungsram ausgesonderte Telefonsparte) und auf die lokalen Kontakte der Tungsram.[43]

40 Z603_69_115 Ujpest, 12. 2. 1933 Pfeifer an Lendvai in New York. Besuch von Ing. Langmuir in Ujpest

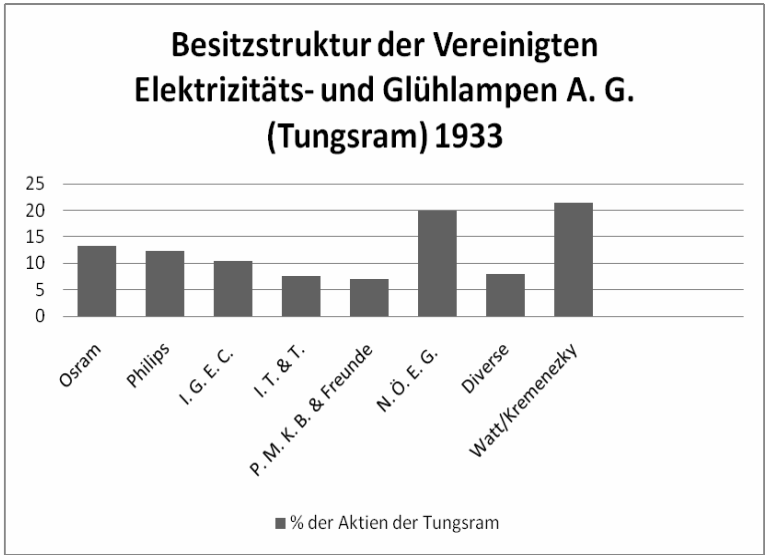
41 MOL Z601_18_148 Standard Villamossági Rt. Ujpest, 28. 7. 1930 Direktor Halász an Generaldirektor Aschner.

42 Im Folgenden G. Kümmel, Transnationale Wirtschaftskooperation und der Nationalstaat, Stuttgart 1995und H. Schröter, Außenpolitik und Wirtschaftsinteresse. Skandinavien im außenwirtschaftlichen Kalkül Deutschlands und Großbritanniens 1918–1939, Frankfurt a. M. u. a.1983.

43 MOL Z601_18_148 Minutes on Meeting in Zurich 5. 3. 1929 Aktennotiz III.



Quelle: MOL Z601_3_30 Vereinigte Elektrizitäts- und Glühlampen A. G. Generaldirektion, Aufzeichnung: Aktien deponiert für die Generalversammlung der Vereinigte am 2. 4. 1931 bei der Pester Ungarischen Kommerzbank (P. M. K. B.). 20. 4. 1933



Quelle: MOL Z601_3_30 Vereinigte Elektrizitäts- und Glühlampen A. G. Generaldirektion, Interne Aufzeichnung zum Brief von Leopold Aschner an Geheimrat Schlüpmann, Osram. Ujpest, 4. 11. 1933

Infolge der finanziellen Schwäche dieser Länder sowie zum Teil der ungenügenden technischen Vorbereitung ihrer Behörden – so ein rumänischer Zeitungsartikel noch vom Ende 1926[44] – haben die Konzerne mit Angeboten um die Staatsaufträge gerungen, die die lokalen Behörden finanziell und technologisch für Jahrzehnte abhängig zu machen suchten. Da die nationale Souveränität auf dem Spiel stand, konnte die schwedische Ericsson im Kampf um die rumänische Telefonkonzession 1929 / 30 eine Zeitungspropaganda einsetzen, die die rumänische Regierung dazu veranlasst hat, den Vertrag doch mit der IT&T abzuschließen, dabei aber Lieferungen aus ihrer ungarischen Tochtergesellschaft explizit zu untersagen. So gingen die Ungarische Standard bzw. Tungsram, die monatelang die technische Vorbereitung sowie die kleinteilige Lobbyarbeit erledigt hat, bei dem Geschäft leer aus. In Jugoslawien wollte die französische IT&T-Tochtergesellschaft an die Stelle der Ungarischen Standard treten mit dem Argument, dass der ungarische Charakter der Gesellschaft IT&T im Wettbewerb eher schade.[45] Am Ende konnte sich Tungsram bzw. die Ungarische Standard auch am jugoslawischen Geschäft nicht beteiligen. Gepaart mit persönlichen Streitigkeiten zog sich daher Tungsram aus der Ungarischen Standard und damit aus dem Telefongeschäft ganz zurück. Es wird ersichtlich, dass außer dem Drang der Aktionärgesellschaften die nach dem Ersten Weltkrieg verschärften politischen Gegensätze zwischen Ungarn und seinen Nachbarländern wesentlich dazu beitrugen, dass Tungsram eine anfangs gewinnbringende und für die technologische Entwicklung des Unternehmens wichtige Sparte ganz aufgegeben hat.

3. Internationale Kartelle

> *Weil sie* [die internationalen Kartelle – M. H.] *einen praktischen Weg zeigen, der aus der Zerrüttung der Weltwirtschaft in der Kriegs- und Nachkriegszeit mit der Sperrung und Kontrolle der Grenzen, ihren Einfuhr- und Zollschranken, mit dem ganzen überspannten Wirtschaftsprotektionismus und Nationalismus eine Reihe von Staaten, mit der Vernichtung des ausländischen Besitzstandes, der Auslandsmärkte, der Kaufkraft u. a. m. herausführt, und weil durch Zusammenschluß auf horizontaler Grundlage ein Teil dieser Hemmungen überwunden wird, deshalb erfreut sich diese Organisationsform eines ständig steigenden Interesses.*[46]

Der Propagandaaufruf des ersten geschäftsführenden Direktors des internationalen Glühlampenkartells – wohlgemerkt mitten in einer in unterschiedlichen internationalen Foren ausgetragene Debatte über die Kontrolle dieser mächtigen Organisationen - verdeutlicht die Hoffnungen, die in der Zwischenkriegszeit mit den internationalen Kar-

44 In deutscher Übersetzung wurde der Artikel vorgefunden im Archiv der Tungsram, jedoch ohne Angabe zum Veröffentlichungsort. MOL Z601_18_169 Ujpest, 4. 11. 1926

45 MOL Z601_18_148 Standard Villamossági Rt. Ujpest, 28. 7. 1930 Direktor Halász an Generaldirektor Aschner

46 W. Meinhardt, Aus der Praxis der internationalen Wirtschaftsverständigung, in: „Nord und Süd", Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit, Heft 8, August 1928. Unveränderter Abdruck in: W. Meinhardt, Kartellfragen (Anm. 2), S. 95-107, hier S. 97-98.

tellen verknüpft wurden. Sie wurden nicht nur als Krisenmanager sowie als Instrumente für die Verringerung von Produktions- und Vermarktungskosten angesehen, sondern sollten nach ihren Befürwortern zur Völkerverständigung und zur Wiederherstellung der Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts beitragen.

In Ungarn haben Kartelle traditionell eine wichtige Rolle in der Organisation der Industrie eingenommen.[47] 1930 wurden sie – auch infolge der Lobbyarbeit von Tungsram und anderen Unternehmen – legal anerkannte Institutionen, d. h. sie konnten ihre von der zuständigen Behörde registrierten Abkommen vor Gericht einklagen. Die Teilnahme an internationalen Kartellen unterlag von dem Zeitpunkt an auch der Registrierungspflicht, war aber weiterhin erlaubt. Tungsram und Ganz & Co. haben an den in der Tabelle (S. 65) aufgeführten internationalen Kartellen teilgenommen.

Inwieweit diese Kartelle Tungsram und Ganz eine Organisationsform dargeboten haben, „aus der Zerrüttung der Weltwirtschaft in der Kriegs- und Nachkriegszeit" einen Ausweg zu schaffen, also ihrer Anpassung an die neuen weltwirtschaftlichen Verhältnissen zu dienen, war nicht unwesentlich davon abhängig, wie sie Mitglied dieser Organisationen geworden sind.

Das internationale Glühlampenkartell war eines der am besten organisierten und am meisten bekannten Zusammenschlüsse der Zwischenkriegszeit. Der Produkttyp und die überschaubare Anzahl von maßgeblichen Herstellern ermöglichte schon 1902 eine internationale Vereinbarung. In diesem für zehn Jahre bestehenden, die kontinentaleuropäischen Produzenten zusammenfassenden Kohlefadenlampenkartell wurden organisatorische Maßnahmen hinsichtlich Koordination und Kontrolle des Lampenvertriebs erprobt, die dem Ende 1924 geschlossenen internationalen Glühlampenkartell („Phoebus", Sitz in Genf) zugute kamen. Allerdings wird in der Zusammensetzung und dem Tätigkeitsfeld der beiden Kartelle wie unter einem Mikroskop der weltwirtschaftliche Wandel während des Weltkriegs sichtbar.

Phoebus war erstens Ausdruck und Kernelement der nun zum weltweit führenden Elektrokonzern aufgestiegenen General Electric mit seiner in New York 1919 eingeleiteten Strategie für eine Neustrukturierung der Elektroindustrie: Durch Beteiligungen, Lizenz- und Erfahrungsaustauschvereinbarungen sowie internationale Kartelle sollte ihr Heimatmarkt und ihre technologische Führerschaft abgesichert werden sowie ihre während des Ersten Weltkriegs zu Lasten der deutschen Konkurrenz aufgebaute Position auf dem Weltmarkt aufrecht erhalten.

47 In Österreich-Ungarn waren ca. 200 Kartelle tätig. Während dem Krieg wurden mehrere deutsch-österreichisch-ungarische Kartelle errichtet. In der Zwischenkriegszeit blühten sie u. a. als Mittel für die Aufrechterhaltung der Rentabilität der Betriebe, die durch die gesunkene Aufnahmefähigkeit des einheimischen Konsums gesunken ist. Mehrere Kartelle haben die Produzenten der Nachfolgestaaten wieder zusammengeführt. Vgl. A. Meszlény, Die industriellen Kartelle, in: G. Gratz (Hrsg.), Ungarisches Wirtschaftsjahrbuch 1927 XXX; A. Resch, (2005) Phases of Competition Policy in Europe. UC Berkeley: Institute of European Studies. http://escholarship.org/uc/item/7wr2g49j.

Kartell	Entwicklung	Mitgliedsfirmen bzw. -länder	Regelung	Anteil des ungarischen Mitglieds
International Lamp Cartel, Phoebus, Genf „Glühlampenkartell“	Vorläuferorganisationen in Europa : – Verkaufsstelle Vereinigter Glühlampenfabriken 1903–1914 – Kriegskartelle (Zentralmächte) – Internationale Preisverständigung 1921 Phoebus 23.12.1924	Osram (D), Philips (NL), Tungsram, Britische Gruppe Compagnie des Lampes, Paris Kleine europäische Produzenten + überseeische Tochtergesellschaften der General Electric)[1] + Tokyo Electric	Marktaufteilung (GE in USA, Kanada, Neufundland [2] + Phoebus = 90% des Weltglühlampenverbrauchs) Technologische Kooperation Verkaufsregelung Preispolitik	Tungsram 5,6% – 7,22% – 10,13%[3] Gemeinschaftsgebiet Europa ca. 20% 1938 5% des Weltlampenverbrauchs
IRAVCO oder Ardenner Vertrag “Radioröhrenkartell”	Philips-Telefunken 1930 + Tungsram 1934	Philips, Telefunken, Tungsram	~ Phoebus (ausg. UK, F & Kolonien	Tungsram 12%
Accord de Paris “Zählerkartell”[4]	Ca. 1931	D, F, CH + kleinere Produzenten wie H, CZ; Verhandlung mit britischem Kartell	Marktaufteilung, Preispolitik	Ganz & Co.
Internationale Motorvereinbarung “Motorkartell”[5]	7. 12. 1928	D, B, A, CZ, H	Verkaufsregelung: Mindestpreise, Verkaufsbedingungen, Marktaufteilung in Europa ausg. Russland	Ganz & Co.
Association Internationale des Constructeurs de Materiel Roulant “Wagonkartell”[6]	1930	Belg, D + F, I, A, CZ, H producers Von 1935 an B, D, UK, F, I, A, H, PL, NL, DK, S + 2 Firmen von den USA, insg. 86 Unternehmen	1930 Exportkontingente 1931-35: Statistik & Marktanalyse Von 1935 an: Konsultation vor Angebotseinreichen, „faire Aufteilung“ der Aufträge	Ganz & Co. + MAVAG = 2,4%
Schienenautomobile (railcars)[7]	30. 4. 1935	Metropolitan Vickers (MV), Metropolitan Cammels Carriage (MC) (UK), Ganz & Co. (+ General Electric Buenos Aires)	Lizenz an MV/MC, Erfahrungsaustausch, Marktaufteilung gegenseitiger Schutz bei öffentlichen Ausschreibungen, Preiskoordinierung. Gemeinsam in Südamerika: Metropolitan Railcars (Ganz Patents) Ltd.	Ganz & Co: Kontinentaleuropa, J, USA, Kanada, jeweils Kolonien inkl.; MV/MC: UK, Northern Ireland, Dominions, etc.; Rest: 30:70 Ganz: MV/MC

Dabei wollte sie sich unmittelbar auch von Märkten einen Gewinn sichern, die durch zu erwartende protektionistische Maßnahmen ansonsten verschlossen geblieben wären.[48]
Typisch für die internationalen Kartelle zu der Zeit wurde die Teilnahme der GE wegen der restriktiven amerikanischen Kartellgesetzgebung nur durch ihre überseeischen Tochtergesellschaften und durch die britischen Mitglieder im Marktanteil ausgedrückt. Ihre führende Rolle war aber allein schon durch ihre Beteiligung an faktisch allen Mitgliedsunternehmen gesichert und durch das Monopol von GE auf ihrem Heimatmarkt (USA, Kanada).[49]
Die deutschen Unternehmen konnten bis 1924 so viel aus ihrer eingebüßten Exportführerschaft aufholen, dass die Osram, die fusionierten Lampenabteilungen der AEG, Siemens und der Auer-Gesellschaft, über das höchste Kontingent verfügte (AEG und Siemens hielten je 22,633 % in der VVG, Osram an Phoebus 32 %[50]). Philips, das vom neutralen Status Hollands auf dem Exportmarkt profitierte, gefährdete sogar den Heimatmarkt der amerikanischen Produzenten während des Krieges. Das beträchtliche Wachstumspotential des Unternehmens, das aus seiner Forschung entsprang, wurde in einem mehr als verdoppelten Marktanteil im neuen Glühlampenkartell anerkannt (anstatt 11,3 % hatte Philips nun einen Anteil von 28 %). Die Mitgliedschaft der Tokyo Electric (GE-Lizenznehmer) und die Führungsposition der GE lässt den Bedeutungsverlust Europas gegenüber Amerika und einiger sich industrialisierender Länder erkennen.
Als Mitglied der europäischen Vorgängerorganisationen wurde Tungsram in die Gründungsverhandlungen des internationalen Glühlampenkartells eingeschlossen, sowie als ein Unternehmen, an dem sich die treibende Kraft des Kartells, GE beteiligte. Trotz des anfangs eher bescheiden ausfallenden Kontingents (5,6 % anstatt 11,316 % in der VVG) und Stimmrechts (1 von 15, im Gegensatz zu je drei von Osram und Philips, und zwei der „Overseas Group") war Tungsram für die Einbeziehung in den Kreis der maßgebenden Unternehmen vorgesehen. General Electric mag ein Interesse daran gehabt haben, weil damit eine eventuell nützliche dritte Kraft, auf die GE letztendlich einen größeren Einfluß hatte, als die Beteiligung von 12% am Stammkapital des Unternehmens, im Rücken der allzu starken Philips und Osram auf dem europäischen Markt gestärkt werden konnte. Für Philips und Osram mag die Kooperation mit Tungsram die Beherrschung des europäischen Marktes erleichtert haben.
Tungsram stieg bis zum Ende der 1920er Jahre zum drittgrößten kontinentaleuropäischen Radioröhrenproduzenten auf. Die gefährdete Situation des Außenseiters ge-

48 H. Glimstedt, Between National and International Governance: Geopolitics, Strategizing Actors, and Sector Coordination in Electrical Engineering in the Interwar Era, in: G. Morgan / P. H. Kristensen / R. Whitley (Hrsg.), The Multinational Firm: Organizing across Institutional and National Divides, New York 2001, S. 125-152, insbes. S. 134-135.

49 Beteiligung der GE durch ihre 100%ige Tochtergesellschaft, IGEC an den Kartellmitgliedern in der 2. Hälfte der 1930er Jahre: 29% an Osram, 17% an Philips, 10% an Tungsram, 44% an CdL, Paris, je 46 und 34% an den britischen AEI und GEC, 40% an Tokyo Electric. G. W. Stocking / M. W. Watkins (Hrsg.), Cartels in Action, New York 1946, S. 334.

50 G. Luxbacher, Massenproduktion im globalen Kartell. Glühlampen, Radioröhren und die Rationalisierung der Elektroindustrie bis 1945, Berlin 2006, S. 343.

gen das Philips-Telefunken-Radiokartell (Röhren und Apparate, 1931[51]) wurde nach mehrjährigen Verhandlungen in ein Kartellabkommen unter den drei Gesellschaften umgewandelt. Dabei benötigte Tungsram nicht nur die von den Einnahmen aus dem Glühlampengeschäft gesicherte finanzielle Grundlage für den Preis- und Patentkrieg, sondern auch den demonstrativen Eingriff der *Radio Corporation of America* (ursprünglich Tochtergesellschaft der General Electric, von 1932 an Lizenzgeber an Tungsram) in Tungsrams Interesse in die Verhandlungen und die diplomatische Intervention der ungarischen Regierung für die Einstellung der gegen Tungsram in Deutschland geführten nationalistischen und antisemitischen Kampagne. Tungsram blieb zwar ein Juniorpartner in dem Kartell (zwölf Prozent Marktanteil gegen 88 % von Telefunken und Philips), konnte aber seinen Handlungsspielraum mithilfe der amerikanischen Lizenzvereinbarung aufrechterhalten.[52]

Als Hersteller elektrischer Zähler ersten Ranges seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde Ganz & Co. in die Gründung des Kartells eingeschlossen. Die Mitgliedschaft in den Motor- und Wagonkartellen war jedoch, mindestens laut ungarischer Zeitungsberichte, eher der Suche der deutschen Unternehmen nach verlässlichen Verbündeten innerhalb des jeweiligen Kartells bzw. gegen die britischen Außenseiter zu verdanken.[53] Da die ungarischen und die deutschen Unternehmen gleichfalls Südosteuropa und den Nahen Osten als ihre Kernmärkte betrachteten, konnten nämlich die deutschen Unternehmen die Ungarn mit einer Zuckerbrot-oder-Peitsche-Taktik beeinflussen, also durch ihre (nicht-)Teilhabe an öffentlichen Lieferungen. Ganz & Co. wurde ins wichtigste Kartell der Starkstromindustrie, das elektrische Anlagenkartell (INCA[54]) nicht eingeschlossen, als eine Art Festschreibung ihrer seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eingebüßten Position.

Das am 30. April 1935 abgeschlossene Abkommen der Ganz & Co. mit den zwei britischen Maschinenbauunternehmen beinhaltete Charakteristika der Lizenz- und klassischen Kartellabsprachen zugleich und entsprang der Notwendigkeit, dass Ganz & Co. für die weltweite Vermarktung und Verteidigung ihrer Patente in der Zwischenkriegszeit bereits einen mächtigen Verbündeten brauchte.[55] Metropolitain Vickers und Metropoi-

51 „Wevag-Abkommen" 24. 11. 1931, DTMB Firmenarchiv AEG-Telefunken I. 2. 060 C 7653 , Luxbacher, 2006, S. 442-445.

52 DTMB Firmenarchiv AEG-Telefunken I. 2. 060 C 6223 Protokoll Besprechung Philips-Telefunken-Tungsram Berlin 11. März 1937. Röhrenprogramm 1938/39.

53 Kende Tódor a német nehéziparnak Romániával léetrejött 125 milliós áruhitelüzletéröl [Todor Kende über das 125-Millionen-Warenkreditgeschäft der deutschen Schwerindustrie in Rumänien], Pesti Tőzsde 19. 04. 29, S. 28.

54 Gegründet wurde das Kartell im Jahre 1930 von den amerikanischen IGEC und International Westinghouse Electric Corp., vier britischen Unternehmen, den deutschen AEG und Siemens, und der schweizerischen Brown Boveri & Co. Das Kartell umfasste ein breites Spektrum elektrischer Anlagen und ihre Kontrollapparaten. Die Mitglieder hatten offizielle Ausschreibungen für die Lieferung solcher Anlagen und Apparaten dem Kartellbüro zu melden, wo die Entscheidung über die Aufteilung der Lieferungen und dementsprechend die Einzelheiten der einzureichenden Lieferungsangebote getroffen wurde. Ursprünglich wurde technologische Kooperation über die existierenden Patent- und Lizenzvereinbarungen hinaus wurden nicht vorgesehen. Report of the Federal Trade Commission on International Electrical Equipment Cartels, Washington 1948, 3-6, 21-28, 43.

55 Z427_1_1Ganz & Co. Patentabteilung Memorandum zum Martinka-Patent

tain Cammels Carriage konnten im ihnen zugesprochenen Anteil der Welt, meist in den formell oder informell britisch beherrschten Weltregionen, Motorwaggons mit Ganz-Jendrassik-Lizenz liefern. Obwohl der britische Anteil den Großteil der Erde abdeckte, behielt sich Ganz & Co. die für sie wichtigsten Märkte in Kontinentaleuropa, im Nahen Osten, sowie die USA, Kanada und Japan vor.[56]

Die Teilnahme an internationalen Kartellen konnte den ungarischen Unternehmen unter günstigen Umständen also helfen, die negativen Folgen der innen- und außenpolitischen und wirtschaftlichen Veränderungen zu überwinden.

Erstens konnten sie ein Mittel sein, außer dem Schutz des Heimatmarkts[57] *Zugang zu Exportmärkten* zu sichern, insbesondere Wirtschaftsnationalismus zu überwinden, und die Vermarktung der Produkte effizienter zu gestalten.

Der Heimatmarkt wurde in den Kartellabsprachen den ungarischen Teilnehmern gesichert zuzüglich eines Exportkontingents, ausgedrückt im Anteil auf dem Weltmarkt bzw. in einzelnen Ländern. Im Rahmen des Glühlampenkartells, das am besten organisierte Kartell unter den hier im Fokus stehenden Vereinbarungen, wurden Einheitspreise, nach Regionen und Kundentypen jedoch unterschiedlich und von den jeweiligen Hauptlieferanten einer Region, festgelegt auf einem Niveau, das die jeweiligen Zollsätze mit einberechnete. Den Kartellmitgliedern wurde praktisch ihr Heimatmarkt gesichert, zudem ein bestimmter Prozentsatz (Kontingent) am sogenannten Gemeinschaftsgebiet, mit hohen Geldstrafen für Überschreitungen und Kompensationen für Unterschreitungen verstärkt. Das Quotenverteilungssystem hat praktisch nationale Zollpolitik umgegangen, indem die Export- und Importmengen in das jeweilige Land von den Kartellmitgliedern abgestimmt wurden.[58] Die Mitgliedsfirmen haben sich außerdem bei ihren jeweiligen Regierungen eingesetzt, dass Importkontingente den Partnern und nicht Außenseitern erteilt werden oder haben solche Vorgänge zumindest durch Informationsvermittlung bewirkt.

Im Rahmen des Radioröhrenkartells wurden Maßnahmen aufgehoben, die Philips/Telefunken vorher mit Hilfe seiner exklusiven Bindung der Radiohersteller und Händler gegen Tungsram einleitete. Die Regelung verschaffte Tungsram in einigen für sie wichtigen Absatzgebieten direkten Zugang auch zu den Radioherstellern, was für die langfristige Marktpräsenz entscheidend war. Philips und Telefunken haben zwar nicht gescheut, die Regeln zu umgehen. Doch kann die Bedeutung des Kartells für Tungsram indirekt auch

56 Z425_73_189 Megjegyzések [Bemerkungen] 19. 10.1938 und Z425_33_118 Expozé a közlekedés problémája tárgyában [[An die jugoslawische Regierung gerichtete] Expose betreffs Verkehr]] Diese Motorwaggons waren besonders für den Personenverkehr in dünn besiedelten Regionen geeignet, wie in den Agrarländern von Ostmitteleuropa.

57 Die meisten internationalen Kartelle haben den Heimatmarkt dem jeweiligen Mitglied (einer Gesellschaft oder nationalem Kartell) zugeteilt, wo dieses Mitglied auch über die Preispolitik entscheiden konnte. Bezeichnend ist, dass bspw. die britischen Produzenten sich dem Zählerkartell in erster Linie anschließen wollten, um dadurch dem Preiskampf seitens des Kartells in Großbritannien halt zu bieten. Survey of International Cartels Vol. I. , Board of Trade, London 1944, S. 55-56

58 G. Luxbacher, Massenproduktion im globalen Kartell, Berlin 2006, S. 371.

daran abgelesen werden, dass die britischen Hersteller anscheinend erfolglos um solch eine Absprache mit Philips/Telefunken rangen.[59]

Das Glühlampenkartell hat den Zugang zu Absatz- und Beschaffungsmärkten zur Sicherung des technologischen Vorsprungs gegenüber den Außenseitern und günstiger Verkaufskonditionen noch rigoroser organisiert. Die Vermarktung der Produkte wurde prinzipiell nicht zentralisiert. Die führenden Kartellmitglieder Osram, Philips, die Tochtergesellschaften der General Electric / Britische Gruppe und Tungsram haben jedoch im Interesse der Verringerung der Vermarktungskosten und insbesondere infolge der von 1929/1930 vielerorts errichteten neuen Handelsbarrieren ihre Marktanteile in sog. Pools erneut aufgeteilt, gemeinsame Verkaufslager und Verkaufsstellen errichtet, sich gegenseitig auf bestimmten Märkten beliefert, wo nur das eine Mitglied eine Fabrik vor Ort hatte, und die durch Währungskontrolleregulierungen verursachen Verluste untereinander aufgeteilt.[60] Wegen der – mit den Worten des Generaldirektors von Tungsram – „sinnlosen Wirtschaftspolitik der einzelnen Staaten" (Zollbarrieren und anderweitige Maßnahmen für den Schutz der nationalen Produktion) sahen sich von der Weltwirtschaftskrise an im Interesse der Marktpräsenz auch kleinere Kartellfirmen gezwungen, die Produktion in immer mehr Ländern aufzunehmen. Dieser ‚Glokalisierung' der Tätigkeit multinationaler Unternehmen hätte also Tungsram auch außerhalb des Kartells Rechnung tragen müssen Die finanziellen Hürden konnten jedoch durch den mit den Kartellmitgliedern gemeinsam getätigten Aufkauf der Konkurrenten wesentlich gemildert werden.[61] Außerdem hat Tungsram einige solcher Beteiligungen durch die Verpfändung seiner Einnahmen aus dem Kontingent für bestimmte Märkte finanzieren können, wie 1934 den Einstieg in die chinesische Verkaufsgesellschaft der GE, Osram und Philips mit Hilfe der Übertragung von Kontingenteinnahmen aus Großbritannien und Brasilien.

Die Weltwirtschaftskrise hat also der Tendenz zur Glokalisierung multinationaler Geschäftstätigkeit einen erheblichen Schub gegeben und die Umformung der Zusammenarbeit in internationale Kartelle erfordert. Mit den Worten des Generaldirektors von Tungsram bildete dieser Strategiewechsel „in der Zukunft nicht die partikulare Frage einzelner Konzerne, sondern vielleicht gar eine Lebensfrage des ganzen Glühlampenkartells". In der Hinsicht bedeutete es eine weitere Zäsur in den Unternehmensstrategien.[62]

Die Mitgliedschaft am Kartell konnte u. U. die politischen Hindernisse für Direktinvestitionen überwinden helfen. In ihrem Antrag für die Erlaubnis zur Errichtung einer

59 Survey of International Cartels Vol. I., London, Board of Trade, 1944, S. 51.

60 Während den Gründungsverhandlungen der gemeinsamen Verkaufsgesellschaft Übersee wurde außerdem die durch Währungskontrolleregulierungen verursachen Verluste unter den Partnern aufzuteilen.

61 S. bspw. zu Jugoslawien MOL Z 601_221_891, insbes. Pro Memoria 2. 11. 1938 und zu Polen Landesarchiv Berlin, Dokumente der Osram G. m. b. H. K. G. A Rep. 231 Nr. 348 Tantris-Angelegenheit.

62 MOL Z42_20 Leopold Aschner an Ernst Egger, Ujpest, XXX 1933 Im Gegensatz zu Geoffrey Jones wird hier jedoch argumentiert, dass es nicht notwendigerweise als ein Beitrag der multinationalen Unternehmen zur Deglobalisierung bewertet werden sollte, weil gerade neue Formen und Methoden der Zusammenarbeit entwickelt wurden. G. Jones, Multinationals and global capitalism from the nineteenth to the twenty-first century, Oxford 2004, S. 31.

Glühlampenfabrik argumentierte Tungsram aufgrund dieser Beziehungen,[63] dass man ein „Weltkonzern" sei, sprich: man repräsentiere icht nur ungarische Interessen und könne hochwertige Produkte herstellen.

Ein anderes Beispiel dafür, wie internationale Kartelle u. a. den ungarischen Unternehmen potentiell helfen konnten, ihre *finanziellen Engpässe zu überwinden*, bietet das Waggonkartell, das während der Weltwirtschaftskrise auf deutsch-belgische Initiative errichtet wurde und dem sich Ganz & Co. und zwei weitere ungarische Fabriken angeschlossen haben. Infolge der Austrocknung internationaler Kapitalströme nach 1929 sollten die Modernisierung und Erweiterung der Bahnen in mehreren Ländern eingestellt werden. Im Waggonkartell wurden die Zahlungsfähigkeit und Entwicklungschancen mehrerer Staaten bzw. ihrer Bahngesellschaften als potentieller Kunden sorgfältig studiert mit Blick auf die gemeinsam von Kartellfirmen abgegebenen Lieferangeboten mit Vorfinanzierung. Der ungarische Anteil sollte nach der Vorstellung des Leiters der ungarischen Verhandlungsdelegation von einer Bankgruppe vorfinanziert werden, die sich mit Blick auf das Gesamtprojekt zunächst bereit fand.[64] Die vom Kartell geforderten hohen Preise beeinträchtigten jedoch die Wettbewerbsfähigkeit der Mitgliedsfirmen gegenüber Außenseitern und Herstellern von Ersatzprodukten (s. bspw. den Wettbewerb des Straßen- und Schienenverkehrs), so dass Ganz & Co. sich dafür einsetzte, dass Südamerika, ihr erhoffter Zukunftsmarkt, vom Vertragsgebiet des Wagonkartells ausgeschlossen blieb.[65]

Marktaufteilungen dienten jedoch in internationalen Kartellen generell den Interessen der großen Partner. Die Pools, diese oben bereits erwähnten engeren Zusammenschlüsse des Glühlampenkartells, bildeten keine Ausnahme von dieser Regel. Nach dem Erfolg des ersten Pool-Jahres 1930 / 31 konnte Tungsram schon 1932 sein Verkaufskontingent nicht absetzen, konnte also mit der weltweiten Entwicklung des Lampenmarkts nicht Schritt halten. Einer internen Aufzeichnung des Osram-Vorstandes zufolge lag dies weniger an etwaigen Schwächen der Marketingmaßnahmen von Tungsram, sondern daran, dass dem Unternehmen keine wachsenden Märkte zur Verfügung standen.[66] Die Tungsram zugeteilten Märkte waren nicht imstande, mehr Lampen aufzunehmen oder sie wollten ihren Bedarf speziell nicht mit Tungsram-Lampen befriedigen. Theoretisch hätte Tungsram fast 90 % des vom Kartell versorgten Teils des rumänischen und jugoslawischen Glühlampenmarkts beliefern können. Gerade in den Nachbarstaaten haben jedoch die wegen der niedrigen Weltagrarpreise und der ausgetrockneten internationalen Kapitalströme nur langsam voranschreitende Elektrifizierung sowie die politischen Spannungen diese Verbrauchssteigerung erheblich beeinträchtigt. Ungarn, wo Tungsram

63 MOL Z601_247_973 Korrespondenz L. Aschner mit R. Bauer, Tungsram Bukarest. Dokument: „Hohes Ministerium!!!" [14. 11 (?) 1936]

64 MOL Z58_277_1469 Association Internationale des constructeurs de matériel roulant. Sécretariat general. Comité financier. E. Perényi, Ungarische Allgemeine Kreditbank, an A. Dumas, Budapest, 23. 11. 1931

65 MOL Z425_66_73 Korrespondenz Prager-Klein Latein-amerikanische Angelegenheiten 1939–1940 Telegramm Franz Klein, Buenos Aires an Paul Prager, Budapest, 21. 7. 1939

66 Landesarchiv Berlin, Dokumente der Osram G. m. b. H. K. G. A Rep. 231 Nr. 67 Auszug aus der Niederschrift über die D-Besprechung am Donnerstag, dem 1. 11. 34

über eine Monopolposition verfügte (99 % im Jahr 1939), hatte wie die anderen Agrarländer der Region mit den gleichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.[67] Hier werden also die Folgen der anfangs beschriebenen finanziellen Situation und des nicht eingelösten Wachstumspotentials der Elektrifizierung des Landes auf der Mikroebene in transnationalen Beziehungen sichtbar, indem die Stagnation der vom Kartell Tungsram zugeteilten Märkte die Zugehörigkeit der ungarischen Gesellschaft zu den privilegierten Kartellmitgliedern gefährdete.

Dank der Kooperation der Ganz & Co. mit den britischen Firmen profitierte das Unternehmen von deren Ruf und Kontakten bei den zuständigen, oft britischen Bahngesellschaften, sowie von der weltweiten Verbreitung des Ganz-Jendrassik-Systems. Für die Beschaffung ausländischer Kredite, insbesondere auf dem Londoner Finanzplatz war dieses Abkommen unerlässlich. In Argentinien übernahm Ende Mai 1939 die gemeinsame Gesellschaft der Partner die Triebwagenvertretung der Ganz & Co. von der GE, gegen finanzielle Kompensation konnte aber diese Kooperation aufrechterhalten werden (z. B. bürgte GE 1939 für Ganz & Co. in Uruguay). Die britische Partnerschaft wurde auch als Gewähr gegen politische Ressentiments in den Nachbarländern eingesetzt, wenn auch dadurch ein Teil der erhofften Lieferungen schon von vornherein an die britischen Firmen abzutreten war.[68]

Außer der Eröffnung von Exportmärkten und der Unterstützung in finanzieller Hinsicht boten einige internationale Kartelle eine Möglichkeit, die Forschungs- und Entwicklungskapazität der Unternehmen zu erweitern und damit *Zugang zur transnationalen Wissenszirkulation* zu finden. Das Herzstück der Lampen- und Röhrenkartelle hinsichtlich der Marktkontrolle bildeten nicht die Vereinbarung über die Preispolitik, sondern der Patent- und Erfahrungsaustausch in dieser wissensintensiven Industrie. Der sollte für die Zeit nach dem Auslaufen der wichtigsten Patente den in technologischer Hinsicht sowie hinsichtlich der ausgebauten Marktposition führenden Mitgliedern zu einem nicht einholbaren Vorsprung gegenüber den Außenseitern verhelfen.[69] Alles wurde getan, die Entstehung einer Glühlampenindustrie in den früheren „non-producing" Ländern zu verhindern, diese also als Exportmärkte zu behalten. Das Kartell war – trotz einer dem scheinbar entgegenstehenden Propaganda[70] – nicht auf die Verbreitung der up-to-date-Technologie ausgerichtet: eine strikte Hierarchie regulierte den Zugang zu

67 Vgl. die Daten zur Produktion elektrischer Energie im Aufsatz von N. Wolf in diesem Heft sowie die Anzahl der Rundfunkhörer in Ungarn pro 10.000 Einwohner: 1925: 21,2 1930: 354,4 1935: 389,9, 1935 in Jugoslawien 48, Rumänien 56, dagegen in Österreich 780. (Gy. Mike, Magyar Statisztikai Zsebkönyv, [Ungarisches Statistisches Taschenbuch] Jg. 4, Budapest 1936, S. 230)

68 MOL Z420_1_1 Protokoll der Vorstandssitzung 4. 2. 1935 Nachdem jedoch Rumänien das erhoffte französische Kredit nicht erteilt wurde, blieb die Bahnelektrifizierung aus. Z420_1_1 Vorstandssitzung 18. 9. 1935

69 L. S. Reich, General Electric and the World Cartelization of Electric Lamps, in: A. Kudo/ T. Hara (Hrsg.), International Cartels in Business History. Tokyo 1992, S. 213-228; G. W. Stocking / M. W. Watkins (Hrsg.), Cartels in Action (Anm. 50), S. 317.

70 W. Meinhardt, Entwicklungs- und Fortschrittsvertrag auf dem Gebiete der internationalen Glühlampenindustrie, in: ers., Kartellfragen. Gesammelte Reden und Aufsätze von Dr. Meinhardt, Vorsitzendem des Direktoriums der Osram-Gesellschaft, Berlin 1929 S. 41-46, insbes. S. 41.

Rohmaterialien, Produkt- und Produktionserfahrungen, Produktionsmaschinen aber auch die Bestimmung der technologischen Zukunft der Sparte in Form der Ausdehnung des Vertragsgegenstandes, Standardisierungsmaßnahmen usf. Auf diesen Fragenkomplex kann hier nicht näher eingegangen werden.[71] Folgendes muss jedoch in aller Kürze hervorgehoben werden. Der Zugang zur Mitgestaltung der technologischen Zukunft der jeweiligen Sparte und die Fähigkeit des Profitierens von der in technologischer Hinsicht dargebotenen Möglichkeit der Kartellverträge hing – wie schon an der Entstehung der Lampen- und Röhrenkartelle ersichtlich – von der Qualität der eigenen Forschung und Organisation ab, was wiederum auch von der geschickten Benutzung der Lizenzverträgen und der Verwobenheit der Lizenz- und Kartellverträge der global player abhing.
Im Falle der Glühlampe handelt es sich um eines der ersten global standardisierten Massenprodukte. Infolge der Vielzahl von Lampentypen, Betriebsspannungen und ggf. Vorschriften für Lebensdauer, Lichtausbeute u. v. m., die mit der Zahl der belieferten Staaten weiter zunahmen, spielten für die Eröffnung von Exportmärkten die im Rahmen des Glühlampenkartells getroffenen Standardisierungsmaßnahmen eine besonders wichtige Rolle. Das ermöglichte außer erheblichen Ersparnissen an Produktionskosten nämlich auch bei kleineren Mitgliedern wie Tungsram die Einführung von Großfertigungsmethoden und den weltweiten Vertrieb der Produkte. Die auf den Markt zu bringenden Typen und ihre Parameter wurden meist unter den größeren Firmen des Kartells festgelegt. Dafür erwies es sich als wichtig, dass Tungsram ein ständiges Mitglied der Entwicklungskommission im Kartell war, obwohl dies bei weitem nicht bedeutete, dass Tungsram seine Interessen hinsichtlich der Ausdehnung des Vertragsgebietes oder der Einführung ihrer Innovationen auf dem Markt völlig durchsetzen konnte. Der jahrelange Kampf um die Einführung der mit Kryptongas gefüllten Lampen, einer Innovation von Tungsram, demonstrierte es, bei dem Tungsram von 1933 bis 1937 mit der Obstruktion der führenden Kartellmitglieder zu kämpfen hatte.[72] Das Radioröhrenkartell versprach die gleichen Vorteile, die jedoch wegen der Übermacht des Duos aus Philips und Telefunken nur mühsam eingelöst werden konnten. Von besonderer Bedeutung war in der Hinsicht die breit angelegte Lizenzvereinbarung von Tungsram mit der RCA. Sie ermöglichte Tungsram, die Bemühungen von Philips/Telefunken um die Vereinheitlichung der in Europa benutzten Radioröhren potentiell mit dem Vertrieb der populären amerikanischen Konstruktionen ernsthaft in Frage zu stellen.[73]

71 Bspw. Landesarchiv Berlin, Osram, A rep. 231 0100 Niederschrift über die Besprechung am 14. Juni 1938 Berlin Arbeitskreis: Cooperation. Detalliert auch in G. Luxbacher, Massenproduktion im globalen Kartell, Berlin 2006.

72 Das Kartell hat mit Rücksicht auf die Interessen von Philips und Osram, die den Absatz ihrer Argonlampen gefährdet sahen, die Einführung der mit Krypton gefüllten Lampen, einer Innovation des Tungsram-Forschungslaboratoriums, jahrelang hinausgezögert. Die Basisinnovationen waren 1932 und 1933 patentiert, die Einführung auf den Markt erfolgte jedoch sukzessive erst ab 1937. Dadurch konnten Philips und Osram ihre Argonlampen soweit verbessern, dass der Vorsprung der Kryptonlampen hinsichtlich der Effizienz der Lichtausbeute, der 1936 noch 17% ausmachte, bis 1940 auf 4% geschrumpft war. Siehe MOL Z 601_132, Z601_133, insb. Z601_132_620 Aktennotiz Leopold Aschner.

73 DTMB Firmenarchiv Telefunken I. C. 060C 11040 (6223) Protokoll Besprechung Philips-Telefunken-Tungsram Berlin 11. März 1937: Röhrenprogramm 1938/39.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass in günstigen Fällen, d. h. falls der Wettbewerb unter den global playern ausgenutzt werden konnte, die Teilnahme an internationalen Kartellen den ungarischen Unternehmen die unter den gegebenen Umständen bestmögliche Kombination angeboten hat, Zugang zu den Beschaffungs- und Absatzmärkten und zu neuen Finanzierungsquellen zu eröffnen, sowie im technologischen Wettbewerb Schritt zu halten.

Die Bedeutung der beiden Unternehmen und der internationalen Kartelle sowie anderweitigen transnationalen Vereinbarungen für die Handelsbilanz sollen einige Zahlen demonstrieren. Die ungarische Elektroindustrie hat während der ganzen Zwischenkriegszeit ein Drittel ihrer Produkte exportiert und verfügtedamit über einen größeren Anteil an der Weltelektroausfuhr als die industriell entwickelte Tschechoslowakei (z. B. 1924 je 1,2 und 0,3 %, 1925 0,8 und 0,3 %[74]). Damit trug sie zum Ausgleich der chronisch passiven ungarischen Handelsbilanz bei. 1925 und 1929 machten Glühlampen über zehn Prozent, Zähler ca. zwei Prozent der ungarischen Ausfuhr in Fertigprodukten aus.[75] 1937 hatten Glühlampen einen Anteil von 42,5% an der Elektroausfuhr (in Wert), Radioröhren 27,3 %, Zähler zwei Prozent und drahtlose Telegraphie und Telephonie, also das Arbeitsgebiet von Tungsram und der Ungarischen Standard, 17,5 %[76]. Die Ganz-Jendrassik-Schienenautomobile repräsentierten 1938 schon ein Prozent der ungarischen Gesamtausfuhr und stellten samt den Zählern, Glühlampen und Radioröhren auch nach dem Zweiten Weltkrieg eines der wichtigsten Exportprodukte des Landes dar. Besonders wichtig war dabei, dass in den Jahren der Devisenbewirtschaftung (nach 1931) diese Produkte –zum Teil dank der Kartellvereinbarungen – auch an Märkte geliefert wurden, wo freie Devisen erwirtschaftet werden konnten.

4. Staatliche Intervention

Die andere Seite der Medaille stellte die Notwendigkeit staatlicher Intervention für die Aufrechterhaltung der Position der Unternehmen in diesem Gewebe dar, was kurz anhand des Beispiels von Tungsram dargestellt werden soll.

Erstens musste überhaupt die Teilnahme an transnationalen Vereinbarungen erlaubt werden. Mit Rücksicht auf die hitzige Debatte über Kartelle, die sich in Ungarn in den späten 1920er Jahren entwickelte, war dies keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Der diesbezügliche Antrag von Tungsram an das Handelsministerium argumentierte mit dem Volumen der eingenommenen Devisen, mit den hohen Exportpreisen, die das Kartell garantierte und die wiederum eine Preisreduktion in Ungarn ermöglichten. In der Pres-

74 Zentralverband der Deutschen Elektrotechnischen Industrie, The Electrical Industry, in: League of Nations, International Economic Conference, Geneva, May 1927. Documentation on Electrical Industry, Geneva 1927, S. 27.

75 A. Székely, A magyar külkereskedelem irányainak változásai a forgalmi korlátozások éveiben (1930–1934) [Änderungen in der Richtung des ungarischen Außenhandels während der Jahre der Handelsbeschränkungen] in: KÖZGAZDASÁGI SZEMLE 59 (1935) 1-2, XXX

76 Siemens Corporate Archives Akte 9345 Die südosteuropäischen Staaten, S. 26

se fanden sich zudem Argumente der Großindustriellen, dass Ungarn solch eine Waffe nicht aus der Hand geben sollte, mit der sich auch die mächtigeren Länder rüsteten. Die internationale Wettbewerbsfähigkeit des Landes sollte durch die Begrenzung der Tätigkeit der Kartelle nicht unterlaufen werden.[77]

Ferner sollte die Währungspolitik die Erfüllung der Pflichten gegenüber dem Kartell ermöglichen (etwa bei der Beteiligung an der Übernahme von Konkurrenten). Die Zollpolitik sollte durch die Erteilung staatlicher Aufträge den Heimatmarkt der ungarischen Firmen sichern. So hat beispielsweise Tungsram die Regierung gewarnt, dass die Zuteilung des Prestigebauauftrages der Radiosenderstation an eine deutsche Firma, d. h. Telefunken, die künftigen Lieferungen ungarischer Firmen in die Balkanländern in nicht unerheblichem Maße begrenzen würden, da die Konkurrenz dort schon aufgrund ähnlicher Vorfälle erfolgreich damit Propaganda mache, dass die ungarische Industrie sogar von ihrer eigenen Regierung als nicht leistungsfähig genug bewertet worden sei. Falls aber Ungarn deswegen sowie wegen „seiner unglücklichen außenpolitischen Situation" seine Rolle als Produktionsstätte und Vertriebszentrum für den Balkan nicht mehr spielen könnte, würde dies die Verlegung westlichen Kapitals in die sowieso aufnahmefähigeren südosteuropäischen Staaten mit sich bringen.[78]

Die diplomatische Unterstützung wurde am Beispiel der Errichtung des Radioröhrenkartells ersichtlich. Aber staatliche Unterstützung war auch zur Schadenbegrenzung notwendig. Der Mechanismus des Glühlampenkartells ließ bspw. zu, dass den Interessen der mächtigen Kartellmitglieder entsprechend die Einführung der Erfindungen kleinerer und mittelgroßer Partner mindestens jahrelang verschoben wurde, wie es mit der Kryptonlampe von Tungsram passierte. Um die Partner zur Einführung des neuen, in vielerlei Hinsicht überlegenen Lampentyps zu zwingen, war die Errichtung einer Anlage entscheidend, die Kryptongas zu erträglichen Kosten produzieren könnte und dadurch Tungsram die eigenhändige Aufnahme der Produktion als Drohmittel in die Hand geben könnte. Zum Betrieb der Anlage war jedoch elektrische Energie in sehr großem Volumen notwendig. Da Tungsram sich die wesentlich kotengünstigere Variante der Errichtung einer Wasserkraftanlage in Norwegen oder Spanien mit Rücksicht auf potentiellen Schwierigkeiten mit den Devisenbehörden nicht erlauben konnte, wurde eine ungarische Braunkohlenmine mit Elektrizitätswerk angekauft. Der zum Ausbau der Gasanlage geleistete, staatlich organisierte Kredit hat die Verhandlungsposition der Gesellschaft im Kartell gestärkt.[79]

77 Dieses Argument steht im Einklang mit der tatsächlichen Praxis der skandinavischen Länder, wo die Regierungen die Kartellisierung ihrer Industrien genau mit Blick auf ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit unterstützt haben. H. Schröter, Wirtschaftlicher Wettbewerb und Kartellierung als Indikatoren für die „Arbeitsweise der praktischen Vernunft" in Skandinavien 1918 - 1939, in: M. North (Hrsg.), Nordwesteuropa in der Weltwirtschaft 1750– 1950, Stuttgart, 1993, S. 95-127.

78 MOL Z 601-17-131 Brief an den Handelsminister 6. 2. 1931, A M. Kir. Posta által beszerzésre kerülő adóállomások [Die von der Ungarischen Post zu beschaffenden Senderstationen]

79 MOL Z601_3_3 AL/NV 1. Oktober 1935, Aschner an Krassny und 14. Oktober 1935, Aschner an Herrn Rudolf Eisenstuck, Vorsitzender des Vorstandes der Österreichischen Industriekredit A. G. Wien.

5. Schlussbetrachtung – Zäsur oder nicht?

1918 sahen sich die ungarischen Unternehmen mit der wirtschaftlichen und politischen Neuordnung, der Herauslösung aus der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und einem zusammengeschrumpften Heimatmarkt samt wachsenden protektionistischen und wirtschaftsnationalistischen Tendenzen in der Weltwirtschaft konfrontiert. Obwohl die Lebensfähigkeit der ungarischen Industrie mehrfach bezweifelt wurde, waren die Aussichten von Tungsram und Ganz & Co. wegen ihrer vorherigen Präsenz auf Exportmärkten und der Notwendigkeit der Entwicklung der Kommunikations- und Verkehrsinfrastruktur in alten wie neuen Staaten nicht ganz ungünstig. Um in der kapital- und technologieintensiven Branche wieder Fuß zu fassen, beurteilten sie in der von „freundschaftlichen Beziehungen" durchwobenen Industrie eine Außenseiterposition als immer weniger zweckmäßig. Kartelle und andere transnationale Vereinbarungen, die essentieller Bestandteil der Unternehmensstrategien geworden waren, leisteten eine unentbehrliche Hilfe zur Überwindung der neuen politischen und wirtschaftlichen Hindernisse auf dem Weltmarkt, insbesondere gegenüber dem Wirtschaftsnationalismus in den Nachbarländern. Sie konnten auch ermöglichen, die Zukunft der jeweiligen Industrie mitzusteuern bzw. davon nicht vollständig ausgegrenzt zu werden. Trotz der Gefahren internationaler Kartelle strebten also auch kleinere Marktteilnehmer eine Mitgliedschaft an und gingen in einigen Fällen dann noch rigoroser gegen Außenseiter vor als die großen Marktteilnehmer, weil sie mehr zu verlieren hatten.

Dies trägt zur Erklärung der Macht internationaler Kartelle in der Zwischenkriegszeit bei. Ungarische Unternehmen wurden dabei Teil einer business community, die von der Überwindung staatlicher Grenzen und Handelsbarrieren zu profitieren gelernt und zur Entstehung einer multilateralen Governance-Struktur der Weltwirtschaft beigetragen hat, der ineinander greifenden nationalen, transnationalen und internationalen Regeln unterlag.[80] Zum Aufrechterhalten bzw. zum Erwerb einer Position in den Kartellen, die noch die Vorteile solch einer Mitgliedschaft gelten ließ, wurde neben betriebswirtschaftlichen Aspekten auch trotz der verringerten Handlungsmacht Ungarns die Unterstützung des Staates auf der internationalen Ebene unerlässlich. Es kann also eine Kontinuität der Unternehmensstrategien nach 1918 insoweit festgestellt werden, als zurückgegriffen wurde auf Institutionen, Mittel und Kontakte, die aus der Vorkriegszeit bekannt waren, allerdings nun mit geänderter Zielsetzung.

1918 bildet insofern eine Zäsur in den Unternehmensstrategien, als die Unternehmen sich immer mehr in die Strategien der global player einzufügen und auf eine Durchpolitisierung der außenwirtschaftlichen Beziehungen einzustellen hatten. Es war keine Zäsur bzw. nur eine von mehreren, wenn es um die Ablösung Wiens als Kapitalvermittler und traditioneller Geschäftspartner geht, da dies erst infolge der österreichischen Banken-

80 Vgl. N. P. Petersson, Anarchie und Weltrecht. Das Deutsche Reich und die Institutionen der Weltwirtschaft, ca. 1890–1930, Göttingen 2009 [transl.: Anarchy and Global Law: Germany and the Institutions of the World Economy, 1890–1930], 339-345.

krise zwingend notwendig und von 1930 an der Handlungsspielraum der Unternehmen wegen der neuen Besitzstrukturen eingeengt wurde. Außerdem kam es erst während der Weltwirtschaftskrise, mit den fallenden Agrarpreisen und der Austrocknung internationaler Kapitalströme zu einer Stagnation der Entwicklung der Agrarländer in Ostmitteleuropa, die die Position der Unternehmen in internationalen Kartellen gefährdete. Außerdem blieb von einzelnen, viel versprechenden Markteintritten wie Ganz und Tungsram in Südamerika abgesehen, die in der Vorkriegszeit vorherrschende Meinung über Südosteuropa als Ungarns wichtigster außenwirtschaftlicher Aktivitätszone bestehen. Die Region blieb der privilegierte Raum, in dem ungarische Unternehmen trotz der Expansion deutscher Unternehmen noch einen Anteil erkämpfen konnten. Schließlich ist auf ein weiteres Kontinuum zu bedenken: Trotz der Stärkung der nordamerikanischen und britischen Beziehungen blieb in der Region die deutsche Wirtschaftsmacht maßgebend.

Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg als Problem von Periodisierung und Territorialisierung in einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas

Bernhard Struck

Abstract

The years 1914/18 constitute a well-established caesura in European history. In a number of narratives 1918 marks either the end of empire or the beginning of a new era in Central and Eastern Europe defined by the establishment of nation-states. By analyzing the territorial changes and the redrawing of state-borders following the First World War in a transnational perspective, the notion of 1918 as a rupture is questioned. The transnational perspective seeks to write the history of spaces and spatial transformations other than the nation-state. In consequence it has to ask for alternative periodisations. Through the lens of "jeux d'échelle" (J. Revel) and the change of scale between the national, the local and the global, it is argued that 1918 must not exclusively be interpreted as a rupture. Instead the territorial changes in East Central Europe post-1918 can be seen as a consequence of a long-term global transformation of territorial regimes between c. 1860 and 1950.

Einleitung: Grenzen, Skalen, Zeiten

Wie unterschiedlich Europa auf Karten dargestellt wird, die den Kontinent vor und nach dem Ersten Weltkrieg zeigen, ist bekannt. Was im mittleren und östlichen bis südöstlichen Europa bis 1914 noch von den großen multiethnischen, kontinentalen Imperien mit wenigen zwischenstaatlichen Grenzen beherrscht wurde, nahm mit der Unabhängigkeit von Polen, der Tschechoslowakei, Litauen, Lettland, Estland, der Ukraine, Jugoslawien und Ungarn zwischen 1918 und 1920 eine neue territoriale Form an. An die

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 81–99.

Stelle des imperialen Staatsmodells rückten neu und wieder gegründete Staaten, die sich an dem Modell des Nationalstaats orientierten.[1] Aus Millionen Untertanen dynastisch-imperial organisierter staatlicher Zusammenhänge wurden Bürger von Republiken.[2] Aufgrund der neu gezogenen zwischenstaatlichen Grenzen, die in den Friedensverträgen der Jahre 1919 und 1920 ratifiziert wurden, scheint das Mitteleuropa von 1918/20 nicht mehr viel mit dem von vor 1914 gemein zu haben.[3]

Für eine in räumlicher und normativer Hinsicht an der Nation sowie inhaltlich und analytisch an Politik orientierte Geschichtsschreibung muss der Erste Weltkrieg und dessen Ende fast zwangsläufig als Bruch erscheinen. Nicht umsonst und mit Berechtigung ist 1918 auf verschiedenen Ebenen – national, europäisch und auch global – ein Wendepunkt, ein Einschnitt, der sich in unzähligen Publikationen wiederfindet: 1914 oder 1918 als Start- oder als Endpunkt, je nach Perspektive. Auf jeden Fall als Bruch, der in vielen Synthesen ein „langes" 19. von einem „kurzen" 20. Jahrhundert trennt.[4]

Periodisierung in der Geschichtsschreibung hat analytisch-normativen wie pragmatischen Charakter. Jede Periodisierung hat etwas Artifizielles und Kontingentes, zumal wenn sie sich an kurzfristigen Ereignissen orientiert. Bestimmte Daten, darunter 1918, sind so oft für den Zweck der Periodisierung verwendet worden, dass sie als kaum noch hinterfragbar gelten und sowohl der arbiträre wie pragmatische Charakter jeder Periodisierung damit in Vergessenheit gerät.[5]

Interpretationen, historiographische Trends, Räume sowie Chronologien werden jedoch Revisionen unterzogen.[6] Vor allem im Licht der jüngeren Globalgeschichte wird 1918 als Epochenjahr einer Revision unterzogen.[7] Abhängig vom räumlichen Zugriff, ob auf

1 Zum Kontext imperialer Krise in der Folge des Ersten Weltkrieges vgl. J. Gallagher, Nationalism and the Crisis of Empire, 1919–1922 in: Modern Asian Studies 15/3 (1981), S. 355-368.

2 Vgl. A. C. Jones, East Central Europe in the Modern World. The Politics of the Borderlands from Pre- to Postcommunism, Stanford 2000, S. 5.

3 Zu dem hier verkürzten Gegensatz Imperium – Nationalstaat vgl. K. S. Jobst / J. Obertreis / R. Vulpius, Neuere Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte: die Habsburgermonarchie, das Russländische Reich und die Sowjetunion, in: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und Vergleichende Gesellschaftsforschung 2/18 (2008), S. 27-56, hier S. 31f.; J. Osterhammel, Imperien, in: Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, hrsg. von G. Budde / S. Conrad / O. Janz, Göttingen 2006, S. 56-67, hier S. 56f.

4 Lediglich beispielhaft seien genannt aus deutscher Perspektive: T. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 2: Machtstaat vor der Demokratie, München 1992; H.-U. Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte: Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914–1949, München 2008; aus polnischer Perspektve: A. Chwalba, Historia Polski 1795–1918, Krakau 2000; S. Kieniewicz, Historia Polski 1795–1918, Warschau 1998; aus europäischer Perspektive: E. Howbsbawm, The Age of Empire, 1875–1914, London 1987; ders., The Age of Extremes, 1914–1991, London 1994; aus globaler Perspektive: C. Bayly, The Birth of the Modern World, 1780–1914: Global Connections and Comparsions, Oxford 2004; H.-H. Nolte, Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Wien 2009, S. 21f. Dagegen eher flexibibel mit dem Ersten Weltkrieg als Umbruch umgehend, vgl. M. Mazower, Dark Continent. Europe's twentieth century, New York 2000, S. 41-75.

5 Vgl. L. Jordanova, History in Practice, London 2000, S. 114-140.

6 Zur Logik von Revision vgl. G. Spiegel, Revisiting the Past / Revisiting the Present: How change happens in historiography, in: History and Theory 46/4 (2007), S. 1-19.

7 Vgl. bspw. J. Osterhammel / N. P. Petersen, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003, S. 63-86. Ihr Vorschlag für eine Epoche des Weltkapitalismus und der Weltkrisen von 1880–1945.

einer lokalen, nationalen, transnationalen – beispielsweise über historische Regionen[8] – oder globalen Untersuchungsebene, verändert sich die Bedeutung eines Ereignisses.
Dieser Beitrag fragt nach dem Charakter von 1918 als Umbruch oder Zwischenschritt in Bezug auf Grenzen und transnationale Räume. Er beschäftigt sich mit Grenzen und Grenzregionen und geht der Frage nach, in welche alternative Chronologie einer europäisch-transnational sowie global gedachten Geschichte sich das Ende des Ersten Weltkrieges und die territoriale Neuordnung von Ostmitteleuropa einordnen lassen.
Konkreter Gegenstand sind Fallstudien von Staatsbildungsprozessen und Grenzverschiebungen. Dabei wird mit Blick auf die vielfältigen Staatsgründungen in Ostmitteleuropa nach 1918 und auf den gleichzeitigen Zerfall der kontinentalen Imperien das Ende des Ersten Weltkrieges als Zäsur in Frage gestellt. Statt 1918 als Zäsur – Anfang und Ende – zu betrachten, wird das Ende des Krieges als zwar wichtiger, aber eher folgerichtiger Zwischenschritt in einem langfristigen Prozess der Umbildung von Territorialität gedeutet, der etwa von 1850/60 bis Ende der 1960er andauerte.
In Frage stellen, muss dabei jedoch präzisiert werden, denn es geht vielmehr um die Frage einer alternativen Chronologie. Hierbei soll eine transnationale Perspektive helfen. Bewusst wird hier die blühende, jedoch noch junge und damit diskussionswürdige und noch definitionsbedürftige transnationale Geschichte als Perspektive, nicht als Methode verstanden. Mit Ian Tyrrell lässt sich der Gegenstand transnationaler Geschichte als Bewegung von Menschen, Ideen oder Institutionen über nationale Grenzen hinweg beschreiben.[9] Die transnationale Perspektive soll die Frage nach alternativen Räumen zur Nation als „Container" von Geschichte ermöglichen. Wie bereits angedeutet, ist 1918 als Ereignis vor allem in der Geschichte, welche die Nation zum Gegenstand hat – ob Deutschland, Polen oder Ungarn – etabliert und vollkommen legitim.
Transnationale Geschichte wird hier jedoch in Ergänzung zu Tyrells und anderen Definitionen als Perspektive auf alternative Räume, darunter subnationale Regionen, transnationale Meso- oder Makroregionen verstanden. Wenn transnationale Geschichte andere räumliche Ordnungen als den (National-)Staat zum Gegenstand hat, dann muss die Frage nach der Geschichte und Chronologie dieser Räume gestellt werden, da diese Räume nicht notwendig denselben Brüchen und Kontinuitäten folgen wie Staaten.[10]

8 Vgl. bspw. J. Szücs, Die drei historischen Regionen Europas, Frankfurt a. M. 1990; M. Todorova, Spacing Europe: What is a Historical Region, in: East Central Europe. L'Europe du Centre-Est. Eine wissenschaftliche Zeitschrift, 1-2/32 (2005), S. 59-78.

9 Vgl. I. Tyrrell, Transnational Nation: United States History in Global Perspective Since 1789, Basingstoke 2007, S. 1; vgl. auch Ders. Reflections on the transnational turn in United States history: theory and practice, in: Journal of Global History 4 (2009), S. 453-474, hier S. 453f. Vgl. auch G. Kasianov/P. Ther (Hrsg.), A Laboratory of Transnational History. Ukraine and Recent Ukrainian Historiograpy, Budapest 2008.

10 Vgl. M. Broers, Napoleon, Charlemagne, and Lotharingia: Acculturation and the Boundaries of Napoleonic Europe, in: The Historical Journal 44 (2001), S. 135-154. Broers verfolgt keine explizit transnationale Perspektive, kann aber bei der Frage nach dem Akzeptanz und Ablehnung des napoleonischen Regimes einen Raum aufzeigen, in dem das napoleonische Empire auf breite Akzeptanz stieß. *Lotharingia* lässt sich nicht national definieren, sondern als transnationaler Raum beschreiben. Die Gründe für die relativ hohe Akzeptanz können wiederum nicht durch Ereignisse erklärt werden, sondern durch die lang- und mittelfristige soziale, ökonomische und kulturelle Entwicklungen dieses transnationalen Raumes. Vgl. auch D. Läpple, Essay über den Raum. Für ein

Wenn in diesem Beitrag nach alternativen Räumen gefragt wird und damit nach alternativen Chronologien, in die der Umbruch von 1914/18 in Ostmitteleuropa eingeordnet werden kann, dann geschieht dies zum einen in Anlehnung an die *Annales* und hier vor allem Fernand Braudel. Für ihn waren Ereignisse oberflächliche Phänomene, die sich auf lang- bis mittelfristige Prozesse zurückführen lassen und die in der Regel nicht im Rahmen einer Nationalgeschichte beschrieben werden können.[11] Braudel folgend wird 1918 hier nicht als Ereignis, als Anfang – Nationalgeschichte – oder Ende – das der kontinentalen Imperien – gesehen, sondern als Symptom und Folge von längerfristigen Prozessen.

Zum anderen folgt der Aufsatz der Diskussion, auf welche Weise verschiedene Untersuchungsebenen zwischen Mikro- und Lokalgeschichte einerseits und anderen Skalen wie National- und Globalgeschichte andererseits zu variieren und zu kombinieren sind.[12]

In einem ersten Schritt wird in einem knappen Überblick die nationale Ebene skizziert. Auf dieser wird 1918 in einer Vielzahl von Nationalgeschichten als Bruch und, wichtiger, als Beginn der neu formierten Staaten in Ostmitteleuropa gedeutet. Dies ist das wohl gängigste, bekannteste und vollkommen legitime Narrativ. In einem zweiten Schritt dienen Fallstudien von Grenzziehungsprozessen auf lokaler und regionaler Ebene dazu, diesen Bruch zu hinterfragen, indem auf dieser Ebene andere Rhythmen und Chronologien sichtbar werden. Im dritten und letzten Schritt soll versucht werden, von der lokalen Geschichte der Grenzziehungsprozesse auf die transnationale und globale Ebene überzugehen. Über die Kombination von Mikro- und Makroperspektive wird deutlich, dass sich die Grenzziehungsprozesse und die territoriale Umgestaltung Ostmitteleuropas in Folge des Ersten Weltkrieges in einen längeren Prozess des Wandels von Territorialitätsregimen und des „right-sizing of states" und damit als konsequenter Zwischenschritt interpretieren lassen.[13]

Ostmitteleuropa national: Vom Empire zur Nation, 1918 / 20

Ostmitteleuropa zu definieren und dessen Grenzen zu bestimmen, ist nicht unproblematisch. Geographisch hat die Region keine festen Grenzen, damit sind Versuche, die genauen Grenzen von Ostmitteleuropa nach außen wie nach innen zu bestimmen stets

gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept, in: Stadt und Raum. Soziologische Analysen, hrsg. von H. Häußermann, Pfaffenweiler 1991, S. 157-207

11 Vgl. F. Braudel, History and the Social Sciences: The Longue Durée, in: Histories. French constructions of the past, hrsg. von J. Revel und L. Hunt, New York 2002, S. 115-145.

12 Vgl. M. Peltonen, Clues, Margins, and Monads. The Micro-Macro Link in Historical Research, in History and Theory 40 (2001), S. 347-359; J. Revel (Hrsg.), Jeux d'échelle. La mirco-analyse à l'expérience, Paris 2006. Hier vor allem die Beiträge von J. Revel, B. Lepetit, P.-A. Rosental; J. F. Brooks / C. R. N. DeCorce / J. Walton (Hrsg.), Small Worlds: method, meaning, and narrative in microhistory, Santa Fe 2008; A. M. Castrén (Hrsg.), Between Sociology and History. Essays on Microhistory, Collective Action, and Nation-Building, Helsinki 2004; D. W. Sabean, Reflections on Microhistory, in: Transnationale Geschichte (wie Anm. 3), S. 275-289, hier S. 275f., 280.

13 Vgl. C. S. Maier, Transformations of Territoriality. 1600-2000, in: Transnationale Geschichte (Anm. 3), S. 32-55; B. O'Leary, Introduction, in: Righ-Sizing the State, hrsg. von Ders., I. S. Lustick und T. Callaghy, Oxford 2001, S. 1-14.

entweder kontingent oder normativ.[14] Ostmitteleuropa umfasst in etwa den östlichen Teil dessen, was Jenö Szücz als Mitteleuropa beschrieben hat, geographisch die Region östlich von Elba und Leitha und nördlich des heutigen Griechenland und der Türkei. Historisch kann es als das Grenzland zwischen dem karolingischen und byzantinischen Reich betrachtet werden. Für die späte Neuzeit, vor allem das 19. Jahrhundert, ist die Region als das Gebiet von „kleineren" Nationen beschrieben worden.[15] Diese wiederum hatten eine periphere Lage innerhalb der drei kontinentalen Imperien, des Zarenreiches, der Habsburger Monarchie und des Osmanischen Reiches, bzw. vier Imperien, wenn man Brandenburg-Preußen nach den Teilungen Polens dazu zählen möchte.[16]

Zwischen den späten 1870er Jahren und den Jahren unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg wurde diese Region in staatlicher Hinsicht neu geordnet. An den Kabinettstischen des Berliner Kongresses 1878 sowie in den Pariser Verträgen nach 1918 wurden Grenzen neu gesetzt. Im südlichen Teil von Ostmitteleuropa entstanden so im späten 19. Jahrhundert sechs Staaten, zählt man das semi-souveräne Ungarn innerhalb der Habsburger Monarchie dazu. Größtenteils handelte es sich dabei um Gebiete aus der nördlichen Peripherie des Osmanischen Reiches. Hierzu zählten Serbien und Rumänien, die nach der sogenannten Balkankrise mit dem Berliner Kongress unabhängige Staaten wurden. Im Jahr 1908 erreichte Bulgarien als Königreich die Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich. Es folgte 1910 die Unabhängigkeit Montenegros, das 1918 mit Serbien in einem südslawischen Staat aufging. Albanien war das letzte Territorium, das sich vor dem Ersten Weltkrieg 1910 / 11 als unabhängiger Staat aus dem Osmanischen Reich löste. Letzteres war in territorialer Hinsicht der große Verlierer während der vier Jahrzehnte, die dem Ersten Weltkrieg vorausgingen und bevor 1923 nach Grenzkonflikten und Krieg mit Griechenland die Türkische Republik proklamiert wurde.[17]

Die aus den nördlichen Territorien des Osmanischen Reiches neu gegründeten Staaten blieben umstritten und waren Spielball der Großmächte, wie sich vor allem in den Balkankriegen 1912 / 13 zeigte. Die territoriale Neuordnung, die für die Zwischenkriegszeit sowie weitgehend für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg Bestand haben sollte, resultierte jedoch aus den Folgen des Ersten Weltkrieges. Die Grenzen Ostmitteleuropas wurden während der Pariser Friedenskonferenz 1919 festgelegt und folgten Woodrow Wilsons Ideal des Selbstbestimmungsrechts der Nationen. Es gingen daraus im östlichen und südöstlichen Europa sieben Staaten hervor, nämlich Albanien, Bulgarien, die Tschechoslowakei, Ungarn, Polen, Rumänien und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929 Jugoslawien). Dazu die Ukraine, die jedoch 1922 als Republik der Sowjetunion angegliedert wurde, sowie Litauen, Lettland und Estland, die zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ihre Unabhängigkeit verloren.

14 Vgl. hierzu die normativ geladene Dreiteilung bei J. Szücs, Die drei historischen Regionen (Anm. 8).

15 Vgl. M. Hroch, Social Preconditions of National Revival in Europe: A Comparative Analysis of the Social Composition of Patriotic Groups Among the Smaller European Nations, Cambridge 1985.

16 Vgl. hierzu P. Ther, Beyond the Nation: The Relational Basis of a Comparative History of Germany and Europe, in: Central European History 36 (2003), S. 45-74, hier S. 54.

17 Vgl. J. Darwin, After Tamerlane. A Global History of Empire since 1405, London 2007, S. 288-293, 360 f., 386.

Die umfangreichsten Grenzziehungen nach 1918 betrafen die Gründung der Republik Polen bestehend aus den Gebieten um Posen, Pomerellen, Großpolen und Westgalizien. Im Krieg gegen Sowjetrussland wurden bis 1921 Ostgalizien und Wolhynien erobert. Damit hatte Polen eine Bevölkerung von knapp 31 Millionen, darunter eine große deutsche Minderheit.[18] Aus den nördlichen Territorien der Habsburger Monarchie entstanden die Tschechoslowakei sowie aus den östlichen das spätere Jugoslawien, das aus den Habsburger Gebieten Krain, Kroatien, Dalmatien, dem 1908 annektierten Bosnien im Zusammenschluss mit Montenegro entstand. Die Tschechoslowakei umfasste etwa 14,7 Millionen Einwohner, das neugegründete Jugoslawien etwa 13,3 Millionen. Rumänien hatte nach dem territorialen Zugewinn Siebenbürgens 17,4 Millionen Einwohner, Ungarn knapp neun Millionen.
Insgesamt fanden sich auf über 1,3 Millionen Quadratkilometern etwas mehr als 91 Millionen Menschen nach 1918 in einer neuen territorialen Ordnung wieder, in der übergroßen Zahl als Staatsbürger von Republiken.[19] Das sind abstrakte, aber gewichtige Zahlen. Sie sind Teil einer bekannten Geschichte Ostmitteleuropas, die in den zahlreichen Erzählungen der einzelnen Staaten als Beginn nationaler Unabhängigkeit und zugleich Ende nationaler Abhängigkeit, wenn nicht gar Unterdrückung dargestellt worden sind.
Die im Zuge des Ersten Weltkriegs neu gezogenen Staatsgrenzen bieten Anlass, Staatsgründungen als Ereignis zu sehen und nationalstaatliche Geschichten wie die der Tschechoslowakei hier beginnen zu lassen. Die Grenzziehungen der Jahre nach 1918 können in einem Braudelschen Sinn jedoch auch als Ergebnis bzw. Symptom oberflächlicher politischer, militärischer und diplomatischer Ereignisse gesehen werden. Wechselt man die Ebenen – von nationaler zu lokaler oder regionaler, von politischer Geschichte zu ökonomischer und kultureller sowie zur Geschichte von Wahrnehmungen –, stellt sich die Frage, wie 1918 wahrgenommen wurde und in welche alternativen Zeiträume es sich einordnen lässt.

Ostmitteleuropa lokal und regional: Grenzregionen und die Trägheit des Raumes, ca. 1860/80–1950

Es gehört zu den ersten Aufgaben des Historikers, Wandel in Form von tatsächlichen oder wahrgenommenen Umbrüchen zu analysieren und darzustellen. Durch jeden Umbruch, die als zeitliche Beschleunigung wahrgenommen werden können,[20] ziehen sich auch Kontinuitäten. Diese Feststellung ist in vielerlei Hinsicht banal. Sie ist jedoch entscheidend, um nach alternativen Periodisierungen für bestimmte Räume zu fragen.[21]

18 Vgl. I. Eser, 'Loyalität' als Mittel der Integration oder Restriktion? Polen und seine deutsche Minderheit 1918–1939, in: Staat, Loyalität und Minderheiten in Ost- und Südosteuropa, hrsg. von P. Haslinger und J. von Putkamer, München 2007, S. 17-44.
19 Vgl. A. C. Janos, East-Central Europe in the Modern World, Standford 2000, S. 3-9.
20 Vgl. R. Koselleck, Zeitschichten. Studien zur Historik, Frankfurt a. M. 2003, S. 150-176, 265-284.
21 Vgl. L. Jordanova, History (Anm. 5), S. 114-140.

1918 als Umbruch in Ostmitteleuropa? Ja, aber nicht nur, wie das folgende Beispiel verdeutlicht.

> *Though the Habsburg Empire had gone, we still lived on its infrastructure and, to a surprising extent, by pre-1914 central European assumptions. The husband of one of my mother's great friends, Dr Alexander Szana, lived in Vienna and, unhappily for his wife's peace of mind, worked on a German-language newspaper thirty miles down the Danube in what we called Pressburg and the Hungarians called Pozsony, and what had then become Bratislava, the chief Slovak city in the new Czechoslovak Republic. (…) Except for its Hungarian officials, between the wars it had not yet been ethnically cleansed of its polyglot and polycultural population of Germans, Hungarians, Czechs and Slovaks, assimilated westernized and pious Carpathian Jews, gypsies and the rest.*[22]

So erinnerte sich der 1917 in Alexandria geborene Eric Hobsbawm in seiner Autobiographie an die Jugendjahre im Wien der 1920er Jahre. Im Rückblick erschien die Zwischenkriegszeit, sei es in der Wahrnehmung eines heranwachsenden Jungen aus jüdisch-englischem Elternhaus, sei es aus dem Blick des gereiften Intellektuellen und Historikers, der eine Bilanz seines Lebens zieht, keinen Bruch mit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg darzustellen.

Erinnerung ist stets problematisch, zumal mit einem Abstand von gut 70 Jahren. Was für den jungen Eric Hobsbawm in der Wahrnehmung und Rückerinnerung möglicherweise keinen Bruch darstellte, war für viele Zeitgenossen ohne Zweifel eine gewaltige Zäsur, die der Krieg, das Ende der Habsburgermonarchie sowie der über Habsburg hinaus gehende Umbruch in Ostmitteleuropa hervorriefen.

Trotz des anekdotischen und keineswegs repräsentativen Charakters einer Autobiographie, verweist der Autor auf Aspekte, die darauf hindeuten, dass das Leben nach 1918 weiter seinen Gang ging und das Ende des Ersten Weltkrieges nicht nur Bruch, sondern auch Kontinuität darstellte, dass Räume auf Karten und in Verträgen zwar de jure geteilt, die neuen Grenzen jedoch im lokalen Alltag durchlässig blieben.[23]

Wie Hobsbawm ausführt, fuhren Freunde der Familie auch weiterhin zur Arbeit in das benachbarte Pressburg, Poszsony oder Bratislava. Daran änderte auch die neu gezogene Staatsgrenze zwischen Österreich und der Tschechoslowakei nichts. Hierzu nahm der besagte Dr. Szana die Pressburger Bahn, die erst 1914 als Teil der (auch am Ende der Habsburgermonarchie) noch wachsenden imperialen Infrastruktur eingeweiht worden war, als beide Städte noch Teil des Habsburger Reichs und damit Teil desselben staatlichen

22 E. Hobsbawm, Interesting Times. A Twentieth-Century Life, London 2005, S. 9.

23 Dies gilt selbstverständlich nicht nur für 1918 und Ostmitteleuropa. Vgl. z. B. P. Sahlins, Boundaries. The Making of France and Spain in the Pyrenees, Berkeley 1989; S. Schlesier, Vereinendes und Trennendes. Grenzen und ihre Wahrnehmung in Lothringen und preußischer Rheinprovinz, 1815–1914, in: Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. von E. François, J. Seifarth und B. Struck, Frankfurt a. M. 2007, S. 135-161.

territorialen Systems waren.[24] Die 1918 in Ostmitteleuropa gezogenen Staatsgrenzen blieben durchlässig für Menschen, Waren und Kultur.[25] Denn auch die sog. Opernzüge zwischen Brünn bzw. Brno und Wien verkehrten über 1918 hinaus, wie Hobsbawm sich erinnert.

Staaten lassen sich teilen und eine Staatsgründung oder die Abtretung von Gebieten lassen sich mit der Unterzeichnung eines Dokumentes auf einen bestimmten Tag datieren. Innerhalb von Staaten und ihren Gesellschaften jedoch geht es komplexer zu. Das gilt auch für Grenzen zwischen Staaten, die stets auch Zwischen- und Übergangsräume sind. Gewachsene Kultur- und Sozialräume lassen sich daher nicht ohne weiteres trennen und entflechten, es sei denn mittels Gewalt und durch organisierte Umsiedlung von Bevölkerungen wie am Ende des Zweiten Weltkrieges.[26] In der Regel folgen Verflechtungs- und Entflechtungsprozesse entlang von Grenzen oder Grenzregionen anderen Rhythmen,[27] worauf auch Hobsbawm wiederholt mit Blick auf die multiethnische Bevölkerung der ehemaligen Habsburgermonarchie verweist, die 1918 überdauerte.[28]

Auf die Spannung zwischen tatsächlichen räumlichen und zeitlichen Umbrüchen, wenn sich die neuen Grenzziehungen nach 1918 als solche bezeichnen lassen, und deren Wahrnehmung sowie der Imagination von Räumen ist verschiedentlich hingewiesen worden.[29] In Bezug auf Eric Hobsbawm lässt sich diese Spannung verdeutlichen, die sich in Anlehnung an Ernst Bloch als „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen" bezeichnen lässt.[30] Auf der einen Seite entstehen neue, im frühen 20. Jahrhundert in vielerlei Hinsicht als modern geltende Nationalstaaten (mit häufig großen nationalen Minderheiten), auf der anderen läuft das Leben real wie imaginär im Rahmen des historisch gewachsenen imperialen Kulturraums und der Infrastruktur der Habsburger Monarchie weiter.[31] Der Wandel 1914/18 von Empire zum Nationalstaat markiert bei Hobsbawm analytisch für den Historiker den Übergang vom „Age of Empire" zum „Age of Extremes". In der Wahrnehmung und Erinnerung seiner Autobiographie, die sich für die Periodisierung an

24 Zum Konzept imperialer Infrastruktur vgl. D. van Laak, Imperiale Infrastruktur. Deutsche Planungen für eine Erschließung Afrikas, 1880–1960, Paderborn 2004, S. 11.

25 Umgekehrt gilt dies auch für das durch die Teilungen Polens vergrößerte Preußen, dem es über das gesamte 19. Jahrhundert nur sehr eingeschränkt gelang, die neu gewonnenen Territorien in wirtschaftlicher Hinsicht an das brandenburgisch-hohenzollerschiche Kernterritorium zu binden. Kurz: Die Staatsgrenzen wurden zwischen 1772 und 1795 (bzw. 1815) neu gezogen, die wirtschaftlichen blieben bestehen. Vgl. N. Wolf, Grenzen und Ökonomie. Eine Untersuchung am Beispiel Deutschlands und Polens, 1885–1934, in: Grenze als Raum (wie Anm. 23), S. 183-209.

26 Vgl. P. Ther / A. Siljak (Hrsg.), Redrawing Nations. Ethnic Cleansing in East-Central Europe, 1944–1948, Landham 2001.

27 Vgl. hierzu die klassische Studien von L. Febvre / A. Demangeon, Le Rhin. Problèmes d'histoire et d'économie, Paris 1935; Sahlins, Boundaries (Anm. 23)

28 Vgl. E. Hobsbawm, Interesting Times (Anm. 22), S. 9-11.

29 Vgl. B. Struck, Nicht West – nicht Ost. Frankreich und Polen in der Wahrnehmung deutscher Reisender, 1750-1850, Göttingen 2006, S. 193-229.

30 Vgl. hierzu E. Bloch, Erbschaft dieser Zeit, Frankfurt a. M. 1981; E. J. Hobsbawm, Working-class Internationalism, in: Contributions to the History of Labour & Society, Bd. I (1988), S. 3-16, hier S. 14.

31 Vgl. C. Magris, Der habsburgische Mythos ind er österreichischen Literatur, Salzburg 1966, S. 239-244.

einem individuellen Leben orientiert, nicht an politischen Ereignissen oder normativen Entwicklungen, wird der vermeintliche Umbruch von Kontinuitäten überlagert.

Was die Spannung zwischen der politisch-diplomatischen oder militärischen Setzung von zwischenstaatlichen Grenzen auf der einen Seite und deren Wahrnehmung auf der anderen betrifft, kann die Autobiographie von Hobsbawm durchaus repräsentativen Charakter einnehmen. Zwischenstaatliche Grenzen, die in der Geschichte Europas immer wieder verschoben oder revidiert wurden, vor allem in der Neuzeit vor dem Hintergrund sich herausbildender Territorialstaaten, müssen nicht notwendig Anlass für Brüche oder Neuanfänge sein. Nicht selten wurden Staatsgrenzen in der Neuzeit entlang von historisch gewachsenen und damit sozial, ökonomisch, kulturell komplexen Grenzräumen revidiert.[32] Die von den politischen Zentren aus gesetzten zwischenstaatlichen Grenzen bedeuten jedoch auf lokaler Ebene nicht unbedingt einen Bruch. Dies gilt beispielsweise für den zwischen Frankreich und Spanien 1659 abgeschlossenen Pyrenäenfrieden. Es gelang den politischen Zentren Paris und Madrid erst über eine lange Dauer ein nationalstaatliches territoriales Regime entlang einer klar markierten, linearen Grenze durchzusetzen, das auch von der lokalen Bevölkerung als solches anerkannt wurde, nachdem sich über Generationen hinweg neue nationale Identitätszuschreibungen – hier französisch, dort spanisch – gegen traditionelle lokale Zuschreibungen herausgebildet hatten.[33]

In anderen Worten: was auf staatlicher Ebene, aus der Sicht des politischen Zentrums als Zäsur, als Ereignis erscheint – der Vertrag von 1659, die Pariser Verträge nach dem Ersten Weltkrieg – hatte auf lokaler Ebene, vor Ort lange wenig Bedeutung. Hier überwog Kontinuität, nur langsam ließ sich die Doppeldeutigkeit von Grenze als *coupure* und *couture* durch die Errichtung eines Grenzregimes, Homogenisierung von Sprache, Symbolen oder Praktiken von einem breiten, regionalen Grenzsaum zu einer linearen Grenze – im Sinne von coupure – umformen.[34]

Andere Beispiele, wie der deutsch-französische Grenzraum entlang des Rheins oder die in Folge der Teilungen Polens gezogenen zwischenstaatlichen Grenzen ließen sich nennen. Die Rhythmen der Grenzgeschichten im Zentrum und lokal vor Ort waren stets andere.[35] Diese Trägheit des Raumes ist nicht allein der Tatsache geschuldet, dass die genannten Beispiele aus der Frühen Neuzeit oder im Übergang zum 19. Jahrhundert stammen, als die Mittel und Möglichkeiten, darunter Kartographie, Administration, Zensus, Maße, Währung oder Recht, zur Durchsetzung eines homogenen staatlichen

32 Zum Konzept des Grenzraumes vgl. M. Baud / W. van Schendel, Toward a Comparative History of Borderlands, in: Journal of World History 8 / 2 (1997), S. 211-243. Mit dem Begriff "Grenzsaum" hat auch Friedrich Ratzel auf die lange Dauer hingewiesen, die es in der Regel benötigt, um eine vertraglich gesetzte Staatsgrenze als solche tatsächlich vor Ort durchzusetzen, um aus einem Grenzsaum eine anerkannte, lineare Grenze herzustellen. Vgl. E. François / J. Seifarth / B. Struck (Hrsg.), Grenze als Raum (Anm. 23), S. 19.

33 Vgl. P. Sahlins, Boundaries (Anm. 23); hierzu auch D. Nordman, Frontières de France: de l'espace au territoire, XVI^{e}-XIX^{e} siècle, Paris 1998.

34 Vgl. A. Demangeon / L. Febvre, Le Rhin (wie Anm. 27), S. 16 f., 72, 170; P. Sahlins, Boundaries (wie Anm. 23), S. 7. Sahlins verwendet für die Transformation von einem breiten Grenzraum zu einer linearen Grenzen die Begriffe "boundary" und "border".

35 Vgl. hierzu E. François / J. Seifarth / B. Struck (Hrsg.), Grenze als Raum (Anm. 23), S. 20-24.

Territorialitätsregimes noch begrenzt waren.[36] Auch für die Jahrzehnte vor und nach dem Ersten Weltkrieg lassen sich für Ost- wie Westeuropa Beispiele anführen.

Ein solches Beispiel sind die wirtschaftliche Integration der polnischen Gebiete in das Deutsche Reich in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg sowie die wirtschaftliche Binnenintegration Polens nach 1918. *De jure* gehörten die westlichen Gebiete der ehemaligen polnisch-litauischen *Rzeczpospolita* seit den Teilungen im späten 18. Jahrhundert zu Brandenburg-Preußen, verblieben jedoch außerhalb der Grenzen des Heiligen Römischen Reiches bzw. nach 1815 außerhalb des Deutschen Bundes. Staatsrechtlich außerhalb der Bundesgrenzen wurden die ehemals polnischen Gebiete sowie Ostpreußen ab den späten 1820er Jahren Teil des Deutschen Zollvereins. Bis zur Gründung des Deutschen Reiches waren somit die politischen Grenzen des Deutschen Bundes nicht kongruent mit den wirtschaftlichen des Zollvereins.[37]

Die Zeit von 1870 bis in die 1930er Jahre zeigt, dass Grenzen, darunter ökonomische, die wiederum auf tiefer liegenden strukturellen und kulturellen Grenzen beruhen, der Ziehung staatlicher Grenzen entgegen laufen können. Betrachtet man die wirtschaftliche Integration zunächst des Deutschen Bundes und schließlich des Deutschen Reiches, vor allem seit der Mitte der 1880er Jahre, kann zweierlei konstatiert werden. Zum einen dominierten Binnengrenzen bis weit über 1871 hinaus. Daher konnten, zum anderen, die ehemals westpolnischen Gebiete bis zum Ersten Weltkrieg nicht vollständig in die Wirtschaft des Deutschen Reiches integriert werden.

Dies ist mit zwei Faktoren zu erklären. Erstens stellten die staatlichen Grenzen Preußens von vor 1870 auch in der Zeit zwischen 1885 und 1913 noch „eine deutliche Barriere für den Binnenhandel dar“[38]. Zweitens dominierten regionale, nicht nationale Faktoren wirtschaftliche Zusammenhänge. So lässt sich innerhalb des politisch-institutionell integrierten Deutschen Reichs in wirtschaftlicher Hinsicht eine Spaltung in West und Ost nachvollziehen. Die Industriegebiete an Ruhr und Rhein waren, was den Getreidehandel betraf, mit den agrarisch geprägten Gebieten in Westfalen und Bayern verbunden, nicht jedoch mit Ostpreußen. Andersherum gilt dies für die Berliner und sächsische Industrie, die wiederum Steinkohle aus Oberschlesien bezogen und damit nicht auf Steinkohle aus dem Ruhrgebiet angewiesen waren. Diese innere Ost-West-Grenze schwächte sich nur langsam ab und auch 1933 war noch keine wirtschaftliche Einheit erreicht, wenngleich sie etwa 60 Jahre nach Gründung des Reiches auf dem Weg dorthin war. Anders als beispielsweise die wirtschaftliche Integration Elsass-Lothringens seit 1870, „scheint die wirtschaftliche Integration der polnischen Gebiete in das Deutsche Reich vor 1914 gründlich misslungen zu sein.“ In anderen Worten heißt dies, dass die zwischenstaatliche, politisch-institutionelle Grenze, die nach 1918 zwischen Deutschland und Polen

36 Zur Chronologie von Territorialitätsregimen vgl. C. S. Maier, Transformations of Territoriality (Anm. 13), S. 39.

37 Der folgende Abschnitt beruht in weiten Teilen auf N. Wolf, Grenzen der Ökonomie (Anm. 25), S. 183-209; vgl. zum Zollverein T. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800-1866: Bürgerwelt und starker Staat, München 1992, S. 358-361; M. Botzenhart, Reform, Restauration, Krise. Deutschland 1789–1847, Frankfurt a. M. 1985, S. 95-104.

38 Vgl. N. Wolf, Grenzen der Ökonomie (wie Anm. 25), S. 194.

gezogen wurden, bereits „durch die Existenz einer internen Grenze vorweggenommen" war.[39] Die Grenzziehungen von 1918 waren in dieser Perspektive somit ein folgerichtiger Zwischenschritt einer längst vollzogenen Grenzziehung bzw. einer misslungenen wirtschaftlichen Integration der ehemals polnischen Gebiete.

Diese Annahme zur Ungleichzeitigkeit von staatlichen und ökonomischen Grenzen bestätigt auch ein Blick auf die Integration Polens nach 1918. Die Territorien, aus denen die Republik Polen der Zwischenkriegszeit bestand, waren von Kriegshandlungen und Plünderungen stark betroffen. Politisch bestand die Aufgabe darin, die russischen, österreichischen und preußischen Teilungsgebiete sowie Gebiete im Osten, die bis 1921 hinzukamen, zu einer politischen, wirtschaftlichen und infrastrukturellen Einheit zu führen.[40] Blickt man auf verschiedene Maßnahmen, die zentral von Seiten des Staates eingeführt wurden, um ein neues Territorialitätsregime auch und vor allem auf lokaler Ebene entlang der neuen Staatsgrenzen durchzusetzen, gelang dies erstaunlich schnell. Zu diesen Maßnahmen gehörten die Einführung einer allgemeinen Währung, eine einheitliche Steuerverwaltung, die Beseitigung interner Zölle, gleichzeitiger Ausbau des Außenzolls und den Aufbau einer Infrastruktur, zum Beispiel die Vernetzung der wichtigsten Städte durch die Eisenbahn.

Bis etwa 1933 waren die alten Teilungsgrenzen zwar noch nicht vollständig abgebaut, dennoch war die wirtschaftliche Integration der Zweiten Polnischen Republik 15 Jahre nach ihrer Gründung weit fortgeschritten. Das Entscheidende an dem Beispiel der alten Teilungsgrenzen und der Gründung Polens nach dem Ersten Weltkrieg ist, dass wirtschaftliche Grenzen politisch-institutionellen Grenzen entgegen laufen können. Die Tatsache, dass die polnischen Gebiete in der Zeit seit den Teilungen zwischen 1772 und 1795/1815 bis 1918 ökonomisch nicht in die Hohenzollernmonarchie und später in das Deutsche Reich integriert werden konnten und danach relativ rasch wieder vereinigt werden konnten, verweist auf tiefer liegende Strukturen, die den Verlauf von Grenzen prägen. Hierzu gehören, soziale Netzwerke, die wiederum auf sprachlichen oder ethnischen Gemeinsamkeiten beruhen können. Dies würde, so Nikolaus Wolf, „sowohl die wirtschaftlichen Grenzen entlang ethnisch-sprachlicher Grenzen im Deutschen Reich vor 1914 erklären, als auch die auffällige Persistenz der alten Teilungsgrenzen im Polen der Zwischenkriegszeit."[41]

Betrachtet man 1918 in einer längeren Zeitspanne, erscheinen die Grenzziehungen der Polnischen Republik eher als ein notwendiger Zwischenschritt denn als Bruch. In eine solche Analyse der langen oder mittleren Dauer fügen sich auch andere Beispiele, die Grenzbildungsprozesse in Ostmitteleuropa über ganz verschiedene Forschungsansätze, Methoden und Quellen sowie auf über verschiedene räumliche Skalen, im Sinn von Jacques

39 Ebenda, S. 196.

40 Pläne hier zu lagen seit 1907 vor. Vgl. W. Roszkowski, The reconstruction of the Government and State apparatus in the Second Polish Republic, in: The Reconstruction of Poland, 1914–1923, hrsg. von P. Latawski, London 1992, S. 158-177; J. K. Hoensch, Geschichte Polens, 3. Aufl., Stuttgart 1998, S. 250-259.

41 N. Wolf, Grenzen der Ökonomie (Anm. 25), S. 202.

Revels *échelles*, von der lokalen über die regionale bis zur Makroperspektive größerer transnationaler Regionen untersuchen.

Ein weiteres Beispiel für die lokale Ebene ist Jeremy Kings Studie zu Budweis/Budejovice zwischen 1848 und 1948.[42] In Südböhmen, an der Moldau gelegen, kann Budweis als klassisches Beispiel einer habsburgischen und mitteleuropäischen Stadt im 19. Jahrhundert gelten. Klassisch in dem Sinne, dass es in der Region zwischen Prag und Linz, zwischen Moldau und der bayerisch-habsburgischen Grenze lange Zeit für den Großteil der Bevölkerung eine untergeordnete Rolle spielte, ob man Tscheche, Deutscher oder Böhme oder Budweiser war.[43] Das bilinguale Budweis, in dem sich für die meisten Einwohner während des 19. Jahrhunderts lokale und nationale Identitäten und Loyalitäten überlagerten und sich nicht ausschlossen, kann auch als klassische Grenzstadt im Sinne von Febvres *couture* gesehen werden. Im Grenzraum zwischen dem deutschsprachigen Bayern im Westen und dem tschechischsprachigen Böhmen östlich und nordöstlich von Budweis hatte die Stadt den Charakter des fließenden Überganges von einem kulturell-linguistischen Raum zum nächsten, vergleichbar mit Städten im deutsch-französischen Grenzraum Elsass-Lothringen.[44]

Wie King in Anlehnung an Eric Hobsbawms Phasenmodell der Entwicklung von Nationalismus, Benedict Andersons *imagined communities* und vor allem geschult an Rogers Brubaker zeigt[45], dauerte es bis ins späte 19., wenn nicht frühe 20. Jahrhundert, bis sich die Mehrheit der Bevölkerung in Budweis als entweder deutsch oder tschechisch betrachtete. Erst ab dem späten 19. Jahrhundert traten konkurrierende Loyalitäten und Identitäten, sei es lokal, religiös oder dynastisch gegenüber klar definierten nationalen Zugehörigkeiten zurück, so dass sich innerhalb von Budweis eine lineare Grenze zwischen Nationalitäten im Sinne von coupure herausbildete. Wichtige Etappen für King waren die zunehmenden Aktivitäten nationaler Eliten vor Ort, teilweise unterstützt aus Wien, die mit dem Einsatz von Medien oder über Vereine ab den 1860er Jahren für eine klare nationale Zugehörigkeit der Bevölkerung warben. Ab den 1890er Jahren radikalisierte sich die Auseinandersetzung zunehmend, bevor es ab 1902 zu einer Institutionalisierung nationaler Politik in Cisleithanien kam.[46]

42 Vgl. J. King, Budweisers into Czechs and Germans. A local history of Bohemian Politics, 1848–1948, Princeton 2005.

43 Vgl. auch M. Krzoska, Brückenlandschaft oder Ende der Welt? Das Egerland als Grenzgebiet im langen 19. Jahrhundert, in: Grenzregionen. Ein europäischer Vergleich vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, hrsg. von C. Duhamelle, A. Kossert und B. Struck, Frankfurt a. M. 2007, S. 247-270.

44 Zum Charakter von Grenzen, Grenzräumen und Kulturkontakten vgl. J. Osterhammel, Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas, in: Saeculum 46 (1995), S. 101-138; M. Baud/W. van Schendel, Toward a Comparative History (Anm. 32). Zum Elsass vgl. P. Levy, Histoire linguistique d'Alsace-Lorraine, Bd. 2: De la révolution française à 1918, Paris 1928; G. Riederer, Feiern im Reichsland. Politische Symbolik, öffentliche Festkultur und die Erfindung kollektiver Zugehörigkeit in Elsaß-Lothringen (1871–1914), Trier 2004. Mit Parallelen zu J. King jedoch in vergleichender Perspektive vgl. E. Rimmele, Sprachenpolitik im Deutschen Kaiserreich. Regierungspolitik und veröffentlichte Meinung in Elsaß-Lothringen und den östlichen Provinzen Preußens, Frankfurt a. M. 1996.

45 Vgl. E. Hobsbawm, Nations and Nationalism since 1780. Programme, myth, reality, Cambridge 1990; B. Anderson, Imagined Communities. Reflections on the Spread of Nationalism, 2. Aufl., London New York 1991; R. Brubakers, Nationalism Reframed: Nationhood and the National Question in the New Europe, Cambridge 1996.

46 Vg. J. King, Budweisers (Anm. 42), S. 80-152

Mit King lässt sich argumentieren, dass der Grenzziehungsprozess 1918, zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit der Tschechoslowakei, längst vollzogen worden war, wenngleich er auch noch nicht vollständig abgeschlossen worden war. Eine reale wie imaginierte Grenze hatte sich spätestens seit den 1890er Jahren, verstärkt ab 1902 innerhalb der Habsburger Monarchie herausgebildet, wenngleich pro-habsburgische Loyalitäten über 1918 in dem neu gegründeten Staat hinaus bestanden.[47] Die Ziehung neuer Staatsgrenzen in Folge des Ersten Weltkrieges erscheint dann, ähnlich wie in den zuvor genannten Fallbeispielen, eher als ein fälliger Zwischenschritt und als Konsequenz eines längeren Prozesses zwischen ca. 1860/80 und 1948/50. Dieser Prozess begann auf lokaler oder regionaler Ebene und kam schließlich in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg auf der nationalstaatlichen Ebene mit der Vertreibung der deutschen Bevölkerung zu einem Ende.[48]

Trotz eines gänzlich anderen Zugriffs auf Räume, Territorialität und Grenzbildungsprozesse betonen auch Studien, die sich vor allem mit Literatur in Verbindung mit *imagined communities*, Erinnerung oder Geschichtskultur auseinandersetzen, die Bedeutung der Jahrzehnte um 1900 für den Wandel von Territorialitätsregimen und der Wahrnehmung von Räumen.

In loser Anknüpfung an Benedict Anderson hat Franco Moretti in seiner topographischen Studie zur klassischen Literatur des 19. Jahrhunderts gezeigt, dass Romane und Belletristik dazu beitrugen, diejenigen Räume imaginär zu schaffen, welche nach 1918 in etwa die Territorien der neu gegründeten Staaten Ostmitteleuropas wurden. Zunehmend spielten die Plots der Literatur in regionalen, territorialen Zusammenhängen und national imaginierten Gemeinschaften, so dass sich lange vor 1918 im Kontext der imperialen Herrschaftsstruktur die späteren Grenzen der Zwischenkriegszeit herausbildeten.[49]

In diese Richtung verweist eine Reihe von Arbeiten, die sich, anders als Moretti, mit spezifischen Regionen und konkret mit Geschichtskultur sowie der Aneignung von Territorium in und durch Literatur befassen. Für den deutsch-polnischen Grenz- bzw. „Begegnungsraum" hat beispielsweise Thomas Serrier die Bedeutung von Reise-, Trivial- und belletristischer Literatur für die Jahrzehnte vor und nach 1900 hervorgehoben.[50]

Für die Region von Ostpreußen, über Danzig und Großpolen bis zum Großherzogtum bzw. später zur Provinz Posen und Schlesien schlägt Serrier einen weiten Bogen von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis nach 1945, teilweise bis in die Zeit nach dem Fall der Berliner Mauer. Diese Region, die zumeist in den ländlichen Gebieten mehr-

47 Vgl. hierzu jüngst B. Gammerl, Untertanen, Staatsbürger und Andere. Der Umgang mit ethnischer Heterogenität im Britischen Weltreich und im Habsburgerreich 1867–1918, Göttingen 2010. Parallel zu King liegt auch hier die Betonung auf einem Wandel in den Jahren um 1900 in Bezug auf die Ethnisierung des Rechts und der administrativen Praxis.

48 Vgl. J. J. King, Budweisers (Anm. 42) S. 6, 190-196. In Ergänzung zu Kings Studie vgl. auch P. M. Judson, Guardians of the Nation. Activists on the Language Frontier of Imperial Austria, Cambridge Mass. 2006.

49 Vgl. F. Moretti, Atlas of the European Novel 1800–1900, London / New York 1998, S. 35-39; B. Anderson, Imagined Communities (Anm. 45), S. 21-33.

50 Vgl. T. Serrier, Provinz Posen, Ostmark, Wielkopolska. Eine Grenzregion zwischen Deutschen und Polen 1848–1914, Marburg 2005. Nicht spezifisch zu Grenzen und Territorialität vgl. H. B. Whiton, Der Wandel des Polenbildes in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, Bern 1981.

heitlich polnischsprachig und in den Städten überwiegend deutschsprachig geprägt war, kann noch um die Mitte, wenn nicht bis zum späten 19. Jahrhundert mit dem Begriff des „offenen Regionalismus" bezeichnet werden, der sich eng an die bereits genannten Konzepte couture oder Grenzraum anlehnt. Zwar hatte sich der Nationalitätenkampf zwischen Deutschen und Polen seit dem Novemberaufstand von 1830 und in Folge der revolutionären Aufstände von 1846, 1848 und 1863 verschärft.[51] Dennoch war es vor allem die lokale Erfindung von deutscher Heimat in der regional verbreiteten Ostmarkenliteratur, unterstützt durch den 1894 gegründeten Deutschen Ostmarkenverein, die das Bild einer deutschen „Heimat" in scharfer Abgrenzung zu Polen und polnischer Kultur und Geschichte schuf.[52]

Für die Frage nach Brüchen und Kontinuitäten um 1918 ist hier entscheidend, dass für diese Region und den von Serrier verfolgten Ansatz zwei Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg entscheidend sind, in denen sich eine lineare Grenze als trennende *coupure* herausbildete, indem sich Deutsche wie Polen auf lokaler Ebene durch die literarische und historische Aneignung von Territorien voneinander entfernten. Die zwischenstaatliche Grenzziehung nach 1918 erscheint dann als notwendige Folge dieser lokalen und regionalen Konflikte.[53] Eine weitere Verschärfung der imaginären Grenzziehung und territorialen Aneignung kann in dem Übergang von Ostmarkenliteratur zur Grenzlandliteratur der Zwischenkriegszeit gesehen werden. Mit der Überlagerung aggressiv abgrenzender Grenzlandliteratur sowie der während und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg durchgeführten Trennung der deutschen und polnischen Bevölkerung erreichte die gegenseitige Abschottung durch „ethnisch-territoriale Homogenisierungspolitik" einen tragischen Höhepunkt in der deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte. Das erneute Öffnen dieses abgeschotteten Raumes macht Serrier in der Literatur nach 1989 an Beispielen wie Stefan Chwins Roman *Hanemann* (auf Deutsch *Tod in Danzig*) fest, wobei sich ab den 1950er Jahren mit so berühmten Beispielen wie *Die Blechtrommel* frühere Beispiele anführen ließen.[54]

Ostmitteleuropa global: Territorialitätsregime und neue Grenzen, ca. 1860 bis 1960

Der vorangegangene Abschnitt hat versucht, anhand von ausgewählten Fallbeispielen zu realen wie imaginären Grenzen zu zeigen, dass die Grenzziehungen, die in Ostmitteleuropa nach 1918 *de jure* auf diplomatischer, politischer und zwischenstaatlicher Ebene

51 Vgl. hierzu C. Pletzing, Vom Völkerfrühling zum nationalen Konflikt. Deutscher und polnischer Nationalismus in Ost- und Westpreußen, Wiesbaden 2003.

52 Vgl. T. Serrier, Historisches und räumliches Bewusstsein im deutsch-polnischen Grenzraum im 19. und 20. Jahrhundert, in: Grenze als Raum (Anm. 23), S. 250-266, hier S. 250 f.; in Anlehnung an A. Confino, The Nation als Local Metaphor. Württemberg, Imperial Germany and National Memory, 1871–1918, Chapel Hill 1997.

53 Vgl. auch A. Kossert, Masuren als "Bollwerk". Konstruktion von Grenze und Grenzregion. Von der Wilhelminischen Ostmarkenpolitik zum NS-Grenzland- und Volkstumskampf, in: Grenze als Raum (Anm. 23), S. 211-240.

54 Vgl. T. Serrier, Historisches und räumliches Bewusstsein (Anm. 52), S. 246, S. 256 f.

vollzogen wurden, Ergebnis bzw. Symptom längerfristiger Prozesse waren. Wie lassen sich die bisherigen Befunde auf nationaler und auf lokaler sowie regionaler Ebene in eine globale Perspektive einordnen? Welche alternative Chronologie bietet sich an, wenn man den Fokus vom Bruch auf nationaler Ebene und vom Wandel von lokalen und regionalen Grenzregimen in einen längerem Zeitraum von ca. 1860/80 bis 1950 auf eine globale Makroperspektive und eine transnationale Perspektive verlegt, die danach strebt, Europa als Ganzes zu denken? Anders gewendet: ist das, was sich mit der Gründung unabhängiger Staaten in den Jahren nach 1918 in Ostmitteleuropa ereignete, ein spezifischer Vorgang in dieser Region oder lässt sich die territoriale Neuordnung in Ostmitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg in einem größeren geographischen und chronologischen Rahmen erklären?

Versucht man, den Schritt von Budweis, von der lokalen Ebene auf die europäische oder gar globale Makroebene zu gehen, um eine andere Perspektive auf 1918 als Bruch oder Kontinuität zu gewinnen, fällt auf, dass in jüngeren Synthesen zur Geschichte Europas sowie in konzeptionellen Beiträgen zur Globalgeschichte das Jahr 1918, wenn nicht einer Revision unterzogen, so zumindest in seiner Bedeutung hinterfragt und neu bewertet worden ist.[55]

Tony Judts viel beachtete Synthese „Postwar" beschäftigt sich schon dem Titel nach mit der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Er zielt somit nicht auf eine Darstellung des gesamten 20. Jahrhunderts. Für den Wechsel auf die Makroperspektive ist jedoch seine Relativierung der oft gewählten und eingangs beispielhaft genannten Synthesen interessant, die 1945 oder 1918 für den Zweck der Periodisierung wählen, letzteres oft im Kontext des Argumentation für ein „langes 19. Jahrhundert". Weder 1918 noch 1945 stellt für Judt eine harte Zäsur dar. Vor allem das Ende des Ersten Weltkriegs ist in seiner Interpretation kein notwendiger Bruch, da es keine neue Stabilität geschaffen habe. Dies gelte vor allem für die neuen Staaten in Ostmitteleuropa, deren Existenz nicht zu einem neuen Gleichgewicht betrug. Im Gegenteil, sie waren während der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs Gegenstand revanchistischer Politik seitens der Kriegsverlierer. Die traditionellen kontinentalen Imperien kamen zwar 1918 zu einem Ende, aber erst 1945 schuf die Vorbedingungen und die Möglichkeit für ein neues Europa. „Old Europe", so Judt, endete erst 1953. In dieser Perspektive, die bewusst eine gesamteuropäische ist, nimmt das Ende des Ersten Weltkrieges die Stellung des Beginns einer Übergangsperiode ein, bevor sich Europa ab den 1950er Jahren aus dem Schatten der Vergangenheit befreien konnte. Interessant für die globalhistorische Perspektive ist, dass Judt den Wendepunkt der „postwar era" zwischen 1945 / 53 und 1989 auf 1971 verlegt.[56]

Tony Judts Interpretation und Chronologie hat Parallelen in weiteren jüngeren Veröffentlichungen zur Geschichte Europas, beispielsweise in Mark Mazowers „Dark Continent". Zwar steuert Mazower in eher traditioneller Manier rasch den Ersten Weltkrieg als Epochendatum und Wendepunkt an, indem das alte Europe 1914 zu einem Ende

55 Vgl. G. Spiegel, Revisiting the Past (Anm. 6), S. 3-7.

56 Vgl. T. Judt, Postwar. A History of Europe since 1945, London 2005, S. 4-6.

kam. Aber die Tiefe des Einschnitts wird relativiert, indem der Übergangscharakter, die Unsicherheiten und Widersprüche der Zwischenkriegszeit zwischen Demokratie einerseits, Nationalismus und Aufstieg von Faschismus und Diktatur andererseits betont werden.[57]

Erweitert man den geographischen Fokus von der europäischen auf die globale Ebene, scheint sich 1918 als Datum sowie der damit verbundene territoriale Umbruch noch einmal zu relativieren und sich in eine längere Periode territorialer Umgestaltung einzuordnen. So argumentiert Jürgen Osterhammel, dass 1914 zwar eine tiefere Zäsur als 1945, jedoch keine überwältigende darstellt. In globaler Perspektive müsse vielmehr die Zeit zwischen etwa 1890 und 1910 als die Epoche gesehen werden, welche die Welt dramatischer veränderte als jeder vorangegangene Zeitabschnitt.[58] Obwohl sich Christopher Bayly grundsätzlich an einem langen 19. Jahrhundert orientiert, finden sich auch hier Spuren der Relativierung des Einschnittes durch den Ersten Weltkrieg. Bayly, aber auch andere globalhistorisch orientierte Historiker, hebt die Jahrzehnte zwischen etwa 1860 bis 1900 hervor, die geprägt waren durch globale Krisen von Imperien, welche durch Nationalismen herausgefordert wurden. Dies geschah nicht nur in Ostmitteleuropa und in den kontinentalen Imperien, sondern auch in China oder Indien.[59]

In dieser Perspektive schufen die Jahrzehnte zwischen etwa 1860 und 1900 global die Voraussetzungen für einen Prozess des „right sizing of the state" in Ostmitteleuropa, aber auch anderswo. In einer globalen Perspektive, die etwa die Zeit von 1880 bis in die Zwischenkriegszeit betrachtet, ist die territoriale Neuordnung in Ostmitteleuropa nach 1918 kein Einzelphänomen und nicht notwendig Bruch, ob nun Ende von Empire oder Beginn nationalstaatlicher Geschichte, sondern Teil eines Prozesses territorialer Neuordnung, oft im Kontext imperialer Krisen, denkt man an die Unabhängigkeit Irlands 1922, Kubas 1898 oder das Herauslösen der oben genannten südosteuropäischen Staaten aus dem Osmanischen Reich.[60]

Betrachtet man die oben skizzierten lokalen Studien aus dem ostmitteleuropäischen Kontext von Jeremy King über Budweis oder von Pieter Judson über Grenzregionen der Habsburger Monarchie und die Aktivitäten nationaler Eliten vor Ort in einem globalen Kontext, zeigen sich durchaus inhaltliche wie chronologische Ähnlichkeiten, wie sie beispielsweise John Darwin für den Kontext in British India vor allem nach dem Aufstand von 1857 und den wachsenden indischen Nationalismus dargestellt hat.[61] Nimmt man die Ethnisierung des Rechts um 1900 in verschiedenen multiethnischen und imperialen Kontexten hinzu, wie sie Benno Gammerl im Vergleich des Britischen und des Habsbur-

57 Vgl. M. Mazower, Dark Continent (Anm. 4), S. 3-76, hier S. 3-6, 17-27.

58 Vgl. J. Osterhammel, Auf der Suche nach einem 19. Jahrhundert, in: S. Conrad / A. Eckert / U. Freitag (Hrsg.), Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt a. M. 2007, S. 109-130, hier S. 115.

59 Vgl. C. Bayly, The Birth of the Modern World (Anm. 4), S. 212-218, 482. Zur Periodisierung vgl. auch J. Osterhammel / N. P. Petersson, Geschichte der Globalisierung (Anm. 7), S. 63-105 mit den Einschnitten 1880, 1945 und 1970er Jahre.

60 Vgl. J. Gallagher, Nationalism and the Crisis of Empire (Anm. 1); B. O'Leary, Introduction (wie Anm. 13).

61 Vgl. J. Darwin, The Empire Project. The Rise and Fall of the British World-System, 1830–1970, Cambridge 2009, S. 180-182.

ger Reichs herausgearbeitet hat, erscheint die territoriale Neuordnung Ostmitteleuropas nach 1918 weniger als Bruch und weniger als Spezifikum Ostmitteleuropas, sondern vielmehr als folgerichtiger Zwischenschritt eines längeren und im Vergleich keineswegs einzigartigen Prozesses.[62]

Ob diese jüngeren Publikationen zur europäischen, imperialen, vergleichenden und globalen Geschichte einer Revision von 1918 als gängige Zäsur für den Zweck von Periodisierung gleichkommen, mag dahin gestellt sein. Sie eröffnen jedoch auf der Makroebene die Frage nach alternativen Periodisierungen.

Wiederholt ist in diesem wie im vorangegangenen Abschnitt auf die Zeit um 1860/80 hingewiesen worden, die einen möglichen Beginn eines längeren Transformationsprozesses andeutet.[63] Die beispielhaft genannten Arbeiten aus verschiedenen Perspektiven deuten darauf hin, dass hier ein Transformationsprozess begann, der sich auf lokaler Ebene beobachten lässt und zugleich viele globale Parallelen verweist. Es bleibt die Frage, wo ein mögliches Ende dieses Prozesses bzw. einer bestimmten globalgeschichtlichen Periode gesetzt werden könnte. Auch auf die erneute Gefahr hin, keinesfalls repräsentativen, sondern lediglich illustrativen Charakter zu beanspruchen, kann nach Eric Hobsbawm der Rückblick eines anderen Historikers einen Einstieg liefern.

> *In 1966, having completed his medical studies in Glasgow, he (der Vater des Autors, BS) defied the advice of friends and relatives by taking his wife and two infant children to Kenya, where he worked for two years teaching and practicing in Nairobi. Thus, thanks to the British Empire, my earliest childhood memories are of colonial Africa; for although Kenya had been independent for three years (…), scarcely anything had changed since the days of White Mischief. We had our bungalow, our maid, our smattering of Swahili – and our sense of unshakeably security.*[64]

Niall Fergusons Rückblick auf seine Kindheit hat durchaus Parallelen zu jenen von Hobsbawm. Auch hier überlagern Kontinuitäten den Bruch. Das Ende des Britischen Weltreiches in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg kam weniger abrupt als das der Habsburgermonarchie, des Deutschen Kaiserreichs, des Osmanischen Reichs oder des Zarenreichs in der Folge des Ersten Weltkriegs. Letzteres bestand territorial jedoch in vielerlei Hinsicht in Gestalt der Sowjetunion und dessen Einflusssphäre im östlichen Zentraleuropa fort. Der Übergang in die Unabhängigkeit Kenias Anfang der 1960er Jahre, am 12. Dezember 1963, wurde von Ferguson – ähnlich wie bei Hobsbawm das Jahr 1918 – nicht als einschneidendes Erlebnis wahrgenommen. Auch in Fergusons Wahrnehmung dominiert die Kontinuität im Übergang von afrikanischer Peripherie des britischen Weltreiches zum unabhängigen Staat. Dabei dient das Jahr 1963 vermutlich als Zäsurdatum für eine kenianische Nationalgeschichte, ähnlich wie das Jahr 1918 für

62 Vgl. B. Gammerl, Staatsbürger, Untertanen und Andere (Anm. 47), S. 285-316.

63 Aus globalgeschichtlicher Perspektive vgl. C. Bright / M. Geyer, Globalgeschichte und die Einheit der Welt im 20. Jahrhundert, in: S. Conrad / A. Eckert / U. Freitag (Hrsg.), Globalgeschichte (Anm. 58), S. 53-80, hier S. 69 f., 73 f.

64 N. Ferguson, Empire. How Britain made the modern world, London 2004, S. xiv.

die polnische, tschechoslowakische, ukrainische oder ungarische Geschichte einen Anfangspunkt und damit Bruchpunkt in der Geschichte darstellen.
Das Entscheidende bei Ferguson ist der Verweis auf die 1960er Jahre als möglicher Endpunkt einer Epoche. Dieser kam nicht gänzlich abrupt, aber sie bedeuteten das endgültige Ende des britischen Weltreiches. Die späten 1960er Jahre, die Jahre um 1970 als einen globalhistorischen Einschnitt und Wendepunkt zu sehen, ist keineswegs neu. Aber sie bieten einen Anknüpfungspunkt, den vermeintlichen Umbruch in Ostmitteleuropa nach 1918 auf nationaler Ebene und die Grenzziehungen in einen weiteren Kontext zu einzuordnen. Autoren wie Terence K. Hopkins und Immanuel Wallerstein zufolge stellen die Jahre um 1967/73 einen Wendepunkt des Welt-Systems dar, den sie als Umbruchspunkt in eine Zeitspanne der Transformation zwischen 1945 und 2025 einordnen.[65]
Die Wende um 1970 erhält auch in anderen globalgeschichtlichen Perspektiven sowie in der jüngeren Imperialismusgeschichte und europäischen Geschichte mehr Aufmerksamkeit.[66] Jüngst hat beispielsweise John Darwin für seine Darstellung des British Empire den Zeitraum 1830 bis 1970 gewählt und argumentiert, dass während dieser Zeitspanne das gesamte Welt-System ein britisches war bzw. durch das Britische Imperium geprägt wurde.[67] In dieser Sicht bedeutete 1918 nicht das Ende einer langen Epoche, die durch Imperien geprägt wurde, sondern vielmehr die Jahre um 1960/70.[68]
Vermutlich ist der Titel dieses Beitrages mit einem *oder* falsch oder zu schematisch gewählt. Das Jahr 1918 ist sicher beides, Bruch und Kontinuität so wie es für Eric Hobsbawm und viele andere Historiker, die einen analytischen Rahmen für das 19. Jahrhundert suchen, einen Umbruch darstellt, der jedoch in der individuellen Erinnerung und lokal, vor Ort in Wien von Kontinuitäten überlagert wird. Der Wechsel der Ebenen – Nation, lokal/regional, global, mikro-makro, in Anlehung an Jacques Revels *jeu d'échelle* – erlaubt jedoch, unterschiedliche Chronologien zu entwerfen. Unterschiedliche Geschichten mit ihren entweder kontingent oder normativ gesetzten Einschnitten erfordern unterschiedliche Periodisierungen. Anders herum führen unterschiedliche Periodisierungen zu verschiedenen Geschichten. Eine Geschichte Europas oder gar der Welt, die sich an Revolution als Gegenstand und Norm orientiert wird einem anderen Narrativ und einer anderen Chronologie folgen als eine, die sich an Reform orientiert.
So verhält es sich bei räumlichen Bezügen. Bilden Nation und Nationalstaat den normativen Bezugspunkt, bietet sich 1918 als chronologischer Einschnitt an. Verlässt man die nationale Ebene und wechselt auf eine lokale, regionale oder globale Analyseebene, treten andere Einschnitte bzw. Transformationsphasen hervor. Für seine globale Sicht auf

65 Vgl. T. K. Hopkins / I. Wallerstein et al, The Age of Transition. Trajectory of the World System, 1945–2025, London 1996.

66 Vgl. G. D. Schad, Competing Forms of Gloablization in the Middle East: From the Ottoman Empire to Nation State, 1918–67, in: Global History. Interactions Between the Universal and the Local, hrsg. A. G. Hopkins, Basingstoke 2006, S. 191-228; für Europa vgl. Mazower, Dark Continent (Anm. 4), S. 324-326.

67 Vgl. J. Darwin, The Empire Project (Anm. 61), S. 1.

68 Vgl. V. G. Kiernan, From Conquest to Collapse. European Empires from 1815 to 1860, New York 1982, S. 179-183, 222-226; J. Osterhammel, Europamodelle und imperiale Kontexte, in: Journal of Modern European History 2 (2004), S. 157-181.

das 19. Jahrhundert hat Jürgen Osterhammel auf die normativen Probleme und Inkonsistenzen von Periodisierungen hingewiesen und den Vorschlag gemacht, die vermeintlichen Umbrüche in die Mitte von Perioden zu rücken.[69] Dies bietet sich auch für die hier genannte Perspektive auf das Ende des Ersten Weltkrieges in Ostmitteleuropa an.
Die hier summarisch beleuchteten nationalen, lokal-regionalen und transnational-globalen Ebenen haben wiederholt auf die Jahre um 1860/80 und 1960/70 als Rahmenjahrzehnte verwiesen. Diese wiederum decken sich mit dem Vorschlag Charles Maiers, die Epoche zwischen 1860 und 1960 in globaler Perspektive als eine relative Einheit zu sehen, die von einem vergleichsweise homogenen Territorialitätsregime in Form von Produktion, Technik und Kommunikation geprägt war. Zwar gesteht Maier 1914/18 und 1945 als „critical divides" eine gewisse Bedeutung zu, diese aber hätten die längere Phase von Territorialität, während der seinem Modell zufolge „identity space" und „decision space" kongruent waren, nicht unterbrochen.[70] Diesem Modell folgend, lassen sich verschiedene Phasen, darunter 1914/18, aber auch 1929-36 und schließlich 1939/45 als Krisenmomente interpretieren, die auf globaler Ebene von Perioden des Wachstums und Innovation zwischen ca. 1860, spätestens ab 1880 bis 1910 und erneut von etwa 1950 bis ca. 1970 eingerahmt wurden. In dieser Perspektive sind die zwischenstaatlichen Grenzziehungen und territorialen Umbildungen in Ostmitteleuropa nach 1918 nicht, zumindest nicht *nur* als Bruch, sondern auch als Kontinuität und Zwischenschritt eines langfristigen globalen Transformationsprozesses zu sehen.

69 Vgl. J. Osterhammel, Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009, S. 99.
70 Vgl. C. Maier, Transformations of Territoriality (Anm. 13), S. 46-51.

Zivilisierungsmissionen *à la polonaise*: Polen, Europa und der Osten

Steffi Marung

ABSTRACT

Civilizing missions à la polonaise: Poland, Europe and the East

With the fall of the Berlin Wall and the onset of the Eastern enlargement of the EU the political geography of Europe has become fluid and contested. The article investigates how Polish political actors in this context redefined Poland's place in Europe both in relation to "the West" and with regard to their Eastern neighbors. Already before 1989 these blueprints involved transnational spaces legitimated by an interpretation of Poland's past in the East, but also by its "Western" tradition. These spatial semantics can be interpreted as a peculiar civilizing mission. After elaborating this concept the article briefly introduces the historical narratives which were integrated into the Polish vision of EU-rope. The Eastern axis of Polish concepts of European space has remained unchallenged while discourses on modernization as a mode of ascribing spatial hierarchies were used as tools of getting access to a new "civilizational space". As the EU was struggling with internal reforms itself the Polish position in the Union – based on a leading role in Eastern and Central Europe – strengthened.

1. Ausgangssituation: Die neue politische Geographie Europas und Polens Suche nach einem Ort im Zwischenraum

Als die UEFA im April 2007 der Doppelbewerbung von Polen und der Ukraine für die Ausrichtung der Fußball-Europameisterschaft 2012 den Zuschlag erteilte, schwankten die Reaktionen im westlichen und südlichen Rest Europas zumeist zwischen Unglauben und Verärgerung. Zwischenzeitlich frohlockten einige deutsche Beobachter angesichts der finanziellen und organisatorischen Schwierigkeiten der ostmitteleuropäischen Ver-

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 100–123.

anstalter im Glauben, die EM würde kurzfristig nun doch in Deutschland stattfinden.[1] Michel Platini, Präsident des europäischen Fußballverbandes, stellte jedoch klar, wie die Entscheidung der UEFA zu interpretieren sei: Es handele sich nicht nur um eine „Möglichkeit zur Entwicklung" für die bisher eher marginalisierten osteuropäischen Fußballverbände, sondern sei eine Folge der Erweiterung des UEFA-Territoriums bei dessen gleichzeitiger Neugliederung nach den politischen Umwälzungen von 1989/91. Und schließlich baue man auf „die außergewöhnliche Kraft des Fußballs, Menschen zusammenzubringen."[2] In diesem Sinne trafen Polen und die Ukraine mit ihrem im Dezember 2009 veröffentlichten Slogan für die EM den Nagel auf den Kopf: „Creating History Together"[3].

Die Eigenart dieses Vorganges ergab sich aus einer Problemkonstellation, in die sich auch die Europäische Union durch ihre Osterweiterung gestellt sah. Die Veränderung der politischen und kulturellen Geographie des europäischen Kontinents nach dem Ende des Kalten Krieges hat eine Reihe von Verunsicherungen darüber ausgelöst, wie sich Zugehörigkeiten, Hierarchien und Binnengliederungen dieses neuen Raumes sinnvoll be- und zuschreiben lassen. Die Vergabe der Fußballeuropameisterschaft an den östlichen Rand des politischen „Europa" hat die politische Dynamik der Osterweiterung der Europäischen Union auf die mentale Karte des Sports übertragen und damit jenen Verflechtungsraum in die öffentliche Aufmerksamkeit gerückt, der im Zentrum dieses Beitrages steht.

Dabei geht es im Folgenden um Raumsemantiken als Instrumenten der gesellschaftlichen und politischen Erzeugung von Räumen, die einerseits auf ein historisches Reservoir an Deutungen zurückgreifen, andererseits Zukunftsszenarien für die Gestaltung des europäischen Raumes entwerfen. Polen wird hier als Beispiel dafür untersucht, wie sich der Versuch des Glaubhaftmachens und Durchsetzens neuer räumlicher Zuordnungen und der Entwicklung daran geknüpfter Handlungsmöglichkeiten über den Beitritt zur Europäischen Union hinaus vollzog.[4]

Zunächst östlich des Eisernen Vorhangs gelegen, fand sich Polen nach dem Ende des Kalten Krieges und der deutschen Wiedervereinigung in direkter Nachbarschaft zur EU wieder, die für einen Großteil der polnischen Öffentlichkeit und neuen politischen Elite kulturell wie politisch „den Westen" markierte – obgleich in der polnischen Diskussion nicht unumstritten war, inwiefern die Westlichkeit und Europäizität Polens erst durch einen Beitritt bestätigt werden müsste.[5] In dieser polnisch-europäischen, die gleichzeitig

1 „EM 2012 in Polen und Deutschland?", in: Bildzeitung vom 10.6.2008; W. M. Straten, Sensationsplan! EM 2012 bei uns, in: Bildzeitung vom 21.7.2008.

2 M. Platini, Botschaft des Präsidenten. Ein Zeichen des Vertrauens, in: uefadirect 6/2007, S. 2.

3 Pressemitteilung der UEFA Nr. 125, 14.12.2009.

4 Grundlage der Untersuchung sind vor allem Reden, Stellungnahmen und Berichte polnischer Staatspräsidenten, Außenminister und anderer an der polnischen Außenpolitik beteiligter Politiker seit Mitte der 1990er Jahre, die im wesentlichen in zwei Bulletins veröffentlicht wurden: dem Przegląd Rządowy (PR) und Materiały i Dokumenty (MD).

5 K. Bachmann, Polnische Europakonzeptionen nach 1989, in: C. Kraft / K. Steffen (Hrsg.), Europas Platz in Polen. Polnische Europakonzeptionen vom Mittelalter bis zum EU-Beitritt, Osnabrück 2007, S. 225-238.

eine neue polnisch-deutsche Nachbarschaft war, unternahm Polen nicht nur enorme politische und legislative Anstrengungen, um seine „Rückkehr nach Europa" zu erreichen, vielmehr sah es sich auch vor der nicht minder komplexen intellektuellen Aufgabe, die neue Zugehörigkeit im sich verändernden europäischen Raum diskursiv zu plausibilisieren. Die Auseinandersetzung um die Deutung der neuen politischen und kulturellen Geographie des Kontinents nach dem Fall der Berliner Mauer begann in Polen jedoch nicht erst mit der Unterzeichnung des Europa-Abkommens 1991 oder mit der Einreichung der Bewerbung zur Mitgliedschaft bei der EU 1994. Für Oppositionelle in Polen und polnische Intellektuelle insbesondere im französischen und britischen Exil, die sich im Umfeld der Pariser Exilzeitschrift *Kultura* bewegten, war dies schon während des Ost-West-Konflikts ein zentrales Thema. Nach dem Beitritt zur Europäischen Union im Jahr 2004 und mit Aussicht auf die baldige Aufnahme in den Schengenraum war Polen gewissermaßen vom „Outsider" zum „Insider" geworden und blickte nunmehr gleichsam von „innen" auf seine östlich gelegenen Nachbarn, insbesondere die Ukraine, Weißrussland und Russland. Von dieser Position aus konnten polnische ost- und europapolitische Vorstellungen offenbar selbstbewusster sowohl nach Westen als auch nach Osten adressiert werden. Dies spiegelte sich vor allem in der aktiven Beteiligung der polnischen politischen Eliten an der Formulierung und Ausgestaltung der neuen Europäischen Nachbarschaftspolitik und der Stärkung ihrer ostpolitischen Dimension wider.[6] Nimmt man den Wandel dieser Deutungen und Strategien in den Blick, dann war weniger der EU-Beitritt Polens die herausragende Zäsur für die Entstehung eines neuen politischen Raumes im Zuge der EU-Osterweiterung, vielmehr spricht einiges dafür, den Verhandlungen zum Vertrag von Nizza größere Bedeutung einzuräumen.[7]
Grundlage und zentrale Quellen der Suche nach einer neuen Position im und gegenüber dem „Westen", in und gegenüber „Europa" nach dem Ende der Blockkonfrontation waren die Traditionen polnischer Europadiskurse und ostpolitischer Entwürfe, für die die Deutung der gemeinsamen Geschichte Polens mit seinen östlichen Nachbarn eine herausragende Rolle spielte und spielt. In diesem Zusammenhang fungierte die polnische Ostgrenze, oder vielmehr das „pogranicze" – der Grenzraum, bzw. die „kresy" – die östliche „frontier" – als der zentrale Topos, an dem sich polnische Visionen einer veränderten politischen und kulturellen Geographie Europas kristallisieren. Bei der Bestimmung des polnischen Ortes in Europa und des Verhältnisses zu Räumen jenseits der nationalen Grenzen wurde im polnischen Fall auf historische Redeweisen zurückgegriffen, die aus einer Vergangenheit vor der (Wieder-)Entstehung des polnischen Nationalstaates schöpften – nämlich aus den Deutungen der *Rzeczpospolita Obojga Narodów*, jenem polnisch-litauischen Doppelstaat, der seit dem späten 16. Jahrhundert bestand und durch die Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts zerschlagen wurde. Dieses Staatswe-

6 Vgl. Polish-Swedish Non-Paper zur „Östlichen Partnerschaft", Mai 2008, www.msz.gov.pl/files/PARTNERSTWO%20WSCHODNIE/1en.pdf (Zugriff Januar 2010) sowie Communication from the Commission to the European Parliament and Council: Eastern Partnership, SEC (2008) 2974/COM (2008) 823 final, Brüssel, 3.12.2008.

7 Siehe dazu Abschnitt 4.4.

sen wird in der polnischen Historiographie nicht als imperiales interpretiert, gleichwohl nach wie vor zur Diskussion steht, inwiefern sich hier nicht bestimmte Elemente imperialer Verräumlichung und Praktiken auffinden lassen.[8] Die polnischen Entwürfe eines politischen Handlungsraums jenseits der nationalen Grenzen – in Europa, Ostmitteleuropa und dem östlichen Grenzland, den *kresy* – kann als ein *jeu d'echelles* gedeutet werden, als „Kohärenzstiftungen […], die in bestimmten strategischen Absichten von Akteursgruppen betrieben und weitergeführt werden."[9] Die deutende Zuordnung zu übernationalen und regionalen Raumordnungen wurde von den polnischen EU-und außenpolitischen Akteuren als Potential genutzt, um die polnische Position in dem supranationalen Raum der EU zu stärken. Darin liegt die transnationale Qualität dieses Vorgangs begründet, scheint doch hier die polnische Nation nur im Zusammenhang zu und im Zusammenspiel mit übernationalen Raumordnungen „erzählbar" zu sein.

2. Zivilisierungsmissionen als Instrumente der transnationalen Verräumlichung

Herausragende Bedeutung kam in diesem Prozess der Neuaushandlung von kulturellen – oder in der Sprache der polnischen Quelle: zivilisatorischen – Hierarchien zwischen den benachbarten Räumen zu. Die Erweiterung der Europäischen Union führte zu einer Veränderung der Zugehörigkeiten zu einem politisch-institutionell wie kulturell markierten Raum, an den jeweils bestimmte Handlungsoptionen, Rechte und Pflichten sowie Möglichkeiten zur Erlangung von Deutungshoheit gebunden waren. Es ging dabei auch um die imaginierte Richtung des Transfers von Werten, Normen und gesellschaftlichen Modellen sowie deren Finalität, um die Zuschreibung von Rückständigkeit und Fortschritt, von Modernisierungsvorstellungen und Machtverhältnissen innerhalb eines supranationalen EUropäischen Raumes und in den bilateralen Verhältnissen der Nachbarstaaten. Dabei handelte es sich um eine erneute historische Konkretisierung des Verhältnisses zwischen Europa und Nicht-Europa,[10] um die Bestimmung seiner kulturellen Grenzen und der Suche nach einem Modus im Umgang mit dem Fremden[11], den man zugespitzt als Zivilisierungsmission bezeichnen könnte.[12]

8 Vgl. F. Hadler / M. Mesenhöller, Repräsentationen imperialer Erfahrung in Ostmitteleuropa: Einleitende Thesen zu Konzept, Befunden und einer transnationalen Perspektive, in: dies. (Hrsg.), Vergangene Größe und Ohnmacht in Ostmitteleuropa: Repräsentationen imperialer Erfahrungen in der Historiographie seit 1918, Leipzig 2007, S. 11-32 sowie M. Mesenhöller / A. Friedrichs, Imperial History, in: M. Middell / L. Roura y Aulinas (Hrsg), World, Global and European Histories as Challenges to National Representations of the Past (= Writing the Nation, Bd. 4), London 2010 (im Erscheinen)

9 M. Middell, Der Spatial Turn und das Interesse an der Globalisierung in der Geschichtswissenschaft, in: J. Döring / T. Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008, S. 103-123, hier S. 116.

10 Zur Entstehung der Unterscheidung „Europa" / „Osteuropa" vgl. L. Wolff, Inventing Eastern Europe. The map of civilization on the mind of the enlightenment, Stanford 2000.

11 Vgl. J. Osterhammel, Kulturelle Grenzen in der Expansion Europas, in: Saeculum. Jahrbuch für Universalgeschichte 46 (1995) 1, S. 101-138.

12 Vgl. B. Barth / J. Osterhammel, Vorwort, in: dies. (Hrsg.), Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit

Die Idee der Zivilisierungsmission

> *setzt zweierlei voraus: zum einen die Vorstellung, dass sich die Überlegenheit bestimmter Rechtsnormen vor konkurrierenden anderen argumentativ erweisen lässt.* […] *Zweitens impliziert der Begriff* […]*, dass es unter gewissen Umständen erforderlich und legitimierbar sein könnte, solchen Maßstäben von Zivilisiertheit durch Intervention ‚in die Angelegenheiten anderer' zur Verwirklichung zu verhelfen.*[13]

Der Geschichte der unter diesem Begriff subsumierbaren Strategien und Argumente ist insbesondere in der Historiographie der europäischen Expansion des 18. und 19. Jahrhunderts, und hier vor allem der britischen, französischen und deutschen Ausformung,[14] mitunter auch der russischen Variante[15] Aufmerksamkeit geschenkt worden, weit weniger etabliert hingegen ist der Blick nach Ostmitteleuropa.[16] Dabei lassen sich jedoch vor allem die polnischen historiographischen und politischen Diskussionen um Polens Ort in Europa und seine Position gegenüber den östlichen und westlichen Nachbarn eben gerade vor dem Hintergrund der Tradition einer polnischen Mission im Osten deuten. Polen als *Objekt* verschiedener Zivilisierungsmissionen[17] zu betrachten, ist durchaus ein wiederkehrendes Muster sowohl in der polnischen als auch in der westeuropäischen Historiographie. Polen als handelndes Subjekt in diesem Sinne zu verstehen, mag als Provokation erscheinen, denn die Vorstellung einer Zivilisierungsmission wird vielfach in den Zusammenhang mit imperialen und kolonialen Praktiken gestellt.[18] Nun ist aber die Zu-

dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005, S. 7-11 sowie W. M. Schröder, Mission Impossible? Begriff, Modelle und Begründungen der „civilizing mission" aus philosophischer Sicht, in: ebenda, S. 13-32.

13 B. Barth / J. Osterhammel, Vorwort (Anm. 12), hier S. 9.

14 Vgl. dazu die typische Zusammenstellung der Beiträge in J. Osterhammel/ B. Barth (Hrsg.), Zivilisierungsmissionen (Anm. 12), zur deutschen „Ostkolonisation" des 19. Jahrhundert als neuestem Beitrag siehe R. L. Nelson (Hrsg.), Germans, Poland, and Colonial Expansion to the East, New York 2009.

15 Vgl. hier zur Erschließung Sibiriens E.-M. Stolberg, Sibirien: Russlands „Wilder Osten" Mythos und soziale Realität im 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 2009; zur Krim: K. Jobst, Die Perle des Imperiums. Der russische Krim-Diskurs im Zarenreich, Konstanz 2007.

16 Dies kann jedenfalls außerhalb der Historiographie zu Ostmitteleuropa gelten. Gelungene Beispiele für die Öffnung des Blicks sind die Beiträge in F. Hadler/ M. Mesenhöller (Hrsg.), Vergangene Größe (Anm. 8) und in C. Kraft/ K. Steffen (Hrsg.), Europas Platz in Polen (Anm. 5).

17 Vgl. dazu u. a. R. L. Nelson (Hrsg.), Germans (Anm. 14)

18 Für diese Verknüpfung zumindest als Ausgangsbeobachtung vgl. u. a. C. Teichmann, Cultivating the Periphery: Bolshevik Civilising Mission and ‚Colonialism' in Soviet Central Asia, in: Comparativ 19 (2009) Heft 1, S. 34-52. Im Ergebnis seiner Untersuchung schlussfolgert Teichmann allerdings: „The Soviet case is remarkable in that it unhinged the connection between ‚civilising mission' and the ‚colonial state' and structurally replaced 'colonialism' with ‚nationalism' and totalitarian state-driven 'modernisation'." (S. 52). Die Konkretisierung der jeweiligen Zivilisierungsmission als analytischen Schlüssel für den Vergleich von Imperien machen Kerstin Jobst, Julia Obertreis und Ricarda Vulpius stark, vgl. dies., Neue Imperiumsforschung in der Osteuropäischen Geschichte: die Habsburgermonarchie, das Russländische Reich und die Sowjetunion, in: Comparativ 18 (2008) 2, S. 27-56. Zur Problematik dieser Debatte und damit auch zur Auseinandersetzung um den Kolonialismusbegriff in Bezug auf die Sowjetunion vgl. G. Simon: Waren die Republiken der Sowjetunion Kolonien?, in: G. Hausmann / A. Rustemeyer, Imperienvergleich. Beispiele und Ansätze aus osteuropäischer Perspektive, Wiesbaden 2009, S. 105-122; D. Lieven, The Russian Empire and the Soviet Union as Imperial Polities, in: Journal of Contemporary History 30 (1995), S. 607-636. Zur geschichtspolitischen Aneignung der Rzeczpospolita heute vgl. R. Ritter, Das Imperium entlässt seine Kinder. Identitätsbildung durch Geschichte in Belarus, Polen und Litauen nach 1989, in: G. Hausmann / A. Rustemeyer, Imperienvergleich, S. 183-208.

schreibung einer imperialen Qualität nicht nur in Bezug auf die EU,[19] sondern auch für den polnisch-litauischen Doppelstaat der Frühen Neuzeit, auf den heute als historisches Reservoir in polnischen Diskussionen vielfach zurückgegriffen wird, hochgradig umstritten,[20] vom heutigen Polen ganz abgesehen. Nicht nur wegen dieser kaum zu umgehenden geschichtspolitischen Fallstricke lohnt es sich deshalb, die Anmerkung von Jürgen Osterhammel und Boris Barth ernst zu nehmen, dass Zivilisierungsmissionen „nicht [… zwangsläufig…] ‚imperialistisch' motiviert"[21] sein müssen. Zivilisierungsmissionen, Kolonialismus und imperiale Herrschaftspraktiken können vielmehr als distinkte, in bestimmten historischen Situationen jedoch häufig verflochtene Phänomene verstanden werden. Unter dieser Voraussetzung lässt sich der Begriff der Zivilisierungsmission heuristisch schärfen als eine in den Raum projizierte, historisch-teleologisch operierende Ideologie, die – indem sie die Finalitäten für die jeweiligen Zivilisierungsprojekte definiert – Raumhierarchien erzeugt und zugleich verzeitlicht. Diese intellektuelle Operation hat eine Vielfalt von historisch variablen Instrumenten hervorgebracht und gerechtfertigt, die auf die Transformation eines Nachbar- oder Ergänzungsraumes im Sinne der jeweiligen Zivilisierungsvorstellungen zielen: von den kolonialen Praktiken der Imperien des 19. Jahrhunderts über die komplexe Doppel-Modernisierung von Zentrum und Peripherie in der Sowjetunion bis hin zur „Heranführung" von Beitrittskandidaten an die EU mit Hilfe von Entwicklungsprogrammen wie PHARE und SAPARD. Deutungsmuster dieser Art sind Instrumente der Verräumlichung, die auf die Aneignung und Legitimierung von Ergänzungsräumen – nicht nur – imperialer Prägung zielen, die Welt partitionieren und bestimmte Räume als Ziel nationaler, imperialer oder auch supranationaler Vorhaben entwerfen, ohne dabei in jedem Fall als koloniale Projekte angelegt zu sein.[22] Gleichwohl ist eine *mission civilatrice* immer auf Machtungleichheiten gegründet bzw. stabilisiert diese. Sie impliziert den Versuch, bestimmte Räume hierarchisch anzuordnen und Argumente für deren Ein- und Ausschluss in und aus übergreifenden Szenarien zur Verfügung zu stellen.

Mit einem solchen begrifflichen Instrumentarium geht es im folgenden also darum, die hierarchische Deutung von Relationen zwischen verschiedenen politischen und kulturellen Räumen zu untersuchen und auf die Behauptung von Entwicklungs- und Einflussrichtungen bei der Bestimmung politischer und kultureller Räume hinzuweisen, die

19 Vgl. für die umfangreiche Diskussion über die neo-imperiale Qualität der EU u. a. E. Altvater / B. Mahnkopf: Konkurrenz für das Empire. Die Zukunft der Europäischen Union in der globalisierten Welt, Münster 2007; J. Zielonka: Europe as empire. The nature of the enlarged European Union, Oxford 2006.

20 Ein hervorragendes Beispiel für die Kompliziertheit dieser Auseinandersetzung ist das in der Zeitschrift Ab Imperio wiederveröffentlichte Gespräch zwischen Roman Szporluk und Andrzej Nowak sowie die daran anschließenden Anmerkungen: R. Szporluk / A. Nowak, Was Poland an Empire?, in: Ab Imperio (2007) 1, S. 23-42. So auch die Beiträge in F. Hadler / M. Mesenhöller (Hrsg.), Vergangene Größe (Anm. 8) sowie M. Mesenhöller / A. Friedrichs, Imperial History (Anm. 8).

21 J. Osterhammel / B. Barth, Vorwort (Anm. 12), hier S. 10.

22 Zur einflussreichen Kritik aus den *postcolonial studies* an dem den europäischen Zivilisierungsmissionen zugrundeliegenden Weltbild vgl. u. a. J. M. Blaut, The colonizer's model of the world, New York 1993; D. Chakrabarty, Provincializing Europe, Princeton 2000.

mitnichten nur in westeuropäischen Interpretationen zum Einsatz kommen, sondern im Falle Polens auf einer langen Tradition der Selbstbeschreibung in Europa und gegenüber der östlichen Nachbarschaft gründen. Ziel der folgenden Ausführungen ist es daher, zum einen die historisch tradierten Formen dieser Raumdeutungen zu skizzieren, die als Repertoire des Sprechens über den polnischen Ort in Europa zur Verfügung standen und aus dem polnische Politiker nach dem Ende des Kalten Krieges und vor allem während des Beitrittsprozesses zur Europäischen Union schöpfen konnten. Dabei geht es im Besonderen darum zu zeigen, welchem Wandel die Sinnzuschreibungen an den sich verändernden politischen Raum unterlagen, wie die Verortung in übernationalen Bezügen – in der EU, in Ostmitteleuropa und gegenüber den östlichen Nachbarn Polens – eingepasst wurden in ein geopolitisches und geokulturelles Umfeld, dass sich seit 1989 mehr oder weniger überraschend verflüssigt hatte. Dabei sollen die historischen Deutungsmuster weniger als Korsett für die Verfertigung von Argumenten im aktuellen Kontext verstanden werden, vielmehr lohnt der Blick auf die kreativen Aneignungen durch heutige Akteure.

Die transnationale Perspektive dieses Beitrages ergibt sich zum einen aus der besonderen Eigenart der hier untersuchten Strategien der Verräumlichung, die für den nationalen Raum kontinuierlich über- und transnationale Bezüge entwerfen. Darüber hinaus folgen die Überlegungen der transdisziplinären methodischen und begrifflichen zumeist als „spatial turn“[23] bezeichneten Bewegung. Der entscheidende Beitrag der transnationalen Perspektive liegt dabei in der konsequenten Historisierung des nationalstaatlichen Territorialisierungsregimes und führt zusätzlich zur kritischen Reflexion der „territorialisierende[n] Praxis von Historikern selbst“.[24] Transnationale Geschichte lässt sich somit nicht auf die Absage an den Nationalstaat als historiographische Kategorie reduzieren, sondern bedeutet dessen Integration in ein „breiteres Konzept von Raumbezügen menschlichen Handelns“.[25] Mithin grenzt sich eine solche Perspektive in doppelter Weise ab: Weder wird das Nationale als teleologische Kategorie essentialisiert, noch wird die Erosion des Nationalen als Folge von sich intensivierenden Verflechtungen behauptet. Nimmt man die transnationale Perspektive in diesem Sinne ernst, wird die Dialektik von De- und Re-territorialisierung als das zentrale Movens von Globalisierungsprozessen nicht erst seit dem späten 20. Jahrhundert erkennbar.[26] Verflechtungen

23 Vgl. J. Döring / T. Thielmann, Einleitung: Was lesen wir im Raume? Der Spatial Turn und das geheime Wissen der Geographen, in: dies. (Hrsg), Spatial Turn (Anm. 9), S. 7-45; B. Belina / B. Michel (Hrsg.), Raumproduktionen. Beiträge der Radical Geography. Eine Zwischenbilanz, Münster 2007; J. Osterhammel, Die Wiederkehr des Raumes: Geopolitik, Geohistorie und historische Geographie, in: Neue Politische Literatur 43 (1998) 3, S. 374-397; M. Middell, Transnationale Geschichte als transnationales Projekt? Zur Einführung in die Diskussion, in: geschichte.transnational 11. Januar 2005, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2005-01-001 (Zugriff Januar 2005).

24 M. Middell, Spatial Turn (Anm. 9), hier S. 119.

25 M. Middell, Auf dem Weg zu einer transnationalen Geschichte Europas, in: W. Eberhard / C. Lübke (Hrsg.), Die Vielfalt Europas. Identitäten und Räume, Leipzig 2009, S. 533-544, hier S. 542.

26 N. Brenner, Beyond state-centrism? Space, territory, and geographical scale in globalization studies, in: Theory and Society 18 (1999), S. 39-78.

und Entgrenzungsprozesse werden so in einen unhintergehbaren Zusammenhang zu permanenten Versuchen der Beherrschung jener Austauschbeziehungen und Flüssen von Menschen, Gütern, Ideen und Informationen gestellt und sind damit mehr als lediglich eine weitere Dimension für die Analyse historischer Entwicklungen. Aus der transnationalen Perspektive wird die Simultanität zweier entscheidender Entwicklungen deutlich: die Intensivierung globaler Verflechtungen einerseits und die Herausbildung von politischen Verräumlichungsformen im Versuch ihrer effektiven Kontrolle andererseits, von denen der Nationalstaat eine von mehreren historisch möglichen Ergebnisse war und ist.

Auf diese Weise lässt sich die Entwicklung des nationalstaatlichen Territorialisierungsregimes deuten als eine historisch spezifische Verräumlichungsform politischer und gesellschaftlicher Organisationen neben anderen, die als Antwort entwickelt wurde auf die Herausforderungen durch sich intensivierende globale Verflechtungen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die spezifische Qualität einer „global condition"[27] angenommen hatten.[28] Damit geraten auch andere historische Formen territorialer Ordnung in den Blick, die durch die häufig anzutreffende Engführung des Territorialitätsbegriffs auf seine moderne nationalstaatliche Ausprägung entweder als prä- oder post-terrirorial an den Rand gedrängt werden.[29] Aus der Perspektive einer transnationalen Geschichte muss somit immer auch nach dem Formen der deutenden Herstellung politischer Räume gefragt werden, die gewissermaßen jene Grenzen erst etablieren, die transnationale Projekte und Flüsse überschreiten und verunsichern.

3. Das historisches Repertoire: Von der Zwischenkriegszeit zur Pariser *Kultura*

Auf die zentrale Bedeutung historischer Erfahrungen und tradierter Deutungsmuster für die Formulierung der aktuellen polnischen Ostpolitik und damit auch der Konzepte für ein neues Grenzregime an Polens Ostgrenze haben kurz vor dem EU-Beitritt des Landes zwei auswärtige Beobachter, der eine „aus dem Osten", der andere „aus dem Westen",

27 M. Geyer / C. Bright, World History in a Global Age, in: The American Historical Review, 100 (1995) 4, S. 1034-1060.

28 Vgl. auch M. Middell, Der Spatial Turn (Anm. 9), S. 115; M. Middell / K. Naumann, Global History and the Spatial Turn. From the Impact of Area Studies to the Study of Critical Junctures of Globalisation, in: Journal of Global History, 5 (2010) 1, S. 149-70

29 So vor allem Charles Maier. Vgl. C. Maier, Consigning Twentieth Century to History: Alternative Narratives for the Modern Era, in: The American Historical Review, 105 (2000) 3, S. 807-831 und C. Maier, Transformations of Territoriality 1600–2000, in: G. Budde / S. Conrad / O. Janz (Hrsg.), Transnationale Geschichte. Themen, Tendenzen und Theorien, Göttingen 2006, S. 32-55. Territorialisierung und (National)staat werden auch in der politisch-geographischen Diskussion zwar konzeptionell immer noch eng miteinander verknüpft, allerdings wird der Souveränitätsbegriff nicht mehr notwendiger Weise an jenen der Territorialität gebunden, sondern hier ein Wandel des Zusammenhangs beobachtet bzw. die Deckungsgleichheit zwischen territorialen Grenzen und Grenzen nationaler Identität problematisiert, vgl. dazu: D. Newman, Geopolitical Rennaissant: Territory, Souvereignty and the World Political Map; in: ders. (Hrsg.), Boundaries, Territory and Postmodernity, London 1999, S. 1-16; A. Paasi, Boundaries in a globalizing world, in: K. Anderson u. a. (Hrsg.), Handbook of Cultural Geography, London 2003, S. 462-472.

pointiert – und mit gegensätzlichen Schlussfolgerungen – hingewiesen. Aus Sicht des russischen Historikers Alexei Miller seien die ostpolitischen Konzeptionen in Polen bis heute auf einen grundlegenden Konflikt zwischen Polen und Russland über Hegemonie und Einfluss auf demselben Territorium zurückführen: in den „kresy wschodnie", den östlichen Grenzgebieten des ehemaligen polnisch-litauischen Reiches, also in etwa die westlichen Gebiete des heutigen Weißrusslands und der Ukraine sowie Litauens, die nach den Teilungen Polens zu Ende des 18. Jahrhunderts in das Russischen Reich eingegliedert wurden. Die Ähnlichkeit des Führungsanspruchs und die Konkurrenz der Zivilisierungsmissionen auf ein und demselben Gebiet unter historisch sehr ungleichen Bedingungen nähre bis heute, so Miller, die antirussische Tendenz der polnischen Ostpolitik, der er ein zukunftsweisendes und problemlösendes Potential in Gänze absprach.[30] Dagegen betonte der amerikanische Historiker Timothy Snyder, dass es sich bei der polnischen Ostpolitik um eine „Tradition mit Zukunft" handele.[31] Grundlegende Quelle polnischer ostpolitischer Konzeptionen sei vor allem die historische Erfahrung des 1569 mit der Lubliner Union begründeten Polnisch-Litauischen Doppelstaates. Die Neukonzeption der Ostpolitik durch polnische Oppositionelle im französischen und britischen Exil, die dem Autorenkreis um die Pariser Zeitschrift *Kultura* zugerechnet werden können, habe zur Entwicklung einer erfolgreichen Oststrategie geführt. Die Geschichte der Lubliner Union besitze „herausragende Bedeutung […] [i]n einer neuen Welt der Europäischen Union".[32]

Vor allem mit Blick auf die öffentlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen in der Zwischenkriegszeit lassen sich Elemente des polnischen Verständnisses einer Mission im Osten verdeutlichen, Elemente, die – in modifizierter Form – auch in den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts wieder zum Tragen kamen. Diese Mission ist dabei nicht notwendigerweise an die Selbstwahrnehmung als ehemalige oder zukünftige Großmacht, als „Empire" gebunden. Folgt man der Argumentation von Frank Hadler und Mathias Mesenhöller, dass die „vergangene Größe" in der polnischen Historiographie nicht unbedingt imperial gedeutet wird, [33] dann lässt sich für den polnischen Fall gewissermaßen von der Konstruktion einer „Zivilisierungsmission ohne Imperium" sprechen. Diese speist sich aus der behaupteten Vorbildhaftigkeit der Rzeczpospolita einerseits und der Verankerung der polnischen Geschichte im Westen andererseits. In diesem Sinne entsteht gewissermaßen ein übergreifender Konsens zwischen „Piasten" und „Jagiellonen."[34] Auch in der heutigen Historiographie, die die Rzeczpospolita wieder-

30 A. Miller, In den Fesseln der Geschichte. Der polnische Diskurs über die Ostpolitik, in: Transit, Nr. 25, 2003, S. 40-49; vgl. dazu auch A. Miller, Tema zentral'noij Evropy: Istorija, sovremennyje diskursy i mesto v nich Possij, in: Novoe Literanurnoe Obosrenie, No. 52, 2001, S. 75-96.

31 T. Snyder, Polnische Ostpolitik. Tradition mit Zukunft, in: Transit, Nr. 25, 2003, S. 25-39; siehe auch vgl. auch T. Snyder, The Reconstruction of Nations. Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus, 1596–1999, New Haven / London, 2003.

32 T. Snyder, Polnische Ostpolitik (Anm. 31), S. 39.

33 F. Hadler / M. Mesenhöller, Repräsentationen (Anm. 8).

34 Mit diesen Bezeichnungen lässt sich stark vereinfachend die Spaltung der polnischen Eliten mit Blick auf die gewünschte Gestalt des polnischen Staates zum Ende des Ersten Weltkriegs beschreiben: Die „Piasten" – vor allem in Gestalt der Nationaldemokraten – vertraten einen national-homogenen, zentralstaatlichen und eher gegen

entdeckt hat, wird der imperiale Charakter dieser Vergangenheit immer noch negiert.[35] Die Modellhaftigkeit des „jagiellonischen Systems", eine historische Deutung, die insbesondere der Exilhistoriker Oskar Halecki herausgearbeitet hat, besteht in den Prinzipien der Erhaltung der Selbstverwaltung in den multiethnischen Gebieten, der Achtung der nationalen Rechte und der Verteidigungsgemeinschaft gegen einen westlichen wie östlichen Imperialismus.[36] Diese jagiellonische Idee übertrug Halecki in den vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts auf seine Konzeption von Ostmitteleuropa.[37] Nach dem Zweiten Weltkrieg beschrieb Halecki dieses als jene Region, die zwischen den westlich und östlich angrenzenden Reichen zerrieben wurde, und schloss damit die Deutung der polnischen Vergangenheit als imperiale aus.[38] Dieses Verständnis von Ostmitteleuropa spiegelte sich auch in Teilen der tschechischen und ungarischen Ostmitteleuropadiskussion der 1980er Jahre. Vor allem die Frontstellung gegen Russland, die für das polnische Verständnis zentral war,[39] fand ihr Echo prominent und pointiert in der von Milan Kundera vorgetragenen Klage über den „occident kidnappé".[40] Ostmitteleuropa als besondere Geschichtsregion wurde in den 1970er und 1980er Jahren in der Diskussion ostmitteleuropäischer dissidenter und exilierter Intellektueller nicht einheitlich bestimmt, gemeinsam war den Beiträgen jedoch die Thematisierung eines „Dazwischensein", einer gewissen Minderwertigkeit oder Rückständigkeit, einer bedrohten Zugehörigkeit zum Bereich der westlichen „Zivilisation" – eine Bedrohung, die vor allem vom Osten ausging – und die Antizipation einer erneuernden Kraft, die aus eben diesem Zwischenraum für den gesamten europäischen Kontinent kommen würde.[41]

Deutschland orientierten Entwurf, der sich auf die mehrheitlich polnisch besiedelten Gebiete konzentrierte und plädierten ansonsten für die Polonisierung der Minderheitenbevölkerung. Sie knüpften damit in gewisser Weise an die Piastische Vergangenheit des polnischen Staates an. Dagegen orientierten sich die „Jagiellonen" an der Geschichte des frühneuzeitlichen polnisch-litauischen Doppelstaates und an den Grenzen der Adelsrepublik von 1772, sie vertraten einen föderalen Zusammenschluss mit Litauen und Weißrussland unter polnischer Führung bzw. eine Territorialautonomie der Minderheiten im Osten und befürworteten eine unabhängige Ukraine. Dieser Entwurf war eher gegen Russland gerichtet. Der polnische Führungsanspruch und die nur begrenzte nationale Autonomie der östlichen Nachbarn kann als der gemeinsame Nenner dieser beiden Richtungen beschrieben werden. Vg. S. Gerhardt, Polska Polityka Wschodnia. Die Außenpolitik der polnischen Regierung von 1989 bis 2004 gegenüber den östlichen Nachbarstaaten Polens (Russland, Litauen, Weißrussland, Ukraine), Marburg 2007, S. 34ff.

35 Ebenda, S. 18.

36 J. Bömelburg, Zwischen imperialer Geschichte und Ostmitteleuropa als Geschichtsregion: Oskar Halecki und die polnische „jagiellonische Idee", in: F. Hadler / M. Mesenhöller (Hrsg.), Vergangene Größe (Anm. 8), S. 99-133, hier S. 119 f.

37 Ebenda, S. 110 ff.

38 Ebenda, S. 121.

39 Vgl. R. Stobiecki, Comparing Polish Historiography on the Petersburg Empire: Second Republic – People's Republic – Exile, in: F. Hadler / M. Mesenhöller (Hrsg.), Vergangene Größe (Anm. 8), S. 281-300.

40 M. Kundera, Un occident kidnappé ou la tragédie de l'Europe centrale, in: Le débat, November 1983; Die englische Version erschien unter zwei verschiedenen Titeln: „A Kidnapped West or a Culture Bows Out", in: Granta 1984 / 11; „The Tragedy of Central Europe", in: New York Review of Books, 26. April 1984. Es gibt zwei deutschsprachige Fassungen, in: Kommune, 1984 / 7, und in: Wiener Journal 1984 / 7.

41 Vgl. für einen Überblick über diese umfangreiche Diskussion die Beiträge von T.G. Ash, G. Schoepflin T. Judt u.a. in Daedalus, 119. Jg. (1990) Heft 1; F. Hadler: Mitteleuropa – Zwischeneuropa – Ostmitteleuropa. Reflexionen über eine europäische Geschichtsregion im 19. und 20. Jahrhundert; in: Slovanské štúdie (1996) Heft 1, S. 14-21; R. Jaworski, Ostmitteleuropa. Zur Tauglichkeit und Akzeptanz eines historischen Begriffs; in: Westmitteleu-

Für das „jagiellonische Ostmitteleuropa“[42] in der polnischen Diskussion wurden etwas andere Akzente gesetzt. Räumlich bezog es sich auf die Gebiete des ehemaligen polnisch-litauischen Doppelstaates und reichte deshalb weiter nach Osten, als dies in ungarischer oder tschechischer Perspektive häufig der Fall war, für die zumeist das Habsburger Reich als die räumliche Folie fungierte, auf die Ostmitteleuropa projiziert wurde.[43] Der imaginierte Raum wurde aber nicht nur räumlich anders bestimmt, sondern ihm wurden auch wirtschafts-, politik- und kulturhistorisch fundiert andere Eigenschaften zugewiesen, die im Wesentlichen mit der Bestimmung Polens regionaler Führerschaft verbunden waren.[44] Ein weiteres wichtiges Element dieses Raumdiskurses ist der Mythos der „*kresy*“, des östlichen Grenzlandes des ehemaligen jagiellonischen Staates, als Grenzland zwischen östlicher und westlicher Zivilisation und als Ort innerpolnischer und nach außen gerichteter Zivilisierungsmissionen.

Das jagiellonische Mitteleuropa wurde damit als jener Raum entworfen, in dem polnische Zivilisierungsmissionen zum Einsatz kamen. Neben der Besonderheit eines quasi „un-imperialen“ Charakters der polnischen Mission ist sie also auch an einen konkreten Raum gebunden: Sie ist zunächst nicht prinzipiell in allen Weltregionen einsetzbar, sondern wird auf einem abgegrenzten Territorium wirksam und benötigt einen konkreten Übersetzungsort: die *kresy*.[45]

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden sowohl diese „Jagiellonische Idee“ als auch die Pläne für ein föderalisiertes Ostmitteleuropa aus den innerpolnischen historiographischen und politischen Debatten verdrängt. Ziel war es im Volkspolen nach 1945 vielmehr, die „Westverschiebung“ des Landes zu legitimieren, was zu einer Reaktivierung der Piastischen Traditionen des polnischen Staates führte, um die Integration der ehemals deutschen Gebiete nach Westpolen als die nun „wiedergewonnenen“ zu plausibilisieren.[46] Hingegen entwickelten jedoch polnische Emigranten, vor allem in Paris, aber auch in den USA, eine kritische Perspektive sowohl gegenüber der westeuropäischen Realpolitik der Anerkennung der Teilung Europas als auch gegenüber der polnischen quasi-imperialen Vergangenheit. In exilpolnischen Konzepten aus dem Umkreis von Jerzy Giedroyc und Juliusz Mieroszewski und anderen Autoren der Pariser Exilzeitschrift *Kultura* wurde

ropa, Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen. Festschrift für Ferdinand Seibt, hrsg. von W. Eberhard, H. Lemberg, H.-D. Heimann und R. Luft, München 1992, S. 37-45; J. v. Puttkamer, Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert, München 2010 sowie kritisch: A. Miller, Tema zentral'noij Evropy (Anm. 32).

42 Vgl. den Versuch aus wirtschafthistorischer Sicht, die Spezifik dieses Gebiets herauszuarbeiten: H. Samsonowicz, War Jagiellonisches Ostmitteleuropa eine Wirtschaftseinheit?, in: Acta Poloniae Historica, 41 (1980), S. 85-97.

43 Vgl. u. a. M. Janowski, Pitfalls and Opportunities. The Concept of East Central Europe as a Tool of Historical Analysis, in: European Review of History, 6 (1999) 1, S. 91-100.

44 A. Miller, Tema zentral'noij Evropy (Anm. 32), S. 94.

45 Zu den *kresy* vgl. R. Traba, „Kresy“ oder „Atlantis des Nordens“? Neue polnische Diskussionen über die Mythologie des Ortes, in: Inter Finitimos, Heft 3 (2005), S. 52-60 und J. Kochanowski, Paradoxien der Erinnerung an die Ostgebiete, in: ebenda, S. 61-76.

46 Vgl. zur polnischen Westforschung u. a. M. Krzoska, Für ein Polen an Oder und Ostsee. Zygmunt Wojciechowski (1900–1955) als Historiker und Publizist, Osnabrück 2003; ders., Die Renaissance der piastischen Idee. Der polnische Raumdiskurs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Amicus Poloniae. Teksty ofiarowane Profesorowi Heinrichowi Kunstmannowi w osiemdziesiątą piątą rocznicę urodzin, Red.: Krzysztof Ruchniewicz, Marek Zybura, Wrocław 2009, S. 235-248.

in den achtziger Jahren die Abkehr von Hegemoniebestrebungen und eine Hinwendung zu Versöhnung und Verantwortung gegenüber den östlichen Nachbarn gefordert. Dies bereitete somit die grundlegende Neuorientierung der polnischen Ostpolitik nach 1989 vor.[47] Diese Neuformulierung bedeutete jedoch nicht, dass die historischen Wurzeln der polnischen Ostpolitik gekappt wurden. Es handelt sich hier vielmehr um deren Neuinterpretation im Kontext der EU-Erweiterung, eine Vorstellung von Polen als Mittler und Brücke, gar als Vorbild für die Modernisierung und Transformation der angrenzenden östlichen Staaten, eine Deutung, die auf die Rolle Polens in einem jagiellonischen Ostmitteleuropa und auch auf die lange Geschichte der Konkurrenz zwischen Russland und Polen als zwei hegemoniale Mächte in dieser Region zurückgeht.

4. Aneignungsversuche im Rahmen des Beitrittsprozesses

4.1. Die Persistenz der Ostachse

Sowohl der Blick nach Osten als auch die Verortung in Ostmitteleuropa blieben für die Bestimmung polnischer Handlungsräume und den Entwurf eines gemeinsamen europäischen Raumes samt seiner Grenzen[48] auch nach dem Ende des Kalten Krieges und – erst recht – nach dem Beitritt zur Europäischen Union zentral. Sowohl die Persistenz ostpolitischer Semantiken als auch deren flexible Einpassung in einen durch die EU-Erweiterung in Bewegung geratenen politischen Raum ist frappierend. Die ostpolitische Handlungskompetenz geriet den an der polnischen Außenpolitik Beteiligten – Präsidenten, Premierministern, Außenministern sowie ihren Beratern und Kommentatoren – zum verlässlichen Prüfstein ihrer europapolitischen Kompetenz sowie der Fähigkeit, auf die Gestaltung der politisch-räumlichen Ordnung des Kontinents Einfluss zu nehmen. Weder der Austausch im Regierungslager zwischen Links- und Mitte-Rechtsbündnissen, noch die rechtspopulistische Radikalisierung nach 2005 – mit der erhofften Mäßigung unter Tusk seit 2007 – haben diesen außenpolitischen Konsens gefährdet.[49] Er wurde seit den frühen neunziger Jahren auch von den drei Präsidenten – Lech Wałęsa, Aleksander

47 Vgl. S. Gerhardt, Polska Polityka Wschodnia (Anm. 34).

48 Um einen „europäischen Raum" geht es hier nicht im Sinne eines geographisch eindeutig definierbaren Gegenstandes, sondern im Sinne der polnischen Entwürfe einer in den Raum übersetzten Zugehörigkeit zu einem europäischen Wertesystem und Gesellschaftsmodell – wie auch immer „europäisch" jeweilig konkretisiert werden mag. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs wurden „Europa" und „EU" schnell synonymisiert. Der Ruf nach einer „Rückkehr nach Europa" nach 1989/90 war vielfach Ausdruck des Wunschs nach Integration in einen westlichen Wohlstandsraum, an den gleichzeitig bestimmte politische Erwartungen geknüpft wurden. Aus polnischer Perspektive stellte diese Gleichsetzung allerdings ein gewisses Problem dar, musste doch nun begründet werden, inwiefern beispielsweise die Ukraine zu Europa gehört. Vgl. zur Historisierung des Europabegriffs W. Schmale, Geschichte Europas, Wien u. a. 2001.

49 Nach einer Zentrumskoalition unter Olszewski regierte zwischen 1993 bis 1997 ein Linksbündnis unter mehreren Ministerpräsidenten, das zwischen 1997 und 2001 von einer Mitte-Rechts-Koalition unter Jerzy Buzek abgelöst wurde, von 2001 bis 2005 jedoch nochmals mit Miller und Belka an die Regierung gelangte, bevor erst unter Marcinkiewicz, dann unter Jarosław Kaczyński von 2005 bis 2007 ein rechtpopulistisches Bündnis die Geschäfte übernahm, das wiederum 2007 von einer bürgerlichen Regierung unter Donald Tusk abgelöst wurde.

Kwaśniewski und Lech Kaczyński – und nicht weniger als zehn Außenministern über fast zwanzig Jahre hinweg in der Grundausrichtung nicht in Frage gestellt.[50]
Im Allgemeinen trifft die Diagnose einer anhaltenden Kontinuität auch für das zentrale Ziel der polnischen Außenpolitik nach 1989/90 zu: die „Rückkehr nach Europa", die Integration in die transatlantischen Strukturen des „Westens", übersetzt in den Beitritt zu NATO und EU. Allerdings erwies sich jenes Vorhaben als bedeutend anfälliger für innen- und außenpolitische Krisen – hier mag der Verweis auf das relativ hohe Maß an Euroskepsis unter den polnischen politischen Eliten[51] sowie auf die spürbaren Erschütterungen durch den Regierungswechsel zu den Kaczyński-Brüdern genügen. In ähnlicher Weise erwies sich im Verlauf der Beitrittsverhandlungen und vor allem bei den Verhandlungen zum Vertrag von Nizza und später des Vertrags von Lissabon kurz vor und kurz nach dem Beitritt der Weg in den „Westen" als mit Stolpersteinen gepflastert – der Ton der Auseinandersetzung wurde zunehmend rauer.[52] Auch das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen, gleichwohl von Beobachtern wie Beteiligten unermüdlich als Erfolgsgeschichte erzählt und als unverzichtbarer Motor für die Einigung des neuen Europa gepriesen,[53] unterlag erheblichen Schwankungen und reagierte auf Irritationen und Rückschritte bedeutend sensibler. Vor allem in dieser Hinsicht setzte die Amtszeit des Kaczyński-Tandems erhebliche Irritationspotentiale frei.[54]
Von alledem blieb die grundsätzliche ostpolitische Ausrichtung, die Prominenz eines polnischen Selbstverständnisses als Anwalt der neuen östlichen Nachbarn der EU, insbesondere der Ukraine, scheinbar unberührt. Während innenpolitisch die von der erstarkenden Rechten in Gang gesetzte Diskussion um die Errichtung einer „Vierten polnischen Republik" – die die angeblich völlig korrumpierte 1989 begründete Dritte Republik ablösen sollte – längst als Krisenzeichen gedeutet werden musste, konnte sich der polnische Staatspräsident Aleksander Kwaśniewski als Vermittler in der ukrainischen sogenannten Orangenen Revolution engagieren und dort polnische Erfahrungen beim Aufbau der Demokratie und beim „Ruf nach Freiheit"[55] als Modellvorlage anbieten.[56]

50 So u. a. K.-O. Lang, Europapolitik (Anm. 19).

51 Vgl. Address by Prime Minister Marek Belka on positive outcome of Poland's first year membership of the European Union, Warsaw, April 27 2005 (MD 4/2005).

52 H. Grabbe, Poland: The EU's new awkard partner, in: Bulletin of the Centre of European Reform, February/ March 2004, www.cer.org.uk/articles/34_grabbe.html, Zugriff 9. Februar 2009; K.-O. Lang, Europapolitik ohne Kompaß. Polen sucht seinen Kurs in der EU; in: Osteuropa, Heft 11/12 (November/ Dezember) 2006, S. 81-92.

53 U. a.: Zadania polskiej polityki zagranicznej w 2001 r., informacja ministra spraw zagranicznych Władisława Bartoszewskiego przedstawiona na forum Sejmu RP 6 czerwca 2001 r [Die Aufgaben der polnischen Außenpolitik, Information des Außenminister Władisław Bartoszewski vor dem Sejm am 6. Juni 2001] , PR 7(121) 2001, S. 92; vgl. außerdem A. Krzeminsi, Testfall für Europa: Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen, Hamburg 2008; D. Bingen/K. Malinowski (Hrsg.), Polacy i Niemcy na drodze do partnierskiego sasiedztwa. Proba bilansu dziesiecioleca 1989–1998, Poznan 2000 oder auch einzelne Beiträge in K. Schögel (Hrsg.), Oder – Odra. Blicke auf einen europäischen Strom, Frankfurt a. M. 2007.

54 Vgl. u. a. P.-O. Loew, Feinde, überall Feinde. Psychogramm eines Problems in Polen, in: Osteuropa, 56 (2006) 11/12, S. 33-51.

55 Statement by President of the Republic of Poland Aleksander Kwaśniewski during a gala opening of the Polish pre-war military cemetery in Lvov, MD 6/2005.

56 Statement by President Aleksander Kwaśniewski during a meeting with Warsaw University students attended

Und er vergaß ebenso wenig wie Ministerpräsident Belka – vor allem gerichtet an die Adresse der EU – den polnischen Beitrag bei der Lösung der Krise zu betonen.[57]
Bei einem genaueren Blick auf die polnischen Entwürfe des europäischen Raumes im Rahmen des Beitrittsprozesses und in den ersten Jahren der EU-Mitgliedschaft wird deutlich, dass die Beschreibung und Stabilisierung der polnischen geopolitischen und geomentalen Position in Europa und der Welt nur im Bezug und im Ausgriff auf den Raum östlich der nationalen Grenzen als auch östlich der 2004 bzw. 2007 vorläufig festgesetzten EU-Grenzen, sowie in der Formulierung eines Anspruchs auf Mitgestaltung der territorialen Ordnung dieses Raumes – vor allem durch das Schengen-Grenzregime und die EU-Nachbarschaftspolitik – verständlich wird. Die östliche Nachbarschaft Polens und nach der Erweiterung damit auch der EU scheint jener Raum zu sein, der für Polen als Ressource für die Kompensation von Marginalisierungsbefürchtungen zur Verfügung steht. In gewisser Weise haben polnische außenpolitische Akteure auf diesem Spielfeld jenes Selbstbewusstsein gewonnen, dass ihnen eine neue Deutung der Zugehörigkeit zu und Gestaltung von zunächst als überlegen wahrgenommen Räumen ermöglicht, nämlich „des Westens" oder „Europas".

4.2. Modernisierung als Eintrittskarte in einen neuen „zivilisatorischen Raum"

Die Feststellung eines Nachholbedarfs, eines Entwicklungsrückstandes, gar einer „civilizational gap with Western Europe",[58] die durch umfassende Modernisierungsbemühungen geschlossen werde müsse, war ein Grundthema der polnischen EU- und Außenpolitik seit der politischen Wende 1989/90, das allerdings einige Variationen erfuhr. Die Rede vom Entwicklungsgefälle und die Suche nach dessen Ausgleich war gewissermaßen das Scharnier, mit dem zwei zunächst distinkte politische und kulturelle Räume miteinander verbunden wurden: der „Westen" einerseits, Polen und „Ostmitteleuropa", d. h. die Kandidatenländer, andererseits. In den Variationen dieser Semantik wurde die Hierarchie zwischen diesen Teilräumen konkretisiert. Gelänge der „zivilisatorische Sprung"[59], verschwände die Unterscheidung zwischen diesen Einheiten, entstehe ein gemeinsamer Raum. Modernisierung wurde hier im doppelten Sinne verräumlicht. Zum einen wurden spezifische Modernisierungsgrade den verschiedenen Räumen zugeschrieben, wobei auch aus polnischer Perspektive von einem West-Ost-Gefälle ausgegangen wurde. Zum anderen wurden Modernisierungsfortschritte als in der politischen und wirtschaftlichen Struktur des Raumes ablesbar interpretiert: angefangen von der Modernisierung der Verkehrs- und Telekommunikationsinfrastruktur, über die Reform der Binnengliederung

by Ukrainian President Victor Yushchenko on April 12, 2005, MD 04/2005.

57 Address by Prime Minister Marek Belka on positive outcome of Poland's first year membership of the European Union, Warsaw, April 27 2005, MD 5/2005.

58 Address by Foreign Minister of the Republic of Poland Radoslaw Sikorski at the Sejm, May 7, 2008, MD 5/2008.

59 Wörtlich: „civilisational leap", u. a. Address by President of the Republic of Poland Aleksander Kwasniewski during the second day of his visit to Ukraine, November 25, 2005, MD 11/2005.

des Staatsgebiets in Anpassung an EU-Vorgaben bis hin zur Verbesserung der Grenzbefestigung und Grenzkontrollmechanismen, insbesondere an der neuen Außengrenze.[60] „Heranführung"[61] an die EU in Vorbereitung des Beitritts bedeutete also die Einpassung des polnischen Territoriums in die Strukturen der EU, und zwar sowohl in Bezug auf die Angleichung des Grenzregimes als auch die innere territoriale, administrative und infrastrukturelle Gliederung und Organisation des Staatsgebietes betreffend;[62] diese Prozesse übersetzten sich damit in eine Neuordnung des politischen Raumes. Eine solche Verräumlichung des Modernisierungsdenkens war keine Neuerfindung im Rahmen des EU-Erweiterungsprozesses, sondern kennzeichnete etwa seit dem 19. Jahrhundert westliche Versuche, globale Entwicklungsprozesse und das Wissen darüber – auch räumlich – zu ordnen.[63]

60 So lassen sich eine Vielzahl der Kapitel der Beitrittsverhandlungen auf die Umgestaltung der territorialen Ordnung in den einzelnen Beitrittsländern beziehen, insbesondere die Kapitel 1-4 (Freier Warenverkehr, Freizügigkeit, Freier Dienstleistungsverkehr, Freier Kapitalverkehr), Kapitel 19 (Telekommunikations- und Informationstechnologien), Kapitel 21 (Regionalpolitik und Koordinierung der strukturpolitischen Instrumente), Kapitel 24 (Zusammenarbeit im Bereich Justiz und Inneres), Kapitel 26 (Auswärtige Beziehungen), Kapitel 27 (Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik). Vgl. die Fortschrittsberichte der Europäischen Kommission zu den einzelnen Beitrittskandidaten seit 1998.

61 Das zentrale Instrument der Europäischen Union, die Bewerber bei ihrer Vorbereitung auf den Beitritt zu unterstützen, war das 1989 begründete Programm PHARE, ursprünglich für Polen und Ungarn als Entwicklungshilfeprogramm zur wirtschaftlichen Umstrukturierung konzipiert und ab 1994 für weitere Beitrittskandidaten geöffnet. Dieses war ab 1997 gezielt auf die Heranführung der Bewerberländer an die EU ausgerichtet und förderte sowohl den politisch-institutionellen als auch den wirtschaftlichen und infrastrukturellen Umbau der jeweiligen Länder. 1999 wurde es um zwei weitere Heranführungsinstrumente, SAPARD (Programm zur Unterstützung der landwirtschaftlichen und ländlichen Entwicklung) und ISPA (Programm zur Unterstützung von Infrastrukturentwicklung im Bereich Umwelt und Verkehr) ergänzt. Die über diese Programme zugewiesenen Mittel wuchsen im Zuge des Beitrittsprozesses erheblich. Polen erhielt von 1990 bis 1999 ca. 2 Mrd ECU aus PHARE-Mitteln, 1999 230,5 Mio € und zusätzlich 32 Mio, € für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit Deutschland, und jeweils 3 Mio. € für die grenzüberschreitenden Zusammenarbeit mit der Tschechischen Republik und im Rahmen der Ostseekooperation; im Jahr 2000 waren es 428 Mio. € sowie zusätzlich 55 Mio. € für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit mit Deutschland, Tschechien, der Slowakei und im Rahmen der Ostseekooperation; 2001 wurden 396 Mio € für Polen bewilligt und weitere 56 Mio € für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit; 2002 wurden 342,2 Mio € ausgegeben sowie zusätzliche 56 Mio. € für die grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Hinzu kamen von 2000 bis 2002 je 168,6 Mio. € aus SAPARD und zwischen 312 bis 385 Mio. € aus ISPA. (vgl. die Regelmäßigen Berichte der Europäischen Kommission über die Fortschritte Polens auf dem Weg zum Beitritt 1999 bis 2002).
Schwerpunkte der Förderung waren Infrastruktur- und Verwaltungsaufbau, wobei insbesondere die Mittel für die Bereiche Justiz und Inneres – was die Modernisierung und Anpassung der visa- und migrationsrechtlichen Regelungen sowie der Grenzinfrastruktur und -kontrolle einschloss – sowie für regionalpolitische Maßnahmen und soziale und wirtschaftliche Kohäsionspolitik besonders im Mittelpunkt standen: Justiz/ Inneres: 1999 17,5 Mio€, 2000 89 Mio €, 2001 50 Mio €, 2002 65 Mio €. Regionalpolitik/ wirtschaftlicher und sozialer Zusammenhalt: 1999 12,5Mio €, 2000 130 Mio €, 2001 170 Mio €, 2002 170 Mio €. Vgl. Fortschrittsbereichte der Europäischen Kommission Polen 1999 bis 2002.

62 Zur Problematik eines solchen „social engineering" in modernen Gesellschaften und deren Folgen auch für die Ordnung des politischen Raums – mit Betonung auf dem Scheitern dieser Strategien sehr anregend: J. Scott: Seeing like a state. How certain schemes to improve the human condition have failed, New Haven 1998.

63 Vgl. zur Verräumlichung des Modernisierungsdenkens u. a. Martin W. Lewis / K. E. Wigen, The myth of the continents, Berkeley 1997; C. Grataloup, L'Invention des continents: Comment L'Europe a decoupé le Monde, Paris 2009; ders., Géohistoire de la mondialisation. Le temps long du monde, Paris 2007; J. Blaut, The colonizer's model of the world (Anm. 24). Zum West-Ost-Gefälle in Europa vgl. L. Wolff, Inventing Eastern Europe (Anm. 10).

Spätestens seit Polens Bewerbung als Kandidat für die Aufnahme in die Europäische Union im April 1994 wurde die Sprache, mit der polnische Akteure den wahrgenommen Nachholbedarf und die zu dessen Bewältigung geeignet erscheinenden Strategien beschrieben, in die EU-Konditionalität entlang der 1993 auf dem Kopenhagener EU-Gipfel formulierten Beitrittskriterien übersetzt. Wie schwierig der Spagat zwischen der Selbst-Ausgrenzung aus „Europa" durch das behauptetete Modernisierungsdefizit einerseits und der Plausibilisierung eines Immer-Schon-Dazugehörens von Anfang an war, wird bereits in der Nationalen Strategie für die Integration in die Europäische Union deutlich:

> *For over one thousand years Poland has belonged to Europe in the geopolitical, cultural and economic sense. Our country has shared its basic values, which we helped to create and defend. Therefore, NSI* [National Strategy for Integration, SM] *is not a strategy for the return to Europe, but rather a strategy for integration with European structures.*[64]

Diese Unterscheidung zwischen der *longue durée* eines geopolitisch und kulturell bestimmten europäischen Raumes und seiner eher kurzfristigen Konkretisierung in den politischen Strukturen der EU bildete die Grundlage für eine Argumentation, die die paradoxe erscheinende Gleichzeitigkeit von Inklusion und Exklusion möglich machte. Damit wurde die Integration in den politisch-institutionell verankerten EUropäischen Raum gleichsam zur rein formalen Anerkennung einer historischen Tatsache, die grundsätzlich nicht in Frage zu stellen war. Diese Logik ermöglichte es Polen von Anfang an, einerseits mit einem gewissen Selbstbewusstsein im Beitrittsprozess aufzutreten.[65] Zum anderen konnte es so die Hilfe der Europäischen Union bei der Bewältigung der anstehenden Modernisierungsaufgaben gleichzeitig einfordern und annehmen.[66]

4.3. Neue Zugehörigkeiten, neue Handlungsräume: Ostmitteleuropa, Osteuropa und die Welt

Mit dem Beitritt des Landes schienen zunächst die formalen Voraussetzungen dafür erfüllt zu sein, dass Polen sich nun dem politisch-institutionell markierten EU-Raum unbestritten zuordnen konnte – die historische Zugehörigkeit zu „Europa" stand dabei außer Frage. Den ersten Schritt dieser formalen Anerkennung hatte bereits der NATO-Beitritt 1999 markiert: „Wir haben den politischen Rubikon überschritten."[67] Mit dem

64 Committee for European Integration (UKIE): National Strategy for Integration, Warschau 1997, S. 7.

65 Vgl. u. a. ebd., S. 9.

66 So u. a. Kierunki polskiej polityki zagranicznej, Informacja rządu przedstawiona przez ministra sprwa zagranicznych Bronisława Geremeka podczas posiedzenia Sejmu RP, 9 maja 2000 r. [Bedingungen der polnischen Außenpolitik, Information der Regierung vorgestellt vom Außenminister Bronisław Geremek auf der Sitzung des Sejms am 9 Mai 2000], PR 5 (107) 2000, S. 58; Address by President of the Republic of Poland Aleksander Kwaśniewski at a conference inaugurating „National Development Plan 2007–2013" consultations on January 20, 2005, MD 1 / 2005.

67 Kierunki polskiej polityki zagranicznej, Informacja rządu przedstawiona przez ministra sprwa zagranicznych Bronisława Geremeka podczas posiedzenia Sejmu RP, 9 maja 2000 r. [Bedingungen der polnischen Außenpolitik,

Beitritt zur EU gemeinsam mit den anderen Bewerberstaaten aus Ostmitteleuropa sei die Teilung Europas, die sowohl die Chiffre „Jalta“[68] als auch die Chiffre „Molotov-Ribbentrop-Pakt“[69] erhielt, aufgehoben. Aus polnischer Sicht wurde also weniger eine Grenze verschoben, vielmehr verschwand eine unnatürliche Teilung, denn Polen sei schon immer ein europäisches Land gewesen,[70] habe bedeutende Beiträge für den Aufbau der europäischen Zivilisation geleistet[71] und sei nur aufgrund äußerer Zwänge – durch den Expansionswillen zweier aggressiver Mächte, also erst Hitler-Deutschlands und dann der stalinistischen Sowjetunion, von seiner frühzeitigen Teilhabe am europäischen Integrationsprojekt ausgeschlossen worden.[72] Dieses Argumentationsmuster wurde bereits vor dem Beitritt eingesetzt. Unmittelbar danach wurden an die neue politische Karte Europas schnell hohe Erwartungen geknüpft: Von dieser Position aus könne Polen nicht nur innen-, sondern vor allem außenpolitisch erhebliche Ressourcen erschließen. Die Zugehörigkeit zu dem als zivilisatorisch höherwertig verstandenem EU-Raum[73] eröffnete Polen damit neue Handlungsmöglichkeiten bei der Gestaltung seiner östlichen Nachbarschaft sowie seiner Position in globalen Bezügen. So erklärte Außenminister Włodzimierz Cimoszewicz 2003 vor dem Sejm: „Unsere Mitgliedschaft möchten wir dafür nutzen, für die gesamte Region Entwicklungsimpulse zu setzen.“[74] Diese neuen Gestaltungsmöglichkeiten blieben aber nicht nur auf die regionale Ebene beschränkt, sondern ließen sich auch in eine effektivere Positionierung in globalen Arenen übersetzen. Cimoszewicz führte an selber Stelle weiter aus:

> *Die Geschichte unseres Landes, das niemals eine koloniale Metropole gewesen war, sondern vielmehr über Jahrhunderte hinweg der Herrschaft fremder Mächte ausgesetzt war, und auch unsere Tradition der Anerkennung der Toleranz und der Wertschätzung gegenüber anderen Kulturen und Konfessionen, prädestiniert Polen dafür, eine konstruktive*

Information der Regierung vorgestellt vom Außenminister Bronisław Geremek auf der Sitzung des Sejms am 9. Mai 2000], PR 5 (107) 2000, S. 58.

68 Raport na temat rezultatów negocjacji o członkowstwo Rzeczpospolitej Polskiej w Unii Europejskiej [Bericht über die Ergebnisse der Verhandlungen der Polnischen Republik über die Mitgliedschaft in der Europäischen Union] , PR 1 (139) 2003, S. 97.

69 Informacja rządu na temat polskiej polityki zagranicznej w 2003 r. przedstawiona przez ministra spraw zagranicznych Włodzimierza Cimoszewicza w Sejmie 22 stycznia 2003 r. [Information der Regierung zum Thema der polnischen Außenpolitik im Jahr 2003, vorgestellt vom Außenminister Włodzimierz Cimoszewicz im Sejm am 22. Januar 2003], PR 2 (140) 2003, S. 92.

70 „Europa powiedziała nam ‚tak'. Teraz my powiedzmy ‚tak" Europie", Telewizyjne wystąpienie prezesa Rady Ministrów Leszka Millera 14 grudnia 2002 r. [„Europa hat zu uns ‚ja' gesagt, jetzt sagen wir Europa ‚ja'", Fernsehauftritt des Vorsitzenden des Ministerrats Leszek Miller am 14. Dezember 2002], in: PR 12 (138) 2002, S. 97f.

71 Address by Prime Minister of the Republic of Poland Donald Tusk during a Sejm debate on the adoption of Lisbon Treaty, April 1, 2008, MD 04/2008.

72 Address by President of the Republic of Poland Lech Kaczyński at a meeting with EU ambassadors, February 22, 2006, MD 2/2006; Address by President of the Republic of Poland Lech Kaczyński at Humboldt University, March 8, 2006, MD 3/2006.

73 Informacja rządu na temat polskiej polityki zagranicznej w 2003 r. przedstawiona przez ministra spraw zagranicznych Włodzimierza Cimoszewicza w Sejmie 22 stycznia 2003 r. [Information der Regierung zum Thema der polnischen Außenpolitik im Jahr 2003, vorgestellt vom Außenminister Włodzimierz Cimoszewicz im Sejm am 22. Januar 2003], PR 2 (140) 2003, S. 98.

74 Ebenda, S. 94.

> *Rolle in den Nord-Süd-Beziehungen zu spielen. Wie sprechen uns für einen Dialog der Zivilisationen aus. Wir werden unseren Beitrag für die Aufgaben der Entwicklungshilfe leisten, dafür sorgend, dass diese der Modernisierung in jenen Ländern zugute kommt, die diese benötigen, sowie ihrer Demokratisierung und der Förderung einer guten Regierungsführung.*[75]

Diese Art der Deutung enthielt zentrale Elemente der oben skizzierten Argumentation: Die Vergangenheit Polens wurde als nicht-imperial gedeutet, gleichzeitig wurde auf die Vorbildhaftigkeit der Gemeinschaft verschiedener Nationalitäten und Konfessionen im hier nicht näher benannten polnisch-litauischen Doppelstaat verwiesen. Darauf gründete sich wiederum eine spezifische Disposition zur Verbreitung westlicher Normen und Werte – hier übersetzt in die Sprache der Entwicklungshilfe –, die die Transformation zu Demokratie und Rechtsstaat befördern soll. Neu war allerdings, dass Polen dabei nicht nur im Kontext seiner östlichen Nachbarschaft gesehen wurde, sondern die räumlichen Bezüge des Modernisierungsprojekts, an dem zu beteiligen es sich anschickte, nun auch außereuropäische Zielgebiete umfassten. Dieses Engagement in der außereuropäischen Entwicklungshilfe gewann für die polnische Außenpolitik zunehmend an Bedeutung.[76] Der polnische Anspruch auf die Mitgestaltung der Entwicklung außerhalb Europas, sei es in der unmittelbaren Nachbarschaft, sei es im globalen Süden, wurde spätestens seit dem erfolgreichen Abschluss der Beitrittsverhandlungen nicht nur unter Berufung auf das Modell des polnisch-litauischen Doppelstaates entworfen, sondern auch unter Verweis auf die Erfahrungen eines als universal wünschbar angesehenen Modells wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Transformation nach westlichem Muster. Die Auswahl, welches historische Modell zur Begründung des neuen Anspruchs eingesetzt wurde, hing von dem jeweils adressierten Raum ab: Innerhalb Europas bzw. der Europäischen Union und vor allem gegenüber der östlichen Nachbarschaft war es vor allem das gewissermaßen alteuropäische Vorbild des Jagiellonischen Reiches:

> *Having done so, Poland, just as 600 years ago, has become the standard and model of transformation for our Eastern neighbors, in particular for the kindred nation of Ukraine. Then, in the Jagiellonian era, the Republic spread examples of noble liberty and tolerance, became the cohesive force that over subsequent centuries kept together the multiethnic mosaic of elites in our region. It is for this reason that we believe that the mandate of the Lublin Union will be fulfilled only when our Eastern European brothers find themselves within the European Union. This is not an old-new messianism, but a practical observation that strengthening liberty and democracy in our region also serves the interests of our Republic.*[77]

75 Ebenda, S. 96.

76 Address by Foreign Minister of the Republic of Poland Radosław Sikorski on the goals of the Poland's foreign policy for 2009, February 13, 2009, MD 2/ 2009.

77 Address by Foreign Minister of the Republic of Poland Radosław Sikorski at the Sejm, May 7, 2008. MD 5 / 2008.

Richtete sich die Behauptung einer Modellfunktion an den globalen Süden, waren es eher die Erfahrungen in den politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen nach 1989: „The motto for the anniversary of the 1989 breakthrough shall be: 'Freedom. Made in Poland'."[78]

Innerhalb der unmittelbaren europäischen Nachbarschaft war es wiederum nicht nur jene im Osten, jenseits der Grenzen der erweiterten Union, sondern auch der Entwurf einer ostmitteleuropäischen Erfolgsregion, der das polnische Selbstbewusstsein als (Mit)Gestalter der politischen Ordnung des Raumes stütze. Polen erschien hier nicht nur als Musterkandidat – am erfolgreichsten beim Ausbau der Handelsbeziehungen mit dem Westen,[79] als „Erfinder" oder mindestens als Impulsgeber der demokratischen Umwälzungen nach 1989,[80] am erfolgreichsten bei der Aushandlung der Beitrittsbedingungen[81] oder als privilegiert innerhalb des transatlantischen Bündnisses.[82] Hinzu kam eine – mehr oder weniger indirekt – behauptete Führungsrolle[83] bei der Stabilisierung ostmitteleuropäischer Strukturen auch innerhalb eines erweiterten Europas.[84] Ostmitteleuropa, so Staatspräsident Aleksander Kwaśniewski 2004, sei jene Region, die immer schon als Brücke zwischen Ost und West fungiert habe und erst von imperialen Aggressoren, dann von totalitären Systemen unterdrückt worden sei.[85] Nun übernehme es gewissermaßen die Funktion eines „eastern-most bulwark of the European Union". Aus seiner besonderen historischen Erfahrung als „meeting place of Western and Eastern civilizations" erwachse eine besondere Verantwortung der Region für die Gestaltung der

78 Address by Foreign Minister of the Republic of Poland Radosław Sikorski on the goals of the Poland's foreign policy for 2009, February 13, 2009, MD 2 / 2009.

79 Information for the European Commission's Regular Report on the Progress towards accession to the European Union 1998–1999, Warschau 30. Juni 1999.

80 Zagraniczna polytika kulturalna Polski i jej priorytety na lata 2001-2003, Dokument przygotowany w Ministerstwie Spraw zagranicznych, pryjęty przez rząd 21 sierpnia 2001 [Die Kulturpolitik Polens im Ausland und ihre Prioritäten in den Jahren 2001-2003, Dokument vorbereitet vom Außenministerium, von der Regierung beschlossen am 21. August 2001], PR 9 (123) 2001, S. 72.

81 Raport na temat rezultatów negocjacji o członkowstwo Rzeczpospolitej Polskiej w Unii Europejskiej [Bericht über die Ergebnisse der Verhandlungen der Polnischen Republik über die Mitgliedschaft in der Europäischen Union] , PR 1 (139) 2003, S. 106.

82 Kierunki polskiej polityki zagranicznej, Informacja rządu przedstawiona przez ministra sprwa zagranicznych Bronisława Geremeka podczas posiedzenia Sejmu RP, 9 maja 2000 r. [Bedingungen der polnischen Außenpolitik, Information der Regierung vorgestellt vom Außenminister Bronisław Geremek auf der Sitzung des Sejms am 9. Mai 2000], PR 5 (107) 2000, S. 62.

83 Kierunki polskiej polityki zagranicznej, Informacja rządu przedstawiona przez ministra sprwa zagranicznych Bronisława Geremeka podczas posiedzenia Sejmu RP, 9 maja 2000 r. [Bedingungen der polnischen Außenpolitik, Information der Regierung vorgestellt vom Außenminister Bronisław Geremek auf der Sitzung des Sejms am 9. Mai 2000], PR 5 (107) 2000, S. 58.

84 Informacja rządu na temat polskiej polityki zagranicznej w 2003 r. przedstawiona przez ministra spraw zagranicznych Włodzimierza Cimoszewicza w Sejmie 22 stycznia 2003 r. [Information der Regierung zum Thema der polnischen Außenpolitik im Jahr 2003, vorgestellt vom Außenminister Włodzimierz Cimoszewicz im Sejm am 22. Januar 2003], PR 2 (140) 2003, S. 94.

85 Lecture „Prospects for Regional Cooperation in a United Europe" delivered by President Aleksander Kwaśniewski at the Czech Senate on December 7, 2004, MD 12 / 2004.

Ostpolitik der erweiterten EU.[86] Auch hier wurde an tradierte Deutungen der unmittelbaren Nachbarregion angeknüpft: Ostmitteleuropa ist ein auf gemeinsame historische, kulturelle und politische Erfahrungen gegründeter Zwischen-Raum, der unter dem Druck der expansiven Imperialismen des westlichen und vor allem des östlichen Nachbarn[87] zunächst zu zerfallen drohte, sich dann aber als Motor für die Neuordnung des Kontinents erwiesen hatte. Ostmitteleuropa ist eine Erfolgsregion.[88] Im Unterschied zu den oben rekonstruierten historischen Interpretationen lässt sich in EU- und außenpolitischen Kontexten geäußerten Deutungen allerdings nicht jene enge Verbindung zu der Vorstellung eines „Jagiellonischen Mitteleuropas" wiederfinden – dieses wurde jedoch vor allem in öffentlichen, zumeist von Historikern und Publizisten getragenen Diskussionen erörtert.[89] Und auch die Andeutung, Polen könne eine besondere Rolle innerhalb dieser Region übernehmen, sich gar als regionale Führungsmacht etablieren, wurde eher indirekt angedeutet oder mindestens teilweise zurückgewiesen. Die Führungsrolle, so Kwaśniewski, werde Polen also aufgrund seiner Verdienste von außen aufgedrängt.[90] Außenminister Rotfeld versicherte 2005 aber auch, dass Polen diese Rolle nicht für eigene Ambitionen missbrauchen werde.[91]

Es waren also zum einen die Erfolge bei der Modernisierung der Gesellschaft und des nationalen Raumes, aber auch der Ausgriff auf übernationale Bezüge wie Ostmitteleuropa, die östliche Nachbarschaft und vor allem die Zuordnung zum EU-Raum, aus der heraus eine national formulierte Sicherheit im Umgang mit der neuen Position innerhalb des europäischen Raums formuliert werden konnte. Das ließ sich aber mitnichten erst nach dem Abschluss der Beitrittsverhandlungen beobachten, sondern bereits etwas früher. Spätestens seit der Entscheidung des EU-Gipfels in Kopenhagen im Jahr 2002, alle zehn Bewerberstaaten, darunter eben auch Polen, 2004 in die EU aufzunehmen, entwickelten polnische EU- und Außenpolitiker eine Sprache der Eigenständigkeit. So betonte der Außenminister Włodziemierz Cimoszewicz 2003: „Wir haben keinen Grund für Minderwertigkeitskomplexe."[92] Und kurz vor dem Beitritt 2004 ergänzte er, dass Polen in der erweiterten EU seine nationalen Interessen selbstbewusst einbringen werde, es sei

86 Address by President of the Republic of Poland Aleksander Kwaśniewski at the 12th Meeting of the Presidents of Central Europe on „How to Complete the Process of European Integration", in Zagreb on October 14, 2005, MD 10 / 2005.

87 Statement by President of the Republic of Poland Aleksander Kwaśniewski at the Polish Embassy in Moscow on May 8, 2005, MD 05 / 2005; Address by President of the Republic of Poland Lech Kaczyński at Humboldt University, March 8, 2006, MD 3 / 2006.

88 Lecture „Prospects for Regional Cooperation in a United Europe„ delivered by President Aleksander Kwaśniewski at the Czech Senate on December 7, 2004, MD 12/2004.

89 Vgl. u. a. die Diskussion im Tygodnik Powszechny Ende 2000 / Anfang 2001 sowie organisiert von der Stefan-Batory-Stiftung („Polska Polityka Wschodnia. Pełny zapis dyskusji zorganizowanej prez Fundację im. Stefana Batorego oraz redakcję‚Tygodnika Powszechnego"" 1. März 2001, www.batory. org.pl/ftp/program/forum/ppw.pdf, Zugriff 30.11.2009).

90 Statement by President of the Republic of Poland Aleksander Kwaśniewski on Independence Day, November 11, 2005. MD 11 / 2005.

91 Government report on Poland's foreign policy presented by Foreign Minister of the Republic of Poland Adam Daniel Rotfeld at a Sejm meeting on January 21, 2005. MD 01 / 2005.

92 PR 2 (140) 2003, S. 90.

sich dabei sowohl seiner Rechte als auch seiner Verantwortung bewusst. Es werde kein einfacher, aber ein aktiver und verantwortungsvoller Partner in der erweiterten Union sein: „Wir werden wir selbst sein."[93]

4.4. Die Krise der EU und die Entdeckung des Wettbewerbsvorteils

Möglicherweise bedeutsamer als der EU-Beitritt bzw. die Finalisierung der Beitrittsverhandlungen für den Wandel dieser Interpretationsmuster war der Umstand, dass die Union vor der Herausforderung stand, vor der Aufnahme neuer Mitglieder ihre eigenen institutionellen Mechanismen einer grundlegenden Reform zu unterziehen. Dieses Problem stand bereits seit den 1993 formulierten Kopenhagener Kriterien auf der Agenda: auch die EU musste für eine Aufnahme neuer Länder bereit sein.[94] Im 1997 verabschiedeten Vertrag von Amsterdam war eine umfassende institutionelle Reform gescheitert, sodass eine neue Verhandlungsrunde notwendig wurde, an der auch die Bewerberstaaten beteiligt wurden. Diese Anstrengungen mündeten in dem 2001 unterzeichneten und 2003 ratifizierten Vertrag von Nizza.[95] Nach einem langwierigen Ratifikationsverfahren, das u. a. durch Irland verzögert wurde, welches erst im zweiten Anlauf in einem Referendum zustimmte, konnte der Vertrag rechtzeitig vor der Erweiterung in Kraft treten. Die besondere Konstellation, dass bei den Aushandlungen Noch-Nicht-Mitglieder wie Polen beteiligt worden waren, kann als eine Art „Initiationsritual" gedeutet werden im Übergang vom Bewerber zum Mitgliedsland.[96] Polen konnte sich hier erstmals wirkungsvoll an der Ausgestaltung der EU und ihren Funktionsmechanismen beteiligen, diese Erfahrung spiegelte sich deutlich in den EU- und außenpolitischen Positionierungen der darauf folgenden Zeit.

Damit beschleunigten die Verhandlungen zum Vertrag von Nizza also zum einen die Professionalisierung des polnischen außenpolitischen Personals innerhalb der EU-Diplomatie,[97] zum anderen konnte Polen hier erstmals wirksam in die Aushandlung der Gestalt des politischen Raumes der EU sowie seiner internen Funktionsmechanismen und Binnendifferenzierungen eingreifen.

93 PR 2 (152) 2004, S. 109.

94 Die Kopenhagener Kriterien sind in den „Schlussfolgerungen des Vorsitzes" des Europäischen Rates vom 21./22. Juni 1993 konkretisiert. (http://www.consilium.europa.eu/ueDocs/cms_Data/docs/pressData/de/ec/72924.pdf, Zugriff Januar 2010). Dabei heißt es auch: „Die Fähigkeit der Union, neue Mitglieder aufzunehmen, dabei jedoch die Stoßkraft der europäischen Integration zu erhalten, stellt ebenfalls einen sowohl für die Union als auch für die Beitrittskandidaten wichtigen Gesichtspunkt dar." (S. 13).

95 Im Zentrum der Neuregelungen stand hier die neue Stimmenverteilung im Europäischen Rat und die Ausweitung des Abstimmungsverfahrens mit qualifizierten Mehrheiten, von denen einige Politikbereiche ausgenommen blieben (Gemeinsame Außen- und Sicherheitspolitik, Asyl- und Einwanderungspolitik, Steuerpolitik). Außerdem wurde auch die Sitzverteilung im Europäischen Parlament den Bedingungen nach der Erweiterung angepasst und dessen Befugnisse ausgeweitet.

96 R. Trzaskowski, From candidate to member state: Poland and the future of the EU. Institute for Security Studies Paris, Occasional Paper Nr. 37, September 2002, S. 14.

97 So R. Trzaskowski, From candidate to member state (Anm. 96).

Mit dem Abschluss des Vertrages war der interne Reformprozess der EU jedoch nicht beendet. In den Jahren 2002 und 2003 erarbeitete der 2001 einberufene Verfassungskonvent der EU – wiederum mit Beteiligung der Bewerberstaaten – einen Entwurf für einen EU-Verfassungsvertrag, der jedoch Mitte 2005 an den Referenden in Frankreich und den Niederlanden scheiterte. Nach einer selbst verordneten „Reflexionsphase" wurde 2007 eine neue Regierungskonferenz ins Leben gerufen, die in den sogenannten Reformvertrag, den 2009 nach einem dramatischen Ratifizierungsmarathon in Kraft getretenen Vertrag von Lissabon, mündete. Damit befand sich die EU über fast zehn Jahre hinweg in einem Dauerzustand der Selbstanalyse und Binnenreform, ein Zustand, der von vielen Beobachtern als „Krise"[98] bezeichnet wurde. An diesem Prozess waren auch die neuen Mitgliedsstaaten von Anfang an intensiv beteiligt. Auch aus polnischer Sicht wurde diese Krise registriert. Die Aufforderung zur Modernisierung, der sich das Land im Beitrittsprozess gegenüber sah, konnte so auch an die EU selbst adressiert werden. Die Ebenbürtigkeit innerhalb des erweiterten Raumes wurde nun untermauert durch die Beobachtung paralleler, teilweise verflochtener Reform- und Anpassungsprozesse. So erläuterte Premier Belka 2005 im Sejm bei der Vorstellung des Nationalen Entwicklungsplans:

> *I believe the best way in which we can catch up civilizationally is by using the synergy of three elements: first, Poles are probably the most seasoned of all in weathering change – certainly more than west European societies. Exhausted and frustrated, the Poles are nonetheless more ready for changes and reforms than the French, Germans, or any other stable democracy in western Europe. Compared with west Europe we do everything at the speed of light. […] We do everything at a much faster pace that any country in western Europe, and we call this our normal pace. We introduce changes at such a pace that that I expect our monthly agenda would effectively topple a couple of western governments. We change more in a month than they do in eight years! This of course, is necessary and no cause for exaggerated pride – but it does show our potential.*[99]

Dies zeigt, dass zumindest ein Teil der Modernisierungsrhetorik, die eingangs als jener Mechanismus erläutert wurde, mit dem die Hierarchien zwischen dem Binnenraum der EU und dem zu integrierenden Gebiet beschrieben und ausgehandelt wurden, nun auf beide Teilräume gleichermaßen angewendet wurde. Damit minimierte sich gewissermaßen der „zivilisatorische" Abstand zwischen den Räumen – was gleichzeitig genutzt

98 Vgl. u. a. G. Verheugen, Europa in der Krise. Für eine Neubegründung der europäischen Idee, Köln 2005; T. von Danwitz (Hrsg.), Europa in der Krise. Perspektiven der europäischen Integration, Sankt Augustin 2007; W. Weidenfeld / S. Seeger, Europas Potentiale im Zeichen der Krise, CAP Analyse März 2009, http://www.cap.lmu.de/download/2009/CAP-Analyse-2009-01.pdf (Zugriff Januar 2010).

99 Address by Prime Minister Marek Belka at a debate on the 2007-2013 National Development Plan in Warsaw on January 20 2005, MD 01/2005. Ähnlich Address by Prime Minister Marek Belka on positive outcome of Poland's first year membership of the European Union, Warsaw, April 27 2005, MD 4/2005; Address by Prime Minister Marek Belka at the Łódz University – Guidelines, Łódz , May 13, 2005, MD 5/2005.

werden konnte, um nun umso deutlicher gegenüber dem eigenen Osten als Impulsgeber aufzutreten.[100]

5. Zusammenfassung: Neue Handlungsräume und eine neue *mission civilatrice à la polonaise*?

Der Entwurf eines polnischen Ortes in Europa stützte sich nicht erst seit dem Beginn des europäischen Erweiterungs- und Integrationsprozesses nach 1989 auf transnationale Bezüge der entsprechenden Selbstbeschreibungen und Handlungsräume. Bei der Konzeption eines politischen europäischen Raumes konnten die polnischen Akteure in der EU- und Außenpolitik auf ein historisches Repertoire zurückgreifen, das in einer Vergangenheit vor der (Wieder-)Entstehung des polnischen Nationalstaates 1918 verankert und vor allem an die positive Deutung der Geschichte des Polnisch-Litauischen Doppelstaates und der polnischen östlichen Grenzgebiete, den *kresy*, gebunden war. Die West-Ost-Achse des polnischen Blicks blieb für die Sinnstiftung im sich wandelnden EU-Raum zentral.

Im Prozess der Aneignung und Einpassung historischer Deutungsmuster in den neuen politischen Kontext wurde die polnische Mission im Osten übersetzt als Unterstützung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Transformationsprozesses insbesondere in der Ukraine, aber auch in Belarus. Der Polnisch-Litauische Doppelstaat galt hier immer noch – oder wieder – als Vorbild für die Organisation komplexer und verflochtener räumlicher Konstellationen. Die Behauptung einer besonderen Vorbildrolle Polens speiste sich aber auch aus den eigenen Transformationserfahrungen seit 1989 und der Selbstbeschreibung als Impulsgeber für die regional übergreifenden Umbrüche, die dem Ende des Kalten Krieges folgten.

Darüber hinaus wandelten sich Modernisierungsvorstellungen, wobei nicht deren Inhalt, sondern deren Ausrichtung einen neuen Akzent erhielt. Dabei bezog sich die Modernisierungsforderung nicht nur auf die Binnenorganisation des nationalen Territoriums, sondern vor allem auf die Bestimmung von räumlichen Hierarchien zwischen West- oder EU-Europa und den Beitrittskandidaten. Nicht erst der Beitritt, sondern bereits die Verhandlungen zum Vertrag von Nizza markierten hier einen Wendepunkt: Modernisierung wurde als übergreifende Aufgabe nicht nur für Polen, sondern auch für die EU selbst verstanden. Ein Entwicklungsgefälle, das aus polnischer Sicht nicht abgestritten wurde, konnte somit nur noch eingeschränkt für die Behauptung des Noch-Nicht-Dazugehörens oder der Noch-Nicht-Vollwertigkeit als Mitglied mobilisiert werden.

Auch die Konzeption von Ostmitteleuropa als Erfolgsregion wurde als Ressource dafür genutzt, einen spezifischen Beitrag Polens für die Gestaltung des europäischen Raumes

100 Dies mündete seit Anfang der 2010er Jahre in durchaus erfolgreichen Ansätzen, die Ostpolitik der erweiterten Europäischen Union mitzugestalten. So verabschiedete die EU 2009 die neue sogenannte „Östliche Partnerschaft" im Rahmen der Nachbarschaftspolitik und folgte damit einer polnisch-schwedischen Initiative.

zu begründen. In den politischen Äußerungen finden sich zwar weniger Hinweise auf ein „jagiellonisches Mitteleuropa", jedoch wird deutlich, dass in diesem neuen Ostmitteleuropa, konstituiert durch die Gruppe der erfolgreichsten EU-Beitrittskandidaten, Polen in gewissem Maße die Rolle eines regionalen Führers erhielt.[101]

Schließlich eröffneten sich mit dem Beitritt Polens zur EU neue Handlungsräume nicht nur in Europa, Ostmitteleuropa und gegenüber den östlichen Nachbarn, sondern führten auch zu einer veränderten Positionsbestimmung in der Welt: Die polnische Expertise bei der Bewältigung von Systemumbrüchen und gesellschaftlichen Modernisierungsprojekten sollte nun weltweit, vor allem im globalen Süden eingesetzt werden.

Dieser Wandel hat sich als komplexer Aushandlungsprozess innerhalb Polens und zwischen Polen und der Europäischen Union vollzogen. Und auch wenn Dieter Bingen 2005 argumentierte, dass „[s]pätestens mit dem Beitritt des Landes zur Europäischen Union […] klar [werde], daß erst irgendwo jenseits der polnischen Ostgrenze Europas wahrer Osten beginn[e]",[102] so lässt sich doch mit Blick auf die Geschichte dieser mühsamen Kohärenzstiftung vermuten, dass auch in Zukunft keine Einigkeit über den Ort des „wahren Ostens" und seine Bedeutung in der EUropäischen Nachbarschaft herrschen wird.

101 Dabei werden in den Verweisen auf die „Erfolgsregion" die praktischen Schwierigkeiten der Kooperation, sei es innerhalb der Visegrád-Gruppe, sei es innerhalb des deutsch-polnisch-französischen Weimarer Dreiecks, eher in den Hintergrund gedrängt.

102 So D. Bingen in der Einleitung zu A. Chwałba (Hrsg.), Polen und der Osten. Texte zu einem spannungsreichen Verhältnis, Frankfurt a. M. 2005, S. 11.

Globale Selbst- und Fremdverortungen auf Reisen. Tschechische Positionierungsstrategien vor und nach 1918

Sarah Lemmen

ABSTRACT

Representations of the Self and the Other in travel writing. Czech reflections on their global standing around 1918

In historical research, the relationship between Europe and the non-European world around 1918 has so far been looked at mainly as that of colonizers and colonized. This paper, however, focuses on a region usually left out of this picture: As an East Central European case study, the focus lies on the contacts and relations of the Czech society with the non-European world roughly between 1890 and 1938, concentrating mainly on aspects of national representations in Czech travelogues on non-European regions.

Beginning in the last decade of the 19th century, and continuing throughout the Interwar years, the dealings with non-European regions grew rapidly in the Czech society, involving the economic sphere, tourism, diplomacy, as well as information available on far-away regions, including a growing number of travelogues.

Various themes in these travelogues discuss the global presence of the Czech nation: The discussion of the Czech economic export reveals the desire to be globally more present; the recurring description of Czech expatriates suggests a global presence of the nation; while, on the other hand, the disinterested reactions toward the Czech nation in Africa or Asia call in question the self-proclaimed global activity especially in the Interwar years.

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 124–143.

Europa, so eine gängige Formulierung, wird erst durch die Abgrenzung vom Anderen, dem Nicht-Europäischen, zu Europa.[1] Auch die Verflechtung Europas mit dem Außereuropäischen wird als konstitutiv für das Selbstverständnis Europas gesehen.[2] Gerade der transnationale Ansatz in der Geschichtswissenschaft regt dazu an, Verbindungen (auch) mit der außereuropäischen Welt mehr zu betonen als allgemein üblich. Während damit Verflechtungen in immer größerem Maße in den Blick genommen werden, wie anhand der stetig wachsenden Forschungsliteratur unter den Stichworten transnationale, Transfer-, Globalgeschichte oder den postcolonial studies abzulesen ist, wird in diesen Studien die außereuropäische Welt als die „kolonisierte Welt" aufgefasst, „Europa" dementsprechend mit den Kolonialmächten gleichgesetzt. In einem Aufsatz der New Yorker Historiker Laura Ann Stoler und Frederick Cooper wird diese Spezifizierung mit folgender Formulierung auf den Punkt gebracht: „Europe was made by its imperial projects".[3]

Im Folgenden soll dagegen die Auseinandersetzung mit der außereuropäischen Welt seitens einer Region in den Blick genommen werden, die jenseits solcher direkten imperialen Verflechtungen zu verorten ist: Im Fokus steht Ostmitteleuropa als eine Region, die in diesem Zusammenhang bisher kaum Beachtung fand.

Während postkoloniale Studien den Einfluss der außereuropäischen Kolonien auf die Entwicklung der Kolonialmächte auch in ihrem nationalen Selbstverständnis stark gemacht haben, wird hier ebenso in Bezug auf ostmitteleuropäische Nationsbildungsprozesse davon ausgegangen, dass sie auf globale Prozesse reagierten und Reflektionen über die globale Verortung der Nation als Teil des nationalen Selbstverständnisses zu verstehen sind bzw. sie sich darin widerspiegeln.

Im Fokus stehen Vorstellungen und Darstellungen, kurz „Repräsentationen", des Nationalen im globalen Kontext. Mit diesen Repräsentationen stellen soziale Akteure ihre Vorstellungen von Ordnung dar, da sie „die Schichtungen der sozialen Welt in der Form von Ordnungs- und Urteilsschemata" verkörpern.[4] Gleichzeitig werden Ordnungsvorstellungen aber auch durch Repräsentationen geprägt und verändert. „Sprache ist (...)

1 Siehe u. a. B. Stråth, Europe and the Other and Europe as the Other, in: J. Baberowski / H. Kaelble / J. Schriewer (Hrsg.), Selbstbilder und Fremdbilder. Repräsentationen sozialer Ordnungen im Wandel, Frankfurt a. M. / New York 2008, S. 191-202, hier S. 191; U. Frevert, Eurovisionen. Ansichten guter Europäer im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2003, S. 23. S. Conrad, Doppelte Marginalisierung. Plädoyer für eine transnationale Perspektive auf die deutsche Geschichte, Geschichte und Gesellschaft 28 (2002) 1, S. 145-169: „Ohne die Berücksichtigung interkultureller und kolonialer Erfahrungen muss auch das Verständnis der deutschen / europäischen Geschichte partiell und unvollständig bleiben." (S. 147). In gleicher Richtung: S. Conrad / S. Randeria, Einleitung. Geteilte Geschichte in einer postkolonialen Welt, in: dies. (Hrsg.), Jenseits des Eurozentrismus. Transnationale und postkoloniale Ansätze in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M. 2002, S. 9-49.

2 S. u. a. S. Conrad, Doppelte Marginalisierung (Anm. 1); oder auch A. L. Stoler / F. Cooper, Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda, in: dies (Hrsg.), Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World, Berkeley 1997, S. 1-56.

3 A. L. Stoler, F. Cooper, Between Metropole and Colony (Anm. 2), hier S. 1. Auch S. Conrad spricht vom Einfluss auf (west-) europäische Kolonialmächte, auch wenn er meistens „Europa" als Bezugspunkt nimmt. S. Conrad, Doppelte Marginalisierung (Anm. 1), hier S. 168.

4 R. Chartier, New Cultural History, in: J. Eibach / G. Lottes (Hrsg.), Kompass der Geschichtswissenschaft. Ein Handbuch, Göttingen 2002, S. 193-205, hier S. 204.

Handlung, und zwar Handlung, die Welt erschafft."[5] Es bleibt also anhand der Repräsentationen zu untersuchen, wie die jeweiligen Akteure „ein Stück der Wirklichkeit, in der sie lebten, verstanden und zu verstehen gaben."[6]
Wenn der Blick im Folgenden in erster Linie auf Repräsentationen des Nationalen gerichtet wird, stehen die Auswirkungen von Globalisierungserfahrungen auf Selbst- und Fremdvorstellungen bzw. auf Weltwahrnehmungen im Vordergrund. Die Akteure skizzieren dabei ihren eigenen nationalen Handlungsraum: Durch die Repräsentationen einer „großen" oder „kleinen", einer global oder regional orientierten Nation werden Handlungsmöglichkeiten kommuniziert, „Sagbares" oder „Machbares" wird verhandelt. Diese Überlegungen sollen anhand eines Fallbeispiels zu tschechischen Reiseberichten über Afrika, Asien, Ozeanien und Südamerika, was hier verkürzend als außereuropäische Welt bezeichnet werden soll, im Zeitraum 1890 bis in die Zwischenkriegszeit konkretisiert werden.

Die Welt à la tchèque – ein Fallbeispiel

„Bohemia. *A desert country near the sea*"[7] – Die böhmischen Länder, die entgegen dem Bild in William Shakespeares „Wintermärchen" keinen Meereszugang (und auch keine Wüste) haben,[8] sondern vielmehr bekannt sind für den abgeschotteten Charakter des „böhmischen Kessels" und der ihn umgebenden Gebirgskette, wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts im Zuge von Globalisierungsprozessen und Globalisierungserfahrungen immer stärker in ein weltweites Netz von wirtschaftlichem Austausch, Migrationsströmen, exotisch kodierten Alltagsgegenständen, kulturellen Darstellungen des Fremden und generell Vorstellungen von Welt einbezogen. Speziell vermehrten sich auch die Beziehungen zur außereuropäischen Welt und die Auseinandersetzung mit ihr. Zeitgleich kann aber auch von einer Hochphase der tschechischen Nationalbewegung gesprochen werden. Diese zwei Prozesse liefen nicht nur parallel ab, sondern griffen auch ineinander und nahmen aufeinander Bezug. Das Zusammenlesen von Globalisierung und Nationalisierung, von eigener Nationalidentität und Fremdbeschreibung kann als Erweiterung der neueren Forschung zu Nationsbildungsprozessen in den böhmischen Ländern gelesen werden, in der zurecht auf den gegenseitigen Einfluss der tschechischen und deutsch(böhmisch)en Nationalisierungsprozesse durch Abgrenzung vom jeweils „Ande-

5 A. Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse, Tübingen 2001, S. 10.
6 R. Chartier, Kulturgeschichte zwischen Repräsentation und Praktiken. Einleitung, in: ders., Die unvollendete Vergangenheit. Geschichte und die Macht der Weltauslegung, 7-20, hier S. 11.
7 Akt 3, Szene 3 aus William Shakespeare: The Winter's Tale, London 1623. Hier zitiert aus: J. H. P. Pafford (Hrsg): The Winter's Tale, London / New York 1986, 66.
8 Die böhmische Küste (sowie die böhmische Wüste) ist ein wiederkehrender Topos in der Literatur. Siehe dazu auch D. Sayer, The Coasts of Bohemia. A Czech history, Princeton 1998, S. 5-9. Über die Bedeutung des Meeres bzw. eines Küstenzuganges für Ostmitteleuropa als Region s. St. Troebst, „Intermarium" und „Vermählung mit dem Meer": Kognitive Karten und Geschichtspolitik in Ostmitteleuropa, Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 435-469.

ren“ verwiesen wird.[9] Die wachsende Auseinandersetzung mit der außereuropäischen Welt in der tschechischen Gesellschaft steht kursorisch im Fokus des ersten Teils dieses Aufsatzes.

In einem zweiten Schritt werden anhand von tschechischen Reiseberichten über Afrika und Asien von 1890–1938 Reflexionen über das Selbstverständnis der tschechischen Nation herausgearbeitet. „Der Tourismus, der sich in den letzten Jahren bei uns immer mehr ausbreitet, die wachsende Sehnsucht, fremde Länder und fremde Leute kennen zu lernen“:[10] Diese Einschätzung eines wachsenden tschechischen Fernwehs und steigender Reiselust wurde im Februar 1902 von zwei Autoren getragen, die als Experten auf diesem Gebiet gelten konnten: Der eine, Jiří Guth,[11] von Beruf Mittelschullehrer, war Autor mehrerer Reiseberichte über Südeuropa und Nordafrika, übersetzte unter anderem die exotisierenden Romane von Karl May und Pierre Loti ins Tschechische und schrieb neben dem Standardwerk eines tschechischen „Knigge“[12] auch ein Benimm-Buch für das Reisen.[13] Der andere, Čeněk Šulc,[14] war seit 1902 Eigentümer eines Reisebüros sowie einer Buchhandlung in Prag, die sich auf Reiseliteratur spezialisiert hatte, und gleichzeitig Herausgeber von Reiseführern sowie Zeitschriften rund ums Reisen. Der von diesen beiden hervorgehobene Trend eines wachsenden Tourismus ist seit dem späten 19. Jahrhundert zu beobachten: immer mehr tschechische Reisende fuhren zu außereuropäischen Zielen, nach Ägypten, Indien oder China. Zurück brachten sie in erster Linie Reiseberichte, in denen sie ihre Eindrücke und Wahrnehmungen schilderten.

Die Reiseberichte stehen im zweiten Teil dieses Aufsatzes im Zentrum der Analyse: Diese Literaturgattung ist, ganz besonders für die Zeit bis ins 19. Jahrhundert, nicht nur als Quelle par excellence für das Wissen der Zeit über außereuropäische Regionen zu betrachten, sondern ermöglichen den Zugang zu Fremdwahrnehmung und Selbstverortung: Durch die Konfrontation mit dem Fremden werden Werte, Bilder und Ordnungsvorstellungen,

9 S. die frühe, Bahn brechende Studie von G. B. Cohen, The politics of ethnic survival. Germans in Prague, 1861–1914, Princeton 1981; seitdem weitere Arbeiten, die sich mit der parallelen Konsolidierung der tschechischen und deutschen Nationalbewegungen bzw. -identitäten und der nationalen Inanspruchnahme öffentlicher Räume und Symbole sowohl in der späten Habsburger Monarchie als auch in der Zwischenkriegszeit beschäftigen, u. a. J. King, Budweisers into Czechs and Germans: A local history of Bohemian politics, 1848–1948, Princeton 2002; N. Wingfield, Flag War and Stone Saints: How the Bohemian Lands became Czech, Cambridge 2007; M. Frankl, Emancipace od židů: český antisemitismus na konci 19. století [Emanzipation von den Juden: Tschechischer Antisemitismus am Ende des 19. Jahrhunderts], Praha 2007. Für die Zeit des Protektorats: Ch. Bryant, Prague in black. Nazi Rule and Czech nationalism, Cambridge 2007.

10 Č. Šulc / J. Guth, Slovo úvodní, in: Do světa. Časopis věnovaný cestování a zábavě [In die Welt. Zeitschrift gewidmet dem Reisen und der Unterhaltung], 1 (1902) 1, S. 1.

11 Auch bekannt als Jiří Stanislav Guth-Jarkovský (1861–1943).

12 Erstveröffentlichung: J. St. Guth-Jarkovský, Společenský katechismus [Gesellschaftlicher Katechismus], Praha 1914. Seitdem mehrere Neuauflagen, vor allem in der Zwischenkriegszeit. Die aktuellste Neuauflage ist aus dem Jahr 2000.

13 J. St. Guth-Jarkovský, Turistika. Turistický katechismus [Touristik. Touristischer Katechismus], Praha 1917. In das öffentliche Bewusstsein brachten ihn auch sein Vorsitz im Tschechischen Olympischen Komitee seit 1900 sowie seine Anstellung als erster Zeremonienmeister der Präsidentschaftskanzlei in der neu gegründeten Tschechoslowakischen Republik.

14 Geboren 1867, Sterbedatum unbekannt.

seien sie sozialer, politischer oder ökonomischer Art, thematisiert und hinterfragt.[15] So zeugen die hier herangezogenen Reiseberichte von den Reflektionen der reisenden Autoren über die Position der tschechischen Nation in der Welt, über Fragen der nationalen Identität sowie über mögliche Entwicklungspfade der tschechischen Nation.

Wer schrieb diese Reiseberichte? Wer ist gereist und wer waren die Produzenten der Repräsentationen von Welt? Es scheint nicht überraschend, dass sich der überwiegende Anteil aus dem männlichen Bürgertum, mehr noch: aus dem Bildungsbürgertum rekrutierte. Besonders für die Zeit der Habsburger Monarchie, aber auch noch in der Zwischenkriegszeit, als das Reisen immer breiteren Schichten zugänglich wurde, waren Fernreisen oft mit wissenschaftlichen Recherchen und Feldforschungen verbunden – die Anzahl an Universitätsprofessoren und anderen forschenden, lehrenden bzw. generell schreibenden Professionen war relativ hoch: Der Pädagoge und Schulrektor Josef Kořenský (1847–1938), der einer breiten Öffentlichkeit bekannt wurde aufgrund seiner umfangreichen Publikationstätigkeit über Reisen durch alle fünf Kontinente; der Geograf Jiří Daneš sowie der Botaniker und spätere Rektor der Prager Karls-Universität Karel Domin, die für eine Reise nach Indonesien und Australien im Jahr 1909 ein staatliches Stipendium beantragten, oder, für die Zwischenkriegszeit, auch der Zoologe Jiří Baum, der in einer neunmonatigen Reise mit dem Auto den afrikanischen Kontinent durchquerte. Auch Künstler ließen sich auf Reisen in ferne Länder inspirieren, wie die Reiseberichte des Bildhauers František Foit über seine Reise durch Afrika 1933, des Malers Otakar Nejedlý über seinen Aufenthalt in Indien kurz vor dem Ersten Weltkrieg oder die detailliert dokumentierte Weltreise im Jahr 1926–1927 des Malers Tavik František Šimon zeigen. In der Zwischenkriegszeit kam infolge der Gründung der Tschechoslowakei das Berufsbild der Diplomaten hinzu. Dies waren oftmals Personen, die schon vor dem Ersten Weltkrieg viel gereist und somit als Experten für bestimmte Regionen ausgewiesen waren. Der schon genannte Geograf Jiří Daneš wurde 1920–1923 tschechoslowakischer Generalkonsul in Sydney. Auch der erste tschechoslowakische Botschafter in Brasilien, Jan Havlasa, oder der erste tschechoslowakische Konsul in Bombay, Otakar Pertold, sind als Reiseschriftsteller hervorgetreten.

Verhältnismäßig gering war dagegen die Beteiligung von Vertretern des Wirtschaftsbürgertums, wenn auch prominente Ausnahmen wie die Brüder Tomáš und Jan Antonín Baťa, Gründer des weltweit erfolgreichen Schuh-Konzerns, unter den Reiseschriftstellern zu finden sind.

15 Grundlegende Einführung in die deutsche Reiseberichtsforschung und die spezifische Problematik dieser Quellengattung s. P. J. Brenner, Die Erfahrung der Fremde. Zur Entwicklung einer Wahrnehmungsform in der Geschichte des Reiseberichts, in: drs. (Hrsg.), Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, Frankfurt a. M. 1989, S. 14-49; P. J. Brenner, Der Reisebericht in der deutschen Literatur: ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte, Tübingen 1990; M. Harbsmeier, Reisebeschreibungen als mentalitätsgeschichtliche Quellen. Überlegungen zu einer historisch-anthropologischen Untersuchung frühneuzeitlicher Reisebeschreibungen, in: A. Maçzak / H. J. Teuteberg (Hrsg.), Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung, Wolfenbüttel 1982, S. 1-32. S. auch P. Hulme / T. Youngs (Hrsg.), The Cambridge companion to travel writing, Cambridge 2002.

Die außereuropäische Welt in Prag

Die wachsende Beschäftigung der tschechischen Gesellschaft mit der außereuropäischen Welt kann in einen allgemeinen europäischen Trend zunehmender Vernetzung eingebettet werden. Was Jürgen Osterhammel in globalgeschichtlicher Perspektive als eigenständige „Unterperiode" einer beschleunigten Globalisierungsepoche von den 1880ern bzw. 1890ern bis 1918 / 19 bezeichnet,[16] gilt auch für die tschechische Gesellschaft: Seit den letzten zwei Dekaden des 19. Jahrhunderts kann von einer neuen Qualität der Auseinandersetzung mit der außereuropäischen Welt gesprochen werden. Das Jahr 1918, das sowohl das Kriegsende als auch die Gründung der Tschechoslowakischen Republik symbolisiert, ist aus dieser Perspektive weniger als Bruch, denn vielmehr als Beschleuniger zu sehen: Wenn auch einige Aspekte auf eine Beschränkung hinweisen, wie die Verschärfung der Reisepass- und Visabestimmungen aufzeigen,[17] kann im Großen und Ganzen von einer quantitativen Verdichtung des Austauschs, nicht aber von einer qualitativen Veränderung gesprochen werden. Die Gründung der Tschechoslowakischen Republik führte zu einem erheblichen Ausbau der Beziehungen auch zu außereuropäischen Ländern in verschiedenen Bereichen:

Auf dem ökonomischen Sektor bedeutete die Zwischenkriegszeit einen deutlichen Anstieg des weltweiten Handels für die Tschechoslowakei. Schon um 1900 konnte die Habsburger Monarchie ihre Handelsbeziehungen mit dem Vorderen Orient ausbauen und prozentual zum Gesamtexportvolumen mit anderen europäischen Mächten, so dem Deutschen Reich, mithalten.[18] Zu den Exportgütern zählten auch böhmische Produkte wie Bier oder Gablonzer Glas. Nach 1918 stieg der Export in außereuropäische Regionen noch einmal an. Hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Bedeutung stieg der Anteil der Weltregionen außerhalb Europas und Amerikas in der Zwischenkriegszeit von unter 3% des tschechoslowakischen Außenhandels im Jahr 1924 auf über 9% im Jahr 1929.[19] Auch auf anderem Wege kann die immer stärkere Vernetzung der tschechoslowakischen mit der globalen Wirtschaft aufgezeigt werden: So gründete die Baťa-Schuhfirma aus Zlín in der Zwischenkriegszeit Fabriken u. a. in Indien und Brasilien.

Auch in den außenpolitischen Überlegungen spielte vor allem Afrika eine nicht unbedeutende Rolle. Schon die Habsburger Monarchie baute um 1900 ihre diplomatischen

16 J. Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2008, S. 103.

17 Für den tschechoslowakischen Fall s. J. Rychlík, Cestování do ciziny v habsburské monarchii a v Československu. Pasová, vízová a vystěhovalecká politika 1848–1989 [Reisen ins Ausland in der Habsburger Monarchie und in der Tschechoslowakei. Pass-, Visums- und Auswanderungspolitik 1848–1989], Praha 2007, hier v. a. S. 5-25.

18 A. Birken, Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Europa und dem Vorderen Orient im ausgehenden 19. Jahrhundert, Wiesbaden 1980. Zu den Wirtschaftsbeziehungen in der Zwischenkriegszeit s. v. a. A. Teichová, Wirtschaftsgeschichte der Tschechoslowakei 1918–1980, Wien 1988; E. Kubů, Mýtus a realita hospodářské vyspělosti Československa mezi světovými válkami [Mythos und Realität des wirtschaftlichen Entwicklungsstands der Tschechoslowakei zwischen den Weltkriegen], Praha 2000.

19 Jiří Kosta nennt 9,2 % für das Jahr 1929, womit diese Regionen zusammengenommen zumindest für 1929 mit Amerika gleichziehen. Detaillierter bei J. Kosta, Die tschechoslowakische Wirtschaft im ersten Jahrzehnt nach der Staatsgründung, in: H. Lemberg / P. Heumos (Hrsg.), Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa, München 1993, S. 63-91, hier S. 83.

Vertretungen in Nordafrika und dem Vorderen Orient stark aus.[20] In der Zwischenkriegszeit versuchte die neu gegründete Tschechoslowakei, ihr diplomatisches Netz vor allem auf dem afrikanischen Kontinent stark auszuweiten. [21]

In den 1920er Jahren entstand eine vielfältige Landschaft von Vereinen und Institutionen, die sich der wirtschaftlichen, wissenschaftlichen oder kulturellen Auseinandersetzung mit außereuropäischen Regionen verschrieben hatten. An erster Stelle sei hier das 1922 mit Unterstützung von Präsident T. G. Masaryk gegründete *Orientalische Institut* genannt, dessen Ziel es war, „die kulturellen und wirtschaftlichen Begebenheiten des heutigen Orients" kennenzulernen und „Fachkräfte auszubilden sowie kulturelle und wirtschaftliche Beziehungen der Tschechoslowakischen Republik mit den Ländern des Orients aufzubauen."[22] Neben dem *Klub tschechischer Touristen*, 1919 gegründet, der sich zwar mehrheitlich auf Binnenreisen und Ausflüge zu europäischen Zielen konzentrierte, aber auch regelmäßig Pauschalreisen nach Ägypten und zu anderen nordafrikanischen Reisezielen anbot, sind hier Vereine wie die *Gesellschaft für wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen mit der Schwarzmeerregion und dem Orient* (1928–1953), der *Klub der Freunde des Fernen Ostens* (1933–1939) sowie der *Klub der Freunde Afrikas* (1935–1939) zu nennen, die laut Statuten die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu diesen Regionen aufbauen und stärken sollten. Mit eigenen Bibliotheken, Vortragsreihen oder der Herausgabe von Zeitschriften trugen sie zum Ausbau der Beschäftigung mit der außereuropäischen Welt in der tschechischen Gesellschaft bei. Die Liste der Mitglieder vor allem in der erstgenannten *Gesellschaft für die Schwarzmeerregion und den Orient* weist auf eine gewisse öffentliche Relevanz dieser Institution hin: Neben Mitgliedern aus dem wirtschaftlichen Feld wie Tomáš Baťa, aus dem wissenschaftlichen Bereich wie die Professoren Dr. Karel Domin, Dr. Alois Musil oder Dr. Vincenc Lesný, aus dem politischen Feld wie, in Ehrenmitgliedschaft, der damalige Außenminister Edvard Beneš verweisen auf die Bedeutung, die dieser Gesellschaft und diesem Thema zugesprochen wurde.[23]

Auch die in der Zwischenkriegszeit ansteigende Zahl sowohl von Reisen in außereuropäische Regionen als auch von Reiseberichten über diese Gegenden kann hier als Beleg gesehen werden, dass die Beschäftigung mit der außereuropäischen Welt zugenommen hat. Einige der Reisenden hielten nach ihrer Rückkehr Vorträge, um ihre Reisekassen aufzubessern. Das öffentliche Interesse an den Vorträgen war groß: Die Zeitungen schrieben regelmäßig und enthusiastisch über einzelne Vorträge.[24] Auch die Anzahl von

20 Bis 1909 errichtete die Habsburger Monarchie in dieser Region 59 General-, Vize- und Honorarkonsulate. A. Birken, Die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Europa und dem Vorderen Orient im ausgehenden 19. Jahrhundert, Wiesbaden 1980, S. 9.

21 P. Zídek, Československo a francouzská Afrika 1948–68 [Die Tschechoslowakei und das frankophone Afrika], Praha 2006, S. 18.

22 Statuten des Orientalischen Instituts in Prag. Archiv Hlavního Města Prahy, Orientální ústav: Karton 2, Inv. Nr. 8, Sign. 002/1, Stanovy Orientálního ústavu 1930.

23 So die Liste der Funktionäre vom 14.12.1929. Archiv hlavního Města Prahy. Společnost pro hospodářské a kulturní styky s Černomořím a Orientem. Spolkový katastr SK XXII/1582. 1928–1953. č.j. 25114.

24 S. auch Vl. Rozhoň, Čeští cestovatelé a obraz zámoří v české společnosti [Tschechische Reisende und das Bild von Übersee in der tschechischen Gesellschaft], Praha 2005, S. 97-113.

Zeitschriften, die sich speziell mit dem Reisen oder mit außereuropäischen Regionen beschäftigten oder doch regelmäßig Reiseberichte druckten, wuchs ständig: Neben Bildzeitschriften wie *Zlatá Praha* [Das Goldene Prag] waren es vor allem Zeitschriften wie *Světozor* oder *Širým světem* [Durch die weite Welt]. Die hohe Anzahl der Fotografien, die den Zeitschriftenartikeln beigefügt wurden, erweiterte noch einmal das Spektrum der Medien, die das Bild der außereuropäischen Welt prägten: Repräsentationen des Außereuropäischen wurden dichter und immer mehr in den Alltag eingebunden.

Auch die Entwicklung von Fernreisen selbst ist Teil des Prozesses einer zunehmenden globalen Verflechtung. Reisen nach Afrika und Asien wurden erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts in „touristischer Form" möglich – die dafür benötigte Infrastruktur in Form von Hotels, Telegraphie und, in erster Linie, Eisenbahn und Dampfschiffen wurde zu dieser Zeit massiv ausgebaut.[25] Der Durchbruch relativ komfortablen und vor allem zeitlich und finanziell abwägbaren Reisens in außereuropäische Regionen kann um 1890 herum datiert werden. Während noch bis in die 1870er Jahre die Berichte von Entdecker- und Expeditionsreisen das Bild von Afrika prägten, allen voran die von David Livingstone, Henry Morton Stanley oder auch des „tschechischen Livingstone" Emil Holub,[26] die auf Träger und Lastentiere angewiesen waren, werden Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur die großen Städte mit Luxushotels ausgestattet und die Dampfer für anspruchsvolle Gäste aufgerüstet, sondern auch weite Teile des Erdballs durch die Verlegung von Eisenbahnschienen überhaupt erst für Touristen zugänglich gemacht, wiewohl nur für solche aus wohlhabenden Schichten. Wenn das Ende des 19. Jahrhunderts also als Beginn touristischer Fernreisen gesehen werden kann, zeigt sich ein rasanter zahlenmäßiger Anstieg des Reisens in der Zwischenkriegszeit: Nicht nur die Zahl derjenigen, die verreisten, vermehrte sich, sondern auch, so suggeriert es die stetig wachsende Anzahl von Reiseberichten, die Zahl derjenigen, die als lesendes Publikum an den Reisen aus zweiter Hand teilnehmen konnten.

Wie wurde nun auf Reisen mit Welterfahrungen, mit Selbst- und Fremdwahrnehmungen umgegangen? Im Folgenden werden tschechische Reiseberichte aus dem Zeitraum 1890–1938 unter vier Aspekten betrachtet.

Reisen als nationale Notwendigkeit

Zuerst soll ein Blick auf die Bedeutung geworfen werden, die dem (Fern-) Reisen an sich für das „Tschechische" zugeschrieben wurde. Wie oben schon erwähnt wurde, ist für das Reisen als Praxis die Zeit des Ersten Weltkrieges quasi als Katalysator anzunehmen. Zwar blieben Fernreisen sowohl vor als auch nach dem Ersten Weltkrieg einer begrenzten

25 S. u. a. L. Withey, Grand Tours and Cook's Tours: A history of Leisure Travel 1750–1915, New York 1997, S. 269-293.

26 Den „Ehrentitel" des tschechischen Livingstone erhielt Emil Holub schon von der zeitgenössischen Presse. U. a. Národní listy, 26.10.1879, S. 2.

Anzahl von Personen vorbehalten.[27] Trotzdem zeigt sich in den Reflektionen einiger Reisender die Bedeutung, die sie dem Reisen auch oder gerade aus nationaler Perspektive zuschrieben. Während als Ziel der adeligen „grand tour" des 18. Jahrhunderts noch die Erweiterung des persönlichen Bildungshorizonts galt,[28] wurde das (in erster Linie bürgerliche) Reisen um 1900 und verstärkt in der Zwischenkriegszeit als nationale Angelegenheit beschrieben: Im Vordergrund der Argumentation steht zum einen das Reisen als Horizonterweiterung und dadurch als Gewinn für das nationale Projekt, nicht (nur) für das Individuum. Dazu gehört auch, dass Reisen als Möglichkeit dargestellt wird, die tschechische Nation außerhalb der Heimat zu repräsentieren.
So reflektierte Pavel Durdík, der die Jahre 1877–1883 als Militärarzt in niederländischen Diensten auf Sumatra verbrachte, im Bericht über seinen dortigen Aufenthalt auch über die „Bedeutung [Emil] Holubs in Europa", der als bekanntester tschechischer Afrikaforscher bezeichnet werden kann.[29] Ihm sei, so berichtet Pavel Durdík, aus der Heimat zugetragen worden, dass Emil Holub „den Ruhm des tschechischen Namens in der weiten Ferne verbreitet" habe. Der Militärarzt führt weiter aus:

> *Ja, vielleicht! Nur dass Sie mit diesem allgemeinen, unklaren, journalistischen, nur im goldenen Prag gültigen Anspruch niemanden beeindrucken außerhalb von Böhmen. Jeder fragt sich, womit verbreitet er seinen Ruhm? (...) Der beste Beweis wird sein: die Herausgabe eines grundlegenden Reiseberichts, der alle europäischen Gebildeten interessieren würde.*[30]

Nicht nur das Reisen an sich, sondern erst der Reisebericht, also das Festhalten, das Beschreiben, Ordnen und Bekanntmachen einer Reise, erhält hier eine Bedeutung für die Nation, da sich der Reisende erst so in Expertenkreisen einschreiben bzw. etablieren kann.

27 Als zwar divergente, aber dennoch aussagekräftige Beispiele mögen folgende Berechnungen gelten: Alexander Schmidt berechnete für eine sechswöchige Reise in die USA um 1900 einen Kostenvoranschlag von ca. 2.500-3.000 Mark, was über dem Jahreseinkommen von 98% aller Besteuerten im Deutschen Reich lag. A. Schmidt, Reisen in die Moderne. Der Amerika-Diskurs des deutschen Bürgertums vor dem Ersten Weltkrieg im europäischen Vergleich, Berlin 1997, S. 71. Für die Tschechoslowakei der 1920er Jahre kann als Beispiel eine vierwöchige Reise von Prag über Alexandria sowie Kairo und Umgebung bis nach Jerusalem dienen, die in etwa dem drei- bis fünffachen Monatsgehalt eines Universitätsprofessors bzw. einem Jahresgehalt eines Volksschullehrers entsprach. Angaben zu den Kosten s. die Anzeige: „Výlet na Saharu" [Ausflug in die Sahara], in: Do světa, 1 (1927) 4, S. 26-28. Angaben zu Durchschnittsgehältern in der Tschechoslowakei s. E. Kubů / J. Pátek (Hrsg.), Mýtus a reality hospodářské vyspělosti Československa mezi světovými válkami, Praha 2000, S. 193.

28 J. Buzard, The Beaten track: European Tourism, Literature, and Ways to "Culture", 1800–1918, Oxford 1993; J. Buzard, The Grand Tour and after (1660-1840), in: P. Hulme / T. Youngs (Hrsg.), The Cambridge Companion to Travel Writing, Cambridge 2002, S. 37-52. A. Brilli, Als Reisen eine Kunst war. Vom Beginn des modernen Tourismus: Die "Grand Tour", Berlin 1997, v.a. S. 21-30.

29 Emil Holub (1847–1902).

30 P. Durdík, Pět let na Sumatře. Vypravování vojenského lékaře [Fünf Jahre auf Sumatra. Erzählungen eines Militärarztes. Erstausgabe von 1893], Hradec Králové 1978, S. 182. Alle Übersetzungen aus dem Tschechischen von der Verfasserin.

Auch der einzelne Reisende vor Ort wurde als Repräsentant seiner Nation gesehen, die er möglichst positiv zu vertreten hatte. So belehrte der Bildhauer František Vladimír Foit seine Leser und potentiellen Reisenden im Jahr 1932:

> *Überall treten wir seriös und repräsentativ auf, damit uns niemand vorwerfen kann, dass wir uns nicht benommen hätten, wie es sich gehört, und dass wir unsere Heimat nicht gut repräsentiert hätten.*[31]

Ähnlich äußerten sich auch andere Autoren: Gutes Benehmen im Ausland galt als Bedingung für den guten Ruf der tschechischen Nation und damit als zentrale Angelegenheit eines jeden Reisenden.[32]
Aber auch der Erwerb von Kenntnissen „über die Welt" wurde als bedeutend für die tschechische Nation erachtet. Das Wissen, das auf Reisen zu gewinnen sei, sollte zuhause zum Nutzen der tschechischen Nation angewandt werden. So jedenfalls schlussfolgerte der Ostrauer Lehrer Vladimír Hýl nach seiner Rückkehr von einer Reise durch den Vorderen Orient sowie Nordafrika im Jahr 1929:[33]

> *Unsere Bahn hat ein Plakat mit einem unpassenden Text: ‚Fahrt nicht ins Ausland!' Genau andersrum, fahrt dorthin, beobachtet und lernt und bringt nach Hause, was Ihr Gutes gesehen habt, dass wir die Weisheit aller nutzen können zu unserem Erfolg, aber dass wir es schaffen, ihre Fehler zu vermeiden!*[34]

Der wirtschaftliche Erfolg wird hier nicht auf das Individuum gemünzt, sondern als nationales Ziel verstanden: Es sei, so Hýl, im Interesse der Nation, unter den Ersten auf dem Felde der Weltwirtschaft zu sein. Die dafür benötigten Kenntnisse erhalte man jedoch erst auf Reisen.[35] Auch der Schuhfabrikant und „global player" Jan Antonín Baťa[36] begründete seine im Jahr 1937 unternommene Weltreise, die neue Standorte ausloten und Geschäftskontakte knüpfen sollte, zum Wohle der Nation. Auf seine rhetorische Frage, warum er eine Weltreise unternehme, antwortete Baťa selbst: „Weil wir [nämlich

31 F. V. Foit, Autem napříč Afrikou: deník jedinečné cesty z Prahy do Kapského města, Díl 1 [Mit dem Auto quer durch Afrika: Tagebuch der einzigartigen Reise von Prag nach Kapstadt, Teil 1], Praha 1932, S. 145.

32 So stellte Jiří Baum „Zehn Gebote der Auswanderung" auf, von denen das neunte lautete: „Im Ausland wird die ganze Nation nach Deinem Verhalten beurteilt. Verhalte Dich so, dass Du dem guten Ruf Deiner Heimat nicht schadest." J. Baum, Na daleké cestě. Příručka pro vystěhovalce a pro zájezdy do ciziny [Auf Fernreise. Handbuch für Auswanderer und für Fahrten ins Ausland], Praha 1939, nicht paginiert.

33 1898–1969. Über Vladimír Hýl s. die unveröffentlichte Diplomarbeit von Lucie Lukešová, Vladimír Hýl (1898–1969): jeho život a dílo. [Vladimír Hýl (1898–1969): sein Leben und Werk]. Eingereicht an der Schlesischen Universität Opava, 2007.

34 Vl. Hýl, Ze tří dílů světa: Cestopisné dojmy a povídky [Aus drei Erdteilen: Reiseeindrücke und Geschichten], Slezská Ostrava 1932, S. 155.

35 Vl. Hýl, Ze tří dílů světa: Cestopisné dojmy a povídky, Slezská Ostrava 1932, S. 155.

36 J. A. Baťa (1898–1965) leitete seit den 1920'er Jahren die Einkaufsabteilung der Bat'a-Werke und war für die Gründungen von neuen Standorten im Ausland verantwortlich. Nach dem Tod seines Stiefbruders und Gründer des Unternehmens, Tomáš Baťa, im Jahr 1932 übernahm Jan A. Baťa als Präsident des Verwaltungsrates der Baťa-AG die Leitung des gesamten Unternehmens. Studien- und Geschäftsreisen führten ihn in viele Staaten Europas, in die USA, nach Südamerika, Afrika sowie in den Fernen Osten. In der Zwischenkriegszeit wurden weltweit Produktionsstätten und Filialen gegründet. Die Firma stieg 1930 zum Weltmarktführer für Schuhe auf.

die tschechische Nation; S. L.] einen Welthandel brauchen und weil der Welthandel nicht möglich ist ohne das persönliche Kennenlernen der Welt."[37] Dass er die Größe der Nation abhängig vom Reisen und dem Erfolg des Welthandels darstellte, zeigt sich in folgendem Zitat:

> *So wie wir in einem Bergkessel eingeschlossen sind – und nicht einmal ein Zwanzigstel von uns würde hier überleben, wenn es keine Verbindungswege in die Welt und keinen Welthandel gäbe – so wird sich auch unsere Republik solange nicht erheben, bis nicht tausende Männer aufbrechen, um für sie Wirtschaftsbeziehungen in der ganzen Welt aufzubauen.*[38]

An diesen Beispielen wird nicht nur deutlich, dass die Verortung nationaler Interessen auch außerhalb der böhmischen Länder und Mitteleuropas eine zentrale Rolle spielte, sondern auch, dass diese Verortung in den Regionen stattfand, die der Historiker Erez Manela in seinen Studien über den „Wilsonian Moment" als „globale Peripherie" bezeichnet:[39] So führt Jan A. Baťa die Überlegungen zur strategischen Platzierung seines Schuh-Imperiums nicht etwa im Anschluss an eine Reise nach Frankreich oder in die USA aus, sondern nach einer Reise nach Indien, China und Afrika. Hier lag für ihn die (wirtschaftliche) Zukunft der Nation: „100 Millionen barfüßige Menschen",[40] wie auf einem Banner an einer Baťa-Filiale in Zlin zu lesen war, symbolisierten einen riesigen noch unerschlossenen Absatzmarkt, den es, zum Wohle der Nation, zu erobern galt.
Wenn das Reisen zumindest von den Reisenden selbst als nationale Aufgabe interpretiert und darüber legitimiert wurde, wurde es demnach nicht als Selbstzweck verstanden oder als privates Vergnügen; Der Reisende gab sich noch in den 1930er Jahren als „Erbe" der großen Entdecker des 19. Jahrhunderts, der zum „Wohle der Nation" in die Welt fuhr. Jeder Reisende, so das Diktum, konnte als Repräsentant seiner Nation die Heimat in der Welt bekannt machen.
Während solche Überlegungen schon in den Berichten des 19. Jahrhunderts zu finden sind,[41] nehmen sie in den Reiseberichten der 1920er und 1930er Jahre einen größeren Platz ein: Offensichtlich gegen Stimmen gerichtet, die den Auslandsreisen eine antina-

37 J. A. Baťa, Za obchodem kolem světa. Baťova letecká obchodní výprava kolem světa, 6.I. – 1.V.1937 [Baťas Handelsexpedition per Flugzeug um die Welt, 6.1.-1.5.1937], Zlín 1937, S. 7. Die Notwendigkeit, „Land und Leute" kennen zu lernen, um erfolgreich handeln zu können, wird mehrmals betont. So auch Jan Kořínek, der schreibt: „Wenn ein Kaufmann mit Erfolg einen Markt erobern will, muss er sich zuerst mit den Menschen vertraut machen, für die die Produkte bestimmt sind, und sie verstehen." J. Kořínek, Francouzské Maroko z hlediska hospodařského a náš obchod [Französisch Marokko aus wirtschaftlicher Perspektive und unser Handel], Prag 1932, S. 5.

38 J. A.Baťa, Za obchodem kolem světa (Anm. 37), S. 23.

39 E. Manela, Imagining Woodrow Wilson in Asia: Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919, The American Historical Review 111 (2008) 5, S. 1327-1351; E. Manela, The Wilsonian Moment. Self-determination and the international origins of anticolonial nationalism, Oxford / New York 2007.

40 Zu sehen auf einem Foto als Aufschrift auf einer Bat'a-Filiale in Zlín bei Feierlichkeiten zum 1. Mai. J. A.Baťa, Za obchodem kolem světa (Anm. 37), ohne Seitenzahl.

41 S. auch Überlegungen von Emil Holub zu Präsenz und Ausbau wirtschaftlicher Kontakte seiner Heimat (hier Österreich-Ungarn) mit Südafrika. E. Holub, Dr. E. Holub's österreichisch-ungarische Afrika-Expedition. General-Ausweis der bis zum August 1881 eingelangten Beiträge, Wien 1881, S. 7.

tionale Motivation unterstellten, worauf auch der oben von Vladimír Hýl zitierte Werbespruch der tschechoslowakischen Bahn hinweist, man solle nicht ins Ausland fahren, wurde Reisen im Gegenzug von den Reisenden selbst als unerlässlich für die Nation beschrieben. Dass das Reisen aber in nationalen Kategorien zu interpretieren sei, waren sich sowohl Kritiker als auch Befürworter einig.

Kleine Nation – großer Staat?

Bemühungen um eine globale Verortung der tschechischen Nation werden anhand der Reflektionen über ihre Bekanntheit und „Größe" in der Welt sichtbar, die als immer wiederkehrende Topoi in den Reiseberichten verwendet wurden. Hier kann zumindest auf den ersten Blick ein Wandel in der Selbstwahrnehmung um 1918 ausgemacht werden. Vor dem Ersten Weltkrieg war das tschechische Selbstverständnis als „kleine Nation"[42] vorherrschend, so dass die Reisenden keine Kenntnisse über ihre Nation im Ausland erwarteten. So berichtet der Geograph Emanuel Fait von einer Begegnung mit einem ägyptischen Kapitän, der die tschechische Nation verorten konnte. Sein Erstaunen darüber drückte der Geograph aus mit der Aussage, die tschechische Nation sei wohl „doch nicht so klein, wie unsere Feinde behaupten!"[43] Dieses Selbstverständnis änderte sich mit dem Ersten Weltkrieg. Im Jahr 1923 reflektierte der Lehrer und Heimatkundler Karel Cvrk nach seiner Fernostreise, auf der er in Kontakt mit Mitgliedern der in Sibirien kämpfenden Tschechoslowakischen Legion sowie Delegierten aus der Heimat gekommen war:

> *Es ist bezeichnend, dass gerade der Weltkrieg unsere Nation weltbekannt gemacht hat. Mitglieder der tschechischen Nation verweilten in der Zeit im Ausland, verstreut fast in der ganzen Welt, vor allem aber im russischen Asien. Während uns früher kaum einer kannte, erwarb nun das Wort Tschechoslowake auf dem gesamten Kontinent einen guten Namen und – Bewunderung.*[44]

Dieses Zitat suggeriert nicht nur einen Wandel in der „globalen" Wahrnehmung der tschechischen Nation (bzw. hier der Tschechoslowaken), sondern verweist auch auf ei-

42 Über die Bedeutung der Selbstwahrnehmung als „kleine Nation" in der tschechischen Identität, hier allerdings für die postkommunistische Transformationszeit, s. u. a. L. Holy: The little Czech and the great Czech nation: National identity and the post-communist transformation of society, Cambridge 1999.

43 E. Fait, Na vlnách nilských [Auf den Wellen des Nils], Lumir 1892, S. 9-11, hier S. 10. Ähnlich auch der Militärarzt Pavel Durdík, der sich „ganz begeistert" gab, einen Brief von zwei Holländern erhalten zu haben, der auf Tschechisch und Russisch geschrieben war: Nicht der Inhalt dieses Briefes, sondern die verwendeten Sprachen machen den Brief bedeutsam genug, ihn nicht nur im Reisebericht zu erwähnen, sondern auch auswendig zu lernen. „Als Rekonvaleszent erhielt ich ein Schreiben aus Haag vom Reichsarchivar van den Bergh, auf Tschechisch geschrieben, auf einem zweiten Blatt schrieb mir Herr Serruier auf Russisch – ein interessanter Brief von zwei Holländern, von denen mir einer auf Russisch, einer auf Tschechisch schrieb. Ich lernte ihn auswendig." P. Durdík, Pět let na Sumatře, S. 84.

44 K. Cvrk, Cestování po světě. Vzpomínky z potulek po blízkých i dalekých krajích: Po souši i po moři [Weltreise. Erinnerungen an die Streifzüge durch nahe und ferne Gegenden: Durch die Wüste und über das Meer], Praha 1923, S. 116.

nen anderen Aspekt: nicht die Staatsgründung, sondern der Einsatz der Tschechoslowakischen Legion wird hier als Wendepunkt in der Geschichte der tschechischen von einer „unbekannten" zu einer „bekannten" Nation wahrgenommen. Das Verständnis, dass die tschechoslowakischen Legionäre „auf der ganzen Welt" verteilt waren, galt für Karel Cvrk als Nachweis eines guten Ansehens weltweit.[45]

Auch andere Reiseberichte der Zwischenkriegszeit betonen entweder die globale Bekanntheit der tschechischen Nation oder doch zumindest die optimistische Vorstellung, dass sich die tschechische Nation in wenigen Jahren durchsetzen könne. Vladimír Hýl konstatiert nach seiner Ägyptenreise im Jahr 1932, die Ägypter seien „gut über uns informiert". Sogar die aktuelle Nummer der „hiesigen Zeitschrift" *Le Journal de Caire* habe ein Porträt des tschechoslowakischen Präsidenten T. G. Masaryk auf dem Titelblatt.[46] Der Maler Jaroslav Hněvkovský bescheinigte einem indischen Gesprächspartner gute Kenntnisse „über [den Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik, S. L.] Masaryk und über unsere Nation".[47]

Nach dem kurzen Intermezzo in den Anfangsjahren der Tschechoslowakischen Republik, in denen die Wahrnehmung vorherrschte, die Tschechoslowakei sei nun nicht nur auf die europäische Landkarte, sondern auch in das Bewusstsein der Zeitgenossen gelangt, wurde ab Mitte der 1920er Jahre wieder auf die Vorstellung der tschechischen als unbekannte Nation zurückgegriffen. Betont wurden in den Reiseberichten die Begegnungen, in denen die tschechische Nation „unbekannt" gewesen sei oder „verwechselt wurde": Die Reiseberichte vermitteln eine weitreichende Ignoranz in Bezug auf die neu gestalteten ostmitteleuropäischen Grenzziehungen, wenn beschrieben wurde, ein ägyptischer Touristenführer interessiere sich mehr für sein Trinkgeld als dafür, dass an der Wand eines Schlosses in Kairo unter den Porträts europäischer Herrscher noch der Habsburger Kaiser Franz Joseph hing,[48] oder dass die Tschechoslowaken, verballhornt als „Schlekoslawen", Albanien zugeschlagen wurden.[49]

Dass die Vorstellung der Tschechoslowakei als bedeutender mitteleuropäischer Macht durchaus zur nationalen Selbstwahrnehmung der Zeit gehörte, machen unter anderem die Reiseberichte deutlich, in denen eine ironische Distanzierung von diesen Vorstellungen zu finden ist: Viktor Mussik, Student und Anhänger der Tramp-Bewegung, wehrt sich in seinem Reisebericht aus dem Jahr 1925 gegen den wohl gängigen Ausspruch: „Euch steht die Welt offen. Ihr seid Tschechen – uns kennt jeder!"[50] Ironisch bemerkt er, dass er schon an der italienischen Grenze große Schwierigkeiten gehabt habe zu erklären, dass „heute zwischen einem Tschechoslowaken und einem Österreicher ein Unterschied"

45 Die Tschechoslowakischen Legionen wurden vor allem auf Kriegsschauplätzen in Frankreich, Sibirien und Italien eingesetzt.

46 Vl. Hýl, Ze tří dílů světa: Cestopisné dojmy a povídky, Slezská Ostrava 1932, S. 78.

47 J. Hněvkovský, Malířovy listy z Indie, díl 1 [Die Schriften eines Malers aus Indien, Teil 1], Praha 1925, S. 32.

48 K. Domin, Za jižním sluncem. Zápisky přírodopisce z cesty po středomoří [Zur südlichen Sonne. Notizen eines Naturkundlers über eine Reise zum Mittelmeer], Praha 1925, S. 432.

49 Im Original: „Šlekoslávik". J. Baum, Africkou divočinou, Praha 1933, S. 183.

50 V. Mussik, Trampem od Nilu až k Jordanu [Als Tramp vom Nil bis nach Jordanien], Praha 1924, S. 12.

bestehe. Im Endeffekt musste er doch die Taxe für ein österreichisches Visum zahlen: die neu gegründete Tschechoslowakei war auf der Visumsliste nicht einmal aufgeführt.[51] Die Beschreibungen solcher Begegnungen drücken Resignation oder Desillusionierung aus – ein so geringes Echo auf ihren neuen Staat hatten die Reisenden offensichtlich nicht erwartet.

Langfristig kann hier eine Kontinuität der Selbstwahrnehmung als „kleine Nation" festgestellt werden, die nur in den ersten Nachkriegsjahren zeitweise in Frage gestellt wurde. Während allerdings vor dem Ersten Weltkrieg von den Reisenden gar nicht erwartet wurde, dass die tschechische Nation an ihren jeweiligen Reisezielen bekannt sei, zeigen die Reaktionen auf die Unkenntnis der Gesprächspartner in Bezug auf die Tschechoslowakei in der Zwischenkriegszeit eher Frust und Unverständnis bis hin zu Resignation.

Export als nationale Aufgabe

Ähnliche Einschätzungen finden sich auch bei der Thematisierung der globalen Präsenz tschechischer Wirtschaftsprodukte. Schon Ende des 19. Jahrhunderts wurde in der tschechischen Gesellschaft von „Welthandel" gesprochen, in den es sich einzuordnen gelte.[52]

Während in den Reiseberichten das Bedürfnis der nationalen Darstellung und Repräsentation, vor allem über tschechische Produkte als Werbeträger,[53] sowohl vor als auch nach 1918 thematisiert wurde, wuchs die Bedeutung der wirtschaftlichen Repräsentation mit der Staatsgründung. Während noch um 1900 die Präsenz tschechischer Produkte an den jeweiligen Reisezielen eher mit „Verwunderung" oder „Überraschung" quittiert wurde,[54] verschärft sich die Argumentation in der Zwischenkriegszeit: Zum einen werden die Forderungen nach staatlicher Unterstützung der benötigten Infrastruktur oder nach stärkerer Präsenz der Firmen im Ausland konkreter. Auf das Fehlen von tschechoslowakischen Handelshäusern in China und die damit verbundenen Auswirkungen auf die Konkurrenzfähigkeit der Wirtschaft wird ebenso hingewiesen wie auf das mangelnde Engagement einzelner Firmen, die versäumen, die Herkunft ihrer Produkte kenntlich zu machen.[55] Zum anderen wird die Bedeutung betont, im Ausland die Nation durch Produkte „made in Czechoslovakia" zu repräsentieren.[56] Dafür sollen zwei gegenläufige Beispiele herangezogen werden:

51 V. Mussik, Trampem od Nilu až k Jordanu, Praha 1924, S. 12.

52 E. St. Vráz, Čína. Cestopisné črty [China. Reiseskizzen], Praha 1904, S. 1-2.

53 Als Beispiel schlechthin s. die Beschreibung einer Werbetafel für Baťa-Schuhe auf dem Weg von Kairo zu den Pyramiden als Werbung für die nationale Sache. Vl. Hýl, Ze tří dílů, Sleszká Ostrava 1932, S. 81.

54 U. a. E. St. Vráz, V Siamu, zemi bílého slona. Cestopisné črty [In Siam, dem Land des weißen Elefanten. Reiseskizzen], Prag 1901, S. 47.

55 S. B. Pospíšil, Čínou za revolučního varu. Dojmy z cest [Durch China während der Revolution. Reiseeindrücke], Praha 1935, S. 133.

56 Kritik an fehlender Unterstützung seitens des Staates findet sich u. a. bei B. Pospíšil, Čínou za revolučního varu, Praha 1935, S. 167. Ähnlich Fr. Foit, Autem napříč Afrikou (Anm. 31), S. XVII.

Der schon erwähnte Großunternehmer und Schuhproduzent Jan A. Baťa nutzte auf seiner Reise um die Welt ein US-amerikanisches Flugzeug. Nach Angriffen seitens der Presse fühlte sich Baťa nachträglich und ausführlich dazu verpflichtet zu begründen, warum er nicht der nationalen Produktion den Vorrang gegeben habe – und er damit zum einen weltweit sichtbare Werbemöglichkeiten, zum anderen das nationale Interesse vernachlässige. Die tschechoslowakischen Maschinen seien, so Baťa, nicht für die nötigen Entfernungen und Geschwindigkeiten ausgestattet – und vor allem nicht für die Tropen getestet. Dementsprechend komme nur ein ausländisches Modell in Frage. Hiermit suggeriert der Autor zum einen, dass er sich sehr wohl der nationalen Verantwortung bewusst war und er, wenn irgend möglich, ein tschechisches Produkt genutzt hätte. Zweitens legt Baťa nahe, dass auch er, der Vertreter eines der erfolgreichsten Unternehmen in der Tschechoslowakei, sich unter die nationale Fahne zu stellen bereit sei und seine Anstrengungen, seinen wirtschaftlichen Erfolg und seinen persönlichen Reichtum als Dienst an der tschechischen Nation interpretiert. Drittens wird hier aber auch indirekt wieder auf die Kleinheit der tschechischen Nation angespielt, die eben keine tropischen Gebiete besitze und dementsprechend bisher weder den Bedarf noch die Möglichkeit gesehen habe, tropentaugliche Flugzeuge zu bauen, wie es offensichtlich andere Nationen zu tun bereit waren.[57]

Im Gegensatz dazu steht die Beschreibung einer Reise von Kairo nach Kapstadt quer durch den afrikanischen Kontinent im Jahr 1932, die der Bildhauer František Foit und der Zoologe Jiří Baum mit einem tschechischen Auto der Marke „Tatra" unternahmen. Den Autoren zufolge fuhr das Auto technisch einwandfrei und mit weniger benötigten Reparaturen als so bekannte Marken wie Renault oder Citroën. Gerade weil, so die Argumentation, es sich nicht um eine Spezialanfertigung handelte und das Tatra-Auto nicht für die Wüste und den afrikanischen Busch getestet gewesen sei und es trotzdem so erfolgreich die Fahrt überstanden habe, zeige sich hier die Überlegenheit der tschechischen Produkte, die problemlos auf dem Weltmarkt konkurrieren könnten.[58]

Die Frage, ob tschechische Produkte international tauglich seien, wird hier also unterschiedlich beantwortet, aber in beiden Fällen als relevant erachtet. Ganz einheitlich argumentieren die Autoren in den Beispielen dahingehend, dass eine globale Präsenz von Produkten aus den böhmischen Ländern nicht etwa auf eine wirtschaftliche Kompetenz der Unternehmen hinweist, sondern auf die nationale Potenz.

57 Über die fehlende nationale Markierung tschechoslowakischer Produkte mokiert sich auch B. Pospíšil: Čínou za revolučního varu, Praha 1935, S. 61.

58 Bisher hätten nur speziell ausgestattete Wagen der bekannten Marken die Kontinentaldurchquerung geschafft, wie Citroën oder Renault, so dass die Reise mit einem Tatra in Standardanfertigung quasi einer Erstdurchquerung gleichkomme. „In der Werkstatt sagten sie uns, dass bisher alle außer uns, die diese Route gefahren seien, hier ihre Autos reparieren mussten, was uns ein gutes Zeugnis ausstellt. Alle bewundern unser Auto und ich bin mir sicher, dass Tatra große Verkäufe tätigen könnte, wo immer wir lang fahren." F. Foit, Autem napříč Afrikou (Anm. 31), S. 130.

Tschechische Landsleute in Übersee

Anhand eines vierten Aspekts kann eine weitere Strategie der Positionierung der Tschechen in der Welt aufgezeigt werden. Im Gegensatz zu den wirtschaftlichen Argumenten, die neben den „Spuren" tschechischer Waren eben auch ihr Fehlen notierten, geht es hier darum, anhand der Erwähnung tschechischer Landsleute in den Reiseberichten die globale Präsenz der tschechischen Gesellschaft darzustellen.

„Kein Landstrich auf dieser Erde ist so abgelegen, dass man dort nicht auf einen Landsmann treffen könnte (…)", notierte der Zoologe Jiří Baum bei einem Zwischenstopp in der sudanesischen Stadt Atbara während seiner achtmonatigen Reise von Kairo nach Kapstadt im Jahr 1932, als er dort einen Tschechen traf, der als Führungskraft in den Werkstätten der Eisenbahn angestellt war.[59] Und tatsächlich erscheint dem Leser diese Aussage plausibel: Das Treffen mit tschechischen Landsleuten zieht sich wie ein roter Faden durch das Buch. Neben dem Besuch tschechischer „Kolonien" in Kairo, Nairobi und Johannesburg wurde auch in kleineren Städten und Ortschaften von Treffen mit tschechischen Bekannten berichtet: In Assuan sorgten „Herr Zeman und seine Frau" aus dem mittelböhmischen Liběchov dafür, dass sich die Reisenden wohl fühlten.[60] Am Kilimandscharo nahmen Herr Lány und sein Sohn Ludvik, aus Mähren stammend und Besitzer einer Kaffeeplantage, den Reisenden in den Kreis der Familie auf.[61] Auch in Beitbridge in Südrhodesien gab sich ein Hotelbesitzer als Tscheche zu erkennen.[62]

Wiewohl der Reisebericht von Jiří Baum besonders ausführlich darauf eingeht, ist der Topos des tschechischen Landsmannes in der Ferne in erstaunlich vielen Reiseberichten zu finden. František Čech-Vyšata, im Hauptberuf Reisender,[63] der den Großteil der Zeit von 1910 bis 1937 in Südamerika verbrachte, beschreibt in seinem Reisebericht von 1936 „Středem jižní Ameriky. Dojmy z cest" [Quer durch Südamerika. Reiseeindrücke], Brasilien quasi als „tschechische Scholle". Brasilien gehörte neben den USA, Österreich und Argentinien schon seit dem 19. Jahrhundert zu den zentralen Zielen der tschechischen Emigration und behielt diese Rolle in den 1930er Jahren auch weiterhin bei.[64] Da František Čech-Vyšata gezielt zu verschiedenen tschechischen Farmen und so genannten tschechischen „Kolonien", also Siedlungen tschechischer Emigranten, reiste,

59 Baum, Africkou divočinou (Anm. 49), S. 46-47.

60 Ebenda, S. 33. S. auch Fr. Foit, Foit, Autem napříč Afrikou (Anm. 31), S. 101. Weiter bei Baum: Einmal begegnen sie einem „Südslawen", bei dem sie sich aber aufgrund dessen, dass sie hier „slawisch" sprechen können und dass er einen Ausschank besitzt, „wie unter Landsleuten" fühlen (ebenda, S. 165), mehrmals empfangen sie tschechisches Radio (ebenda, S. 38, 130, 132).

61 Ebenda, S. 139-156.

62 Auch wenn dieser in Afrika geboren sei und kein Wort Tschechisch könne, habe es Baum gefreut, „dass er seine Herkunft nicht vergessen" habe. Baum, Africkou divočinou (Anm. 49), S. 176.

63 1881–1942. Er unternahm insgesamt drei längere Reisen nach Südamerika (1910–1913, 1914–1925, 1927–1937), auf denen er sich mit Gelegenheitsarbeiten durchschlug. Dabei verbrachte er viel Zeit bei Landsleuten in Argentinien.

64 J. Polišenský, Úvod do studia dějin vystěhovalectví do Ameriky I. Obecné problémy dějin českého vystěhovalectví do Ameriky 1848–1914 [Einführung in das Studium der Geschichte der Auswanderung nach Amerika I. Allgemeine Probleme der Geschichte der tschechischen Auswanderung nach Amerika 1848–1914], Praha 1992.

ist eine häufige Erwähnung tschechischer Landsleute nicht allzu überraschend. Dennoch wird hier die Inszenierung dieses Aspekts besonders deutlich. Der Autor beschreibt schon für die Schiffspassage mit Vorliebe die tschechischen Mitreisenden.[65] Gerade an Land angekommen, holt ihn ein tschechischer Musiker ab. Die nächste Station ist ein Laden, in dem sich zwei weitere Kunden auf Tschechisch oder zumindest „slawisch" unterhalten. Dagegen werden Nicht-Tschechen, neben ein paar Polen, so gut wie gar nicht erwähnt. Tschechisch wird somit als Lingua Franca in Brasilien inszeniert. Gerade hier wird deutlich, dass auch das Auslassen (nämlich der Beschreibung anderer als tschechischer Begegnungen) ein deutliches Bild schafft. Argentinien wird gewissermaßen entexotisiert und als tschechische Heimat stilisiert.

Es könnten viele ähnliche Beispiele herangezogen werden: Der Indologe Otokar Pertold,[66] der für seine wissenschaftlichen Studien durch Indien reiste, kurierte sich in einem indischen Sanatorium in den Bergen aus, als er dort einen Landsmann traf.[67] Die Ägyptologin Ludmila Matiegková verbrachte ihren letzten Abend in Kairo mit Mitgliedern der tschechischen Community.[68] So genannte „tschechische Kolonien" oder tschechische Siedlungen in Übersee werden immer wieder in unterschiedlichen außereuropäischen Großstädten beschrieben: in Kairo,[69] Tokio,[70] Nairobi,[71] Johannesburg,[72] Shanghai[73] oder Rio de Janeiro.[74]

Dieser Topos entstand nicht erst in der Zwischenkriegszeit. Auch in zeitlich früheren Reiseberichten aus der Zeit vor 1918 finden sich Bezüge zu tschechischen Landsleuten. Der weit gereiste Naturwissenschaftler und Lehrer Josef Kořenský traf auf seiner Reise durch Neuseeland in den Jahren 1900/01 zwar nur einen einzigen „tschechischen Landsmann", nämlich den Maler Bohuslav Landauer, der in Wellington mit seiner Familie lebte. Ihm und dem gemeinsamen Treffen widmete er allerdings die ersten sieben Seiten seines Reiseberichts und verhalf ihm dadurch zu besonders starker Präsenz in seinem Buch.[75]

Für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ist eine weitere Tendenz auszumachen: Vor 1918 findet sich neben der Zuordnung als „Tscheche" und der Verwendung des Begriffs „Landsmann" eine weitere Selbstidentifizierung als „Österreicher". Während der Begriff

65 Fr. Čech-Vyšata, Středem jižní Ameriky. Dojmy z cest [Quer durch Südamerika. Reiseeindrücke], Praha 1936, S. 8.

66 1884–1965. Tschechischer Indologe, Ethnograf und Religionsforscher. Mehrere Forschungsreisen nach Indien. 1920–1923 tschechoslowakischer Konsul in Bombay.

67 Ot. Pertold, Ze zapomenutých koutů Indie [Aus vergessenen Ecken Indiens], Praha 1927, S. 50.

68 L. Matiegková, V objetí sfingy [In der Umarmung der Sphinx], Praha 1927, S. 112-113.

69 U. a. Ot. Svoboda, Rakousko-uherská kolonie v Kahýře [Österreichisch-ungarische Kolonie in Kairo], Světozor (1908), S. 228.

70 Fr. T. Šimon, Listy z cesty kolem světa [Briefe von einer Reise um die Welt], Praha 1928, S. 127.

71 Baum, Africkou divočinou (Anm. 49), Praha 1933, S. 124.

72 Ebenda, S. 180.

73 Nach Aussage von Pospíšil lebten zur Zeit seines Besuches im Jahr 1929 150-180 Tschechoslowaken in Shanghai. B. Pospíšil, Čínou za revolučního varu, Praha 1935, S. 168.

74 In Rio de Janeiro lebten 1938 etwa 300 Tschechoslowaken. K. Strejček (Hrsg.), Průvodce po československé zahraničí [Führer durch das tschechoslowakische Ausland], Praha 1938, S. 104.

75 J. Kořenský, Na severu Nového Zélandu [Im Norden Neuseelands], Praha 1908, S. 3-9.

so eher selten fällt, häufiger die Verwendung „Tscheche aus Österreich" zu finden ist,[76] kann anhand der Beschreibungen der österreichisch-ungarischen Kolonie in Kairo die Selbstverortung und deren Wandel deutlich gemacht werden: Bis 1918 werden nicht nur Österreicher als Landsleute bezeichnet, sondern auch der tschechische Anteil der österreichisch-ungarischen Kolonie gar nicht erwähnt. Das „Wir" oder „Unser" bezieht sich auf die gesamte österreichisch-ungarische Kolonie – hier spiegelt sich die Identität mit der gesamten Monarchie wider.[77] Ein ähnliches Muster findet sich bei dem Ingenieur Hanuš Mayer, der die Überfahrt vom (habsburgischen) Triest nach Alexandria in rein österreichisch-ungarischer Gesellschaft verbringt.[78]

Der Untergang der Habsburger Monarchie bewirkte auch den Untergang einer gemeinschaftlichen österreichisch-ungarischen Kolonie in Kairo. Mehr als das: Nicht nur aus den Beschreibungen Kairos verschwanden die Österreicher und andere „Habsburger". In den Reiseberichten der Zwischenkriegszeit werden kaum noch Treffen mit ehemaligen Monarchie-Angehörigen beschrieben.[79] Stattdessen rücken Begegnungen mit „Westeuropäern", vor allem mit Briten und Franzosen, teilweise auch mit deutschen Touristen in den Vordergrund; Sei es, dass diese als negative Beispiele an von Touristen bevölkerten Sehenswürdigkeiten auftauchen oder als distinguierte Mitreisende oder Kolonialherren Bedeutung erlangen.[80]

Schlussbetrachtungen

Was sagen Reiseberichte über den Umgang mit Globalisierungsprozessen aus? Welche Aussagen können anhand von Repräsentationen des Fremden, des Exotischen bzw. des Eigenen in einem fremden Umfeld über die nationale Selbstwahrnehmung und Selbstpositionierung der reisenden Akteure getroffen werden? Wenn hier der Blick auf tschechische Berichte über Reisen in außereuropäische Regionen aus den Jahren 1890 bis 1938 gerichtet wurde, sollten damit zwei Ziele verfolgt werden:

Zum einen wurde auf die wachsende Verflechtung der böhmischen Länder mit der außereuropäischen Welt im Zuge von Globalisierungsprozessen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts aufmerksam gemacht. Was in der Forschung bisher vor allem im Rahmen der Betrachtung kolonialer Beziehungen unter die Lupe genommen wurde, ist auch für die Entwicklung und das Selbstverständnis von Regionen relevant, die außerhalb di-

76 S. auch Fr. Čech-Vyšata, Středem jižní Ameriky. Dojmy z cest [Durch Südamerika. Reiseeindrücke], Praha 1936, S. 41.

77 Ot. Svoboda, Rakousko-uherská kolonie v Kahýře, Světozor (1908), S. 228-230.

78 H. Mayer, Egypt [Ägypten], Praha 1908, S. 14-15.

79 Als Ausnahme kann, noch in Böhmen am Anfang der Reise, die Begegnung mit einigen Slowaken und Ungarn im Zug gelten, die Josef Raušar im Jahr 1930 in seinem Bericht über seine Reise nach Nordafrika erwähnt. J. Zd. Raušar, K palmovému háji. Z cesty do severní Afriky [Zu den Palmenhainen. Über eine Reise nach Nordafrika], Pardubice 1930, S. 8.

80 Um nur zwei von vielen Beispielen zu nennen: Ludmila Matiegková beschwert sich über deutsche Touristen in ihren „praktischen" Lodenmänteln sowie über „dünne Engländerinnen mit Brille auf der Nase und Baedeker in der Hand". L. Matiegková, V objetí sfingy, Praha 1927, S. 58-59. František Foit setzt die Beschreibung einer Reisegruppe von deutschen Motorradfahrern durch die afrikanische Steppe ein, um seine eigenen Fähigkeiten positiv herauszustellen. Fr. Foit, Foit, Autem napříč Afrikou (Anm. 31), S. 130-132.

rekter kolonialer Verflechtungen stehen. Die wachsende wirtschaftliche Orientierung hin zu außereuropäischen Regionen, der Aufbau eines diplomatischen Dienstes weltweit oder die steigende Zahl von Fernreisen zeugt von einer wachsenden Auseinandersetzung der tschechischen Gesellschaft mit Regionen außerhalb Europas. Auch das changierende Selbstverständnis als „kleine", als mitteleuropäische oder europäische Nation war davon betroffen.

Zum anderen wurde der Blick auf Reflektionen einer bestimmten Akteursgruppe, nämlich tschechischer (bürgerlicher) Reisender, über Strategien nationaler Positionierung in einer immer stärker vernetzten Welt gerichtet. Die Frage nach dem Platz der tschechischen Nation bzw., seit 1918, auch nach dem tschechoslowakischen Staat in einer stärker vernetzten Welt und die Frage nach der Notwendigkeit, sich auf fremden Märkten und im kulturellen Gedächtnis anderer Gesellschaften zu etablieren, spielte für die reisenden Zeitgenossen eine nicht unerhebliche Rolle: Über den Fortschritt der tschechischen Nation wurde, so die Tendenz der Reiseberichtsautoren, nicht nur in der Heimat oder in Mitteleuropa entschieden, sondern auch in China oder Indien.

Anhand der vier hier betrachteten Aspekte lassen sich unterschiedliche, aber parallel verlaufende Strategien herausarbeiten, die tschechische Nation global zu positionieren.

Die Autoren betonten die Bedeutung von Fernreisen für die Etablierung eines „guten Namens" der tschechischen Nation sowie für die Modernisierung derselben. Touristen wurden demnach mit einem nationalen Auftrag ausgestattet: sie sollten nicht nur für ein positives nationales Image sorgen, sondern auch Informationen zu neuen Errungenschaften und Entwicklungen mit nach Hause bringen.

In den Reiseberichten findet sich ebenso die Repräsentation der tschechischen als „kleine" und unbekannte Nation. Anhand von Exportfragen wurde stärker diskutiert, wie sich die tschechische Nation oder auch der tschechoslowakische Staat besser zu positionieren hatte: Es ging nicht nur um den Ist-Zustand tschechischer Präsenz auf fremden Märkten, sondern auch um Strategien der Etablierung, Fragen der staatlichen Unterstützung tschechoslowakischer Firmen sowie um den Umgang mit der starken Konkurrenz.

Die ausführliche Beschreibung von Landsleuten in Übersee dagegen suggerierte eine weltweite tschechische Präsenz. Durch die Einbeziehung der „4.000.000 Tschechoslowaken im Ausland", die u. a. der Ingenieur Karel Jánský zusätzlich zu den zehn Millionen Tschechoslowaken im Inland errechnete,[81] erhielt die Nation eine neue Größenordnung sowie einen weiteren Bezug zu allen Erdteilen. Die Art der Darstellung konnte das massive Vorhandensein tschechischer Siedlungen, eine herausgehobene globale Bedeutung der tschechischen Sprache oder eine weltweite Präsenz tschechischer Landsleute suggerieren, betonten sie doch oftmals die Alltäglichkeit eines Treffens mit Landsleuten in Metropolen wie in abgelegenen Dörfern in Südamerika, Asien oder Afrika.

Wenn nun der hier betrachtete Zeitraum von 1890–1938 als Ganzes in den Blick genommen wird, können Entwicklungen aufgezeigt werden, die diese Zeitspanne als Epo-

81 K. Jánský, Kam se vystěhovat? [Wohin auswandern?], Praha 1938, S. 10-11.

cheneinheit darstellen und nur bedingt der großen politischen Zäsur 1918 folgen, die für die tschechische Geschichte in Gestalt des Kriegsendes und der Gründung der Tschechoslowakischen Republik von großer Bedeutung ist.

Das Bewusstsein globaler Bezüge und Bedeutungen spielte schon weit vor 1918 in der tschechischen Gesellschaft im Rahmen der Habsburger Monarchie eine Rolle. In Bezug auf die Möglichkeiten von Fernreisen, auf die Publikation von Reiseberichten und generell auf den wachsenden Zugang zu Informationen über außereuropäische Regionen ist um 1890 eine Wende zu verorten: Zu diesem Zeitpunkt war die Erreichbarkeit großer Teile der Erde per Linienschiff und Eisenbahn gewährleistet, gleichzeitig ist hier auch der Beginn einer breiteren Publikation tschechischer Reiseberichte zu verzeichnen.

Die Entwicklungen um das Jahr 1918 sind dagegen eher als Katalysator sowohl der Vernetzungen mit der außereuropäischen Welt als auch der Beschäftigung mit derselben zu sehen. Nicht nur der rasante Bedeutungszuwachs der Medien und die Erweiterung ihrer Reichweite sowie der direkten Kontakte gerade in der Zwischenkriegszeit intensivierten die Darstellungen und Informationsvielfalt über die außereuropäische Welt ganz wesentlich. Auch das Anwachsen von offiziellen Kontakten, der Aufbau diplomatischer Beziehungen und die regelmäßigen wechselseitigen Staatsbesuche ließen die Rezeption Außereuropas an Dichte und Gewicht in der tschechischen Gesellschaft gewinnen. Gleichzeitig offenbart sich ein Bewusstsein für die Notwendigkeit einer Auseinandersetzung mit der Welt, die gerade in der Zwischenkriegszeit eine Blüte erlebt.

Auch die Vorstellung der tschechischen als „kleine" oder unbekannte Nation in einem globalen Kontext bleibt langfristig konstant; kurzfristige (Wunsch)Vorstellungen der Tschechoslowakei als politische und / oder wirtschaftliche Macht – zumindest in Mitteleuropa – scheinen ab Mitte der 1920er Jahre wieder revidiert worden zu sein: Die Selbstdarstellung einer kleinen Nation lebte in Form eines kleinen Staates weiter.

In diesem Rahmen kann auch die Frage nach der allgemeinen Gültigkeit der in der Globalgeschichtsschreibung oft postulierten „Deglobalisierung" der Zwischenkriegszeit gestellt werden. Auf dem Gebiet der Beschäftigung mit der außereuropäischen Welt, des Fernreisens, der Medienpräsenz und der Bedeutung der außereuropäischen Welt in der tschechischen Gesellschaft ist die Zwischenkriegszeit keinesfalls als Phase der Deglobalisierung zu bezeichnen, im Gegenteil wird hier eine Intensivierung in allen diesen Aspekten deutlich.[82]

82 Auch Alexander Nützenadel kritisiert diesen Ansatz der Gliederung in eine erste Phase der Globalisierung bis 1914, eine „Entglobalisierung" in der Zwischenkriegszeit und einer weiteren Phase der Globalisierung nach 1945. A. Nützenadel, Globalisierung und transnationale Geschichte, in: H-Soz-u-Kult, 23.02.2005, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=583&type=artikel>.

Migration als Transnationale Geschichte. Ostmitteleuropa um den Ersten Weltkrieg

Mathias Mesenhöller

ABSTRACT

Migration as Transnational History. East Central Europe around World War I.

Transnational History addresses the dialectics of entanglement on the one hand and of formations of socio-political containers on the other. Migration is an obvious illustration of such processes. From this perspective, the article sketches the integration of East Central Europe into regional, continental and global migratory regimes since ca. the 1830s, and the consequences of this development for sending as well as for receiving societies, highlighting Poland and the US. In a second step, it discusses the implications of an accordingly conceived history of migration for established historiographical assumptions at hand of the caesura that World War I supposedly meant for the region. Finally, it suggests a micro-historical approach of "translocation" to supplement and potentially revise the presented findings.

Transnationale Geschichte lässt sich als ein dialektischer Ansatz begreifen. Einerseits thematisiert sie Ereignisse und Strukturen, die im Zeitalter des Nationalen dessen Grenzen transzendierten. Andererseits fragt sie nach dem spezifischen Stellenwert solcher Grenzüberschreitung für die Konstitutionslogik der nationalen Imagination und Institutionenbildung selbst. Sie versteht mithin Verflechtung („Globalisierung") und ethnisch-territoriale „Container"bildung[1] nicht als konkurrierende oder gegenseitig subversive, sondern als komplementäre, produktiv wechselwirkende Prozesse.[2]

1 Vgl. P. Taylor, The state as container: territoriality in the modern world system, in: Progress in Human Geography 18 (1994) H. 2, S. 151–162.

2 Vgl. M. Middell, Transnationalisierung und Globalgeschichte, in: Th. David / B. Lüthi / B. Zeugin (Hrsg.), Transnationalismus und Migration, Zürich 2005 (= Traverse 2005, 1), S. 19–48; D. Gabaccia, Juggling Jargons: „Italians Everywhere", diaspora or transnationalism?, in: ebd., S. 49–64.

In dieser Perspektive stellt Migration, und Massenmigration zumal, einen zentralen, *prima facie* den vielleicht offensichtlichsten Aspekt Transnationaler Geschichte dar.[3] Zum einen handelt es sich – oft – um einen politische und kulturelle Grenzen überschreitenden Vorgang. Als solcher ist er zum prominenten Gegenstand der historischen Forschung,[4] intensiver Theoriebildung,[5] nicht zuletzt teils weitgespannter Syntheseversuche[6] geworden. Zum anderen hat insbesondere die Diaspora-Forschung auf das nationalisierende Potential massenhafter Migration hingewiesen: Forcierte Alteritätserfahrungen vermögen zunächst heterogene Wir-Gruppen zu integrieren, interessierte Akteure in ihnen ein kollektives Selbst-Bewusstsein zu mobilisieren. Dispersion kann zum identitätsstiftenden Opfer-Mythos aushärten – oder auch eine quasi-koloniale Größenphantasie stimulieren; schließlich wirkten und wirken Diasporakommunitäten auf Referenzgesellschaften zurück, durch politische Einflussnahme, materielle Zuwendungen oder Ideentransfers.[7]

3 Etwa L. Pries (Hrsg.), Transnationale Migration, Baden-Baden 1997; D. Thränhardt / U. Hunger (Hrsg.), Migration im Spannungsfeld von Globalisierung und Nationalstaat, Wiesbaden 2003 (= Leviathan Sonderh. 22); David / Lüthi / Zeugin, Transnationalismus (wie vorige).

4 Vgl. J. Oltmer / M. Schubert, Migration und Integration in Europa seit der Frühen Neuzeit. Eine Bibliographie zur Historischen Migrationsforschung, Osnabrück 2005 (www.imis.uni-osnabrueck.de/BibliographieMigration.pdf; letzter Zugriff 16.3.2010); geraffter Abriss der deutschsprachigen und US-amerikanischen Forschung: S. Hahn, Migration – Arbeit – Geschlecht. Arbeitsmigration in Mitteleuropa vom 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, Göttingen 2008, S. 31–98; zur polnischen Forschung s. unten.

5 R. Cohen, Theories of Migration, Brookfield 1996; J. Lucassen / L. Lucassen (Hrsg.), Migration, Migration History, History: Old Paradigms and New Perspectives, Bern u. a. ^{3}2005; Pries, Transnationale Migration (Anm. 3); P. Han, Soziologie der Migration. Erklärungsmodelle – Fakten – Politische Konsequenzen – Perspektiven, Stuttgart ^{2}2005; G. Malmberg, Time and Space in International Migration, in: T. Hammar u. a. (Hrsg.), International Migration, Immobility and Development. Multidisciplinary Perspectives, New York / Oxford 1997, S. 21–48; D. Hoerder / J. Lucassen / L. Lucassen, Terminologien und Konzepte in der Migrationsforschung, in: K. Bade u. a. (Hrsg.): Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn u. a. 2007, S. 28–53; auch A. Portes / J. DeWind (Hrsg.), Rethinking Migration. New Theoretical and Empirical Perspectives, New York / Oxford 2007; mit explizitem Bezug auf Transnationale Geschichte N. Glick Schiller / L. Basch / Ch. Blanc-Szanton, From Immigrant to Transmigrant: Theorizing Transnational Migration, in: Pries, Transnationale Migration (Anm. 3), S. 121–140; auch D. Hoerder, Transnational, Transregional, Transcultural: Social History and Labor Migrants' Networks in the 19th and 20th Centuries, in: B. Unfried / J. Mittag / M. van der Linden (Hrsg.), Transnationale Netzwerke im 20. Jahrhundert. Historische Erkundungen zu Ideen und Praktiken, Individuen und Organisationen, Leipzig 2008, S. 81–98; s. a. Anm. 3. Zur älteren konzeptuellen Literatur S. Wadauer, Historische Migrationsforschung. Überlegungen zu Möglichkeiten und Hindernissen, in: dies. (Hrsg.), Historische Migrationsforschung, Innsbruck u. a. 2008 (= ÖZG 19, 1), S. 6–14, hier S. 12.

6 D. Hoerder, Cultures in Contact. World Migrations in the Second Milennium, Durham / London 2002; P. Manning, Migration in World History, New York 2005; L. Moch, Moving Europeans. Migration in Western Europe since 1650, Bloomington / Indianapolis ^{2}2003; J. Lucassen, Migrant Labour in Europe 1600–1900, London u. a. 1987; A. Walaszek, Migracje Europejczyków 1650–1914 [Die Migrationen der Europäer, 1650–1914], Kraków 2007; C. Hirschman / Ph. Kasinitz / J. DeWind (Hrsg.), The Handbook of International Migration. The American Experience, New York 1999; Bade, Enzyklopädie (wie vorige).

7 R. Mayer, Diaspora. Eine kritische Begriffsbestimmung, Bielefeld 2005; R. Cohen, Global Diasporas. An Introduction, New York ^{2}2008; S. Conrad / K. Mühlhahn, Globale Mobilität und Nationalismus. Chinesische Migration und die Re-Territorialisierung des Nationalen um 1900, in: B. Schäbler (Hrsg.), Area Studies und die Welt. Weltregionen und neue Globalgeschichte, Wien 2007, S. 217–251; M. Sökefeld, Mobilizing in transnational space: A social movements approach to the formation of diaspora, in: Global Networks 6 (2006), S. 265–284; D. Gabaccia / D. Hoerder / A. Walaszek, Emigration and Nation Building during the Mass Migrations from Europe, in: N. Green / F. Weil (Hrsg.), Citizenship and Those Who Leave. The Politics of Emigration and Expatriation, Urbana 2007, S. 62–90.

Umgekehrt stellten in Zuwanderungsregionen Versuche, Migrationen zu erfassen und zu kontrollieren, einen integralen Bestandteil moderner Staats- und Nationsbildung dar, institutioneller Demarkation und diskursiver Selbstvergewisserung.[8] Die historische Immigrations- wie Emigrationsforschung selbst spiegelt Ergebnisse solcher Abgrenzungsleistungen, wo sie ihre leitenden Hinsichten entlang Container-affirmativer Annahmen vom Typ „Polen in Brasilien"[9], „Deutsche in der Welt",[10] oder eben, andersherum, „Immigrants in Urban America"[11] organisiert.

So gefasst findet Transnationale Geschichte in Ost- und Mitteleuropa naheliegende Gegenstände. Auf deren Profil als Auswanderungsregionen, oder, differenzierter: Mobilitätsräume[12] haben zumal die polnische und österreichische Geschichtswissenschaft intensiv reagiert.[13] Zugleich haben dieselben Landschaften die Nationalismusforschung beschäftigt wie wenige andere, sie wiederholt zur Formulierung einschlägiger Paradigmen angeregt.[14] Derweil sind beide Beobachtungen selten zusammengebracht und mit der Frage verkoppelt worden, ob und inwieweit eine transnational operationalisierte Globalgeschichte[15] eingeschliffene Vergangenheitsbilder zu relativieren oder zu ergänzen vermag.

8 J. Torpey, The Invention of the Passport. Surveillance, Citizenship and the State, Cambridge 2000; J. Caplan / J. Torpey (Hrsg.), Documenting Individual Identity. The Development of State Practices in the Modern World, Princeton 2001; A. Fahrmeir / O. Faron / P. Weil (Hrsg.), Migration Control in the North Atlantic World. The Evolution of State Practices in Europe and the United States from the French Revolution to the Inter-War Period, New York / Oxford 2005; A. McKeown, Melancholy Order. Asian Migration and the Globalization of Borders, New York 2008; D. Gosewinkel, Einbürgern und ausschließen. Die Nationalisierung der Staatsangehörigkeit vom Deutschen Bund bis zur Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 2001; J. Oltmer (Hrsg.), Migration steuern und verwalten. Deutschland vom späten 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Göttingen 2003; D. Feldman, Migrants, Immigrants and Welfare from the Old Poor Law to the Welfare State, in: Transactions of the Royal Historical Society 13 (2003), S. 79–104; L. Lucassen, The Immigrant Threat. The Integration of Old and New Migrants in Western Europe since 1850, Urbana 2005; vgl. a. Hoerder / Lucassen / Lucassen, Terminologien (Anm. 5), S. 30f.

9 Emigracja polska w Brazylii. 100 lat osadnictwa [Die polnischen Auswanderer in Brasilien. 100 Jahre Ansiedlung], hg. v. d. Towarzystwa Łączności z Polonią Zagraniczną „Polonia", [Warszawa] 1971.

10 K. O'Donnell / R. Bridenthal / N. Reagin (Hrsg.), The *Heimat* Abroad. The Boundaries of Germanness, Ann Arbor 2005.

11 J. Bodnar, The Transplanted. A History of Immigrants in Urban America, Bloomington 1998.

12 Insofern regionale, kontinentale und transkontinentale Migrationen intim verkoppelt waren. Vgl. E. Morawska, Migrations of Poles in the Atlantic World Economy, 1880–1914, in: Comparative Studies in Society and History 31 (1989) H. 2, S. 237–272, hier S. 238, 247; näher unten.

13 Einführend zum Stand der Forschung: G. Babiński / H. Chałupczak (Hrsg.), Diaspora polska w procesach globalizacji. Stan i perspektywy badań [Die polnische Diaspora in Globalisierungsprozessen. Stand und Perspektiven der Forschung], Kraków 2006.; A. Koseski, Procesy migracji i społeczności polonijne. Problematyka metodologiczno-historiograficzna [Gesellschaftliche und Migrationsvorgänge in der Polonia. Metodologisch-historiographische Problematik] Lublin / Pułtusk 2003; Hahn, Migration (Anm. 4), S. 76–98; jüngere Übersichtsarbeiten: A. Walaszek (Hrsg.), Polska diaspora [Die polnische Diaspora], Kraków 2001; K. Dopierała (Hrsg.), Encyklopedia polskiej emigracji i Polonii [Enzyklopädie der polnische Auswanderung und der Polonia], 5 Bde., Toruń 2003–2005; jüngere methodische Abhandelungen: Wadauer, Historische Migrationsforschung (Anm. 5); A. Furdala / W. Wysoczański (Hrsg.), Migracje: dzieje, typologia, definicje [Migrationen: Geschichte, Typologie, Definitionen] Wrocław 2006. Für Südosteuropa: H. Sundhaussen, Geschichte Südosteuropas als Migrationsgeschichte. Eine Skizze, in: Südost-Forschungen 65/66 (2006/2007), S. 422–477.

14 Einführend J. v. Puttkamer, Nationalismus in Ostmitteleuropa. Eine Übersicht, in: zeitenblicke 6 (2007) Nr. 2, www.zeitenblicke.de/2007/2/puttkamer/index_htm (letzter Zugr. 16.3.2010).

15 Grundlegende Reflexionen: C. Bright / M. Geyer, Globalgeschichte und die Einheit der Welt im 20. Jahrhundert, in: Comparativ 4 (1994) H. 5, S. 13–45; dies., World History in a Global Age, in: AHR 100 (1995) H. 4, S. 1034–1060;

Im Folgenden geht es mir darum, die Migrationsgeschichte Ostmitteleuropas auf ihr Potential für eine Transnationale Geschichte der Region zu untersuchen, mit einem Schwerpunkt auf dem polnische Fall; insofern korrespondiert der Text explizit mit dem von Adam Walaszek. In einem ersten Schritt wird die Region im Migrationsgeschehen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts verortet und werden zentrale Makrobefunde unter einem transnationalen Aspekt erörtert. Der zweite Abschnitt greift aus den einschlägigen Revisionsdebatten exemplarisch die der Periodisierung auf und diskutiert die Zäsur-Chiffre 1914/18 aus transnational-migrationshistorischer Warte – wobei kontrastivergänzend der böhmisch-mährisch-slowakische Fall angesprochen wird, um das heuristische Konstrukt „Ostmitteleuropa" zu differenzieren bzw. übergreifende Tendenzen freizulegen. Auf beidem gründet schließlich eine Überlegung, wie sich eine transnational operationalisierte Global- als Konnektivitätsgeschichte mikrohistorisch ausbauen ließe.

1. Ostmitteleuropa im Zeitalter globaler Massenmobilität

Ströme

Ab den 1830er Jahren begannen die regionalen und überregionalen Migrationssysteme Europas, einschließlich Ostmitteleuropas, sich in einen umfassenden hemisphärischen Zusammenhang zu integrieren, der von Sibirien bis zu den amerikanischen Pazifikküsten reichte.[16] Zwar war auch das Ostmitteleuropa vorangegangener Jahrhunderte nicht immobil, sondern (mit)geprägt von schubweisen Siedlungsmigrationen zumal nach kriegerischen Entvölkerungen oder Herrschaftsverschiebungen, von saisonaler oder lebensabschnittweiser Erwerbswanderung, dem Zuzug vom Land nach den demographisch darauf angewiesenen Städten, von der kontinuierlichen Bewegungen von Spezialisten nach und zwischen Residenzen.[17] All das blieb erhalten.[18] Indes verflochten sich die etablierten Muster in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit rapide anwachsenden kontinentalen und transkontinentalen Migrationen, traten Industriezentren als Destinationen hinzu, ebenso wie die auf marktorientierten Großbetrieb umstellende

C. Maier, Consigning the 20th Century to History, in: ebd. 105 (2000) H. 3, S. 807–831; P. Manning, Navigating World History. Historians Create a Global Past, New York 2003; M. Middell, Der Spatial Turn und das Interesse an der Globalisierung in der Geschichtswissenschaft, in: J. Döring/T. Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Bielefeld 2008, S. 103–123. Dem hier zugrundeliegenden Verständnis am nächsten: J. David/Th. David/B. Lüthi (Hrsg.), Globalgeschichte/Histoire globale/Global History, Zürich 2007 (= Traverse 2007, 3). Syntheseförmige (Teil-) Einlösungen: Ch. Bayly, The Birth of the Modern World, 1780–1914, Malden u. a. 2004; J. Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009; H.-H. Nolte, Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, Wien 2009.

16 Vgl. Hoerder, Cultures in Contact (Anm. 6), S. 331.

17 Hahn, Migration (Anm. 4), v. a. S. 135, 160 f., 165–182; Skeptisch zur Dichotomie einer „immobilen Vormoderne" und „mobilen Moderne" denn auch der Überblick von A. Steidl, Ein ewiges Hin und Her. Kontinentale, transatlantische und lokale Migrationsrouten in der Spätphase der Habsburgermonarchie, in: Wadauer, Historische Migrationsforschung (Anm. 5), S. 15–42, Zt. S. 15.

18 Differenzierender Überblick: Steidl (Anm. 5).

Güterlandschaften. Die Anforderungsprofile änderten sich zugunsten ungelernter, auf Stoßzeiten und Auslastungsschwankungen flexibel reagierender Arbeiter. Gleichzeitig erhöhten sich die Mobilitätschancen der den Raum dominierenden ländlichen Bevölkerung durch schnellere, verdichtete und billigere Transport- und Kommunikationswege; das Resultat war ein über weite Distanzen, spätestens um 1900 global perpetuiertes „Hin und Her".[19] Ein wachsender Zeitungsmarkt reflektierte dies und machte das Migrationsgeschehen zum Gegenstand öffentlicher Debatten. Schließlich intensivierten und differenzierten sich obrigkeitliche Techniken der Bevölkerungserfassung und Kontrolle, teils in unmittelbarer Reaktion auf die Migrationen, teils im Zuge eines allgemeinen Staatsausbaus, von Wohlfahrts- und Sicherheitspolitiken.[20]

Aus einer systemischen Makroperspektive – also unter Absehung von Binnenentwicklungen – verwandelte der Großvorgang den Raum zwischen Adria, Schwarzem Meer und Ostsee in ein Auswanderer-Reservoir.[21] Denn während die industriellen Zentren Nordwesteuropas, später der USA, dramatisch schneller wuchsen als diejenigen in der Region selbst,[22] erlebte diese eine überdurchschnittliche demographische Expansion. So wuchs in den Landschaften des geteilten Polen zwischen 1860 und 1914 die Bevölkerung um 117 Prozent, gegenüber einem europäischen Mittel von 70 Prozent,[23] mit den absehbaren Folgen Landarmut und -flucht.[24] Geschätzt zehn Millionen – jeder Dritte – wanderten in der einen oder anderen Form ab, zwischen einem Fünftel und einem Viertel nach den polnischen Industriezentren, die Mehrheit darüber hinaus,[25] wobei der Teilungssituation entsprechend ein Grenzübertritt ohne spürbaren (sprach-) kulturellen Milieuwechsel bleiben konnte, eine binnenimperiale Migration hingegen einen solchen bedeuten.[26] Wie auch unter Habsburgischen Slowenen, Kroaten, Slowaken und Ungarn dominierte der Weg nach Westen; eine Minderheit von unter zehn Prozent entschied sich für die russisch-asiatische Option.[27]

Spezifiziert man die Bewegungen näher, so lassen sich drei heuristische Typen bilden. Eine erste, bisweilen unterbelichtete Migrationsform blieb die innerhalb eines engeren

19 Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 16, 30–34; Hoerder / Lucassen / Lucassen, Terminologien (Anm. 5), S. 30.

20 Hahn, Migration (Anm. 4), S. 99–155.

21 Auch Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 25.

22 Hoerder / Lucassen / Lucassen, Terminologien (Anm. 5), S. 30, 41; Morawska, Migrations (Anm. 12). Von Fall zu Fall konnten quasi-koloniale und national diskriminierende (Entwicklungs-) Politiken diese Ungleichgewichte und damit den Abwanderungsdruck noch verschärfen: ebd.

23 Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 242.

24 Aus einer Makroperspektive wohlgemerkt; zur begrenzten Erklärungskraft von Pull- / Push-Argumenten auf der Mikroebene, für Akteurs-Entscheidungen und konkrete Prozessverläufe vgl. mit Blick auf die Region Ch. Parnreiter, Theorien und Forschungsansätze zu Migration, in: K. Husa / Ch. Parnreiter / I. Stacher (Hrsg.), Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 2000, S. 25–52. Für eine Integration vordergründung konfligierender Theoriebildungen s. E. Morawska, Structuring Migration: The case of Polish income-seeking travelers to the West, in: Theory and Society 30 (2001) H. 1, S. 47–80.

25 Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 239 f., 242–244, 247 f.

26 Polnische Nationalisten sprachen denn auch von „Auswanderung" nach Maßgabe eines ethnischen Siedlungsraums, nicht bestehender Staatsgrenzen: Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 75.

27 Hoerder, Cultures in Contact (Anm. 6), S. 341 f.; D. Praszałowicz, Polen, in: Bade, Enzyklopädie (Anm. 5), S. 258–271, hier S. 260 f. Zum Migrationsgeschehen aus und nach der Ukraine vgl. ebd., S. 337–342, 1061–1065.

regionalen (Arbeits-) Marktes, der indes politische bzw. Verwaltungsgrenzen und sprachlich-kulturelle Milieus überwölben konnte.[28] Ein zweites, überregionales Muster folgte den politischen, das heißt im Kern imperialen Gegebenheiten und schlug sich nieder als Abzug polnischer Arbeiter aus dem preußischen Teilungsgebiet nach Berlin oder an die Ruhr, aus dem russischen nach den kongresspolnischen aber auch innerrussischen Gewerbezentren, von Tschechen und Galiziern nach Wien, Niederösterreich oder Budapest.[29] Drittens schließlich verstärkte sich eine überregional-extraimperiale Migration nach den Montanrevieren Frankreichs und Belgiens, nach Großbritannien, vor allem aber Übersee und dort insbesondere den USA.[30]

Freilich beschreiben alle drei Typen eher Logiken der Migration, als dass ein konkreter Fall stets eindeutig zuzuordnen wäre; wie jede Typologie trifft auch diese in der historischen Realität auf Verwischungen. Etwa lässt sich die massive Wanderung aus Böhmen und Mähren nach Wien bzw. Niederösterreich als Bewegung auf einem imperial gerahmten regionalen Arbeitsmarkt begreifen – während extraimperiale „Staatsfremde" aus dem süddeutschen Raum einer in Jahrhunderten politischer und kultureller Konnexion etablierten Route folgten.[31]

Das gilt umso mehr, als auch die zeitlichen, mit den räumlichen allenfalls locker korrespondierenden Mobilitätsmuster fließend ineinander übergehen konnten. Unter dem quantifizierenden Zugriff verhält sich das phänomenale Feld zwischen Wanderarbeiter und Siedlerkolonist wie Quecksilber, und denkbare Binnengliederungen verlieren noch einmal drastisch an Aussagegehalt, stellt man die Volatilität in Rechnung, mit der die Akteure im Lebens- und Wanderungsverlauf ihre Absichten anpassten, auf Erfahrungen oder veränderte Rahmenbedingungen reagierten; von unrealisierten Plänen zu schweigen.[32]

Entsprechend ist inzwischen das Phänomen der Rückwanderung verstärkt in den Blick gekommen und sind für „Polen" je nach Abgrenzung der Beobachtungsgruppe Quoten von gut 30 Prozent, in anderen Schätzungen von bis zu zwei Dritteln veranschlagt worden.[33] Allein, da eine „Rückwanderung" nicht notwendig an den konkreten Ausgangsort führen musste, in den entsprechenden Studien vielfach ein nationalisierter Raum als

28 Hahn, Migration (Anm. 4), v. a. S. 157; methodische Vorreiter: L. Moch, Paths to the City. Regional Migration in Nineteenth-Century France, Beverly Hills 1983; Lucassen, Migrant Labour (Anm. 6).

29 B. McCook, Polnische industrielle Arbeitswanderer im Ruhrgebiet ('Ruhrpolen') seit dem Ende des 19. Jahrhunderts, in: Bade, Enzyklopädie (Anm. 5), S. 870–879; Walaszek, Polska diaspora (Anm. 13); Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17).

30 V. a. Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17).

31 Vgl. M. Glettler, Die Wiener Tschechen um 1900. Strukturanalyse einer nationalen Minderheit in der Großstadt, München/Wien 1972; Hahn, Migration (Anm. 4), S. 152 f.

32 Vgl. Morawska, Structuring Migration (Anm. 24). Mortalität ist das schlagende – und häufige – Beispiel: Tuberkulose am falschen Ort verwandelt einen Saisonarbeiter in einen statistischen Emigranten.

33 A. Walaszek, Migracja powrotna ze Stanów Zjednoczonych Ameryki do Polski [Remigration aus den Vereinigten Staaten von Amerika nach Polen], in: H. Kubiak/E. Kusielewicz/Th. Gromada, Polonia Amerykańska. Przeszłość i współczesność. American Polonia. Past and Present, Wrocław u. a. 1988, S. 745–756; auch Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 254, 263; allgemein und methodisch einordnend: Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 29–34.

Bezugsgröße gewählt wird, wäre wohl treffender von konsekutiver Mobilität zu sprechen als von zirkulärer[34] oder Remigration: Eine statistisch gut erfasste Stadt wie Berlin bedurfte in den 1880er Jahren der Zu- und Abwanderung von über 6.000 Menschen, um einen Nettomigrationsgewinn von 1.000 zu erzielen.[35] Dergestalt zeigen sich die meisten Destinationen zuvörderst als Drehscheiben, oder, wie es Monika Glettler für das Wiener Tschechentum ins Bild gebracht hat: Sie glichen „einem Hotel, das zwar stets besetzt war, aber immer wieder von anderen Leuten."[36] Am Ende hängt es stärker von den Erfassungslogiken der Zeitgenossen ab als von den tatsächlichen Vorgängen, was ex post sichtbar ist – und was nicht.[37] Vielfach liefern die Quellen kaum mehr als Momentaufnahmen, unscharfe Kategorien, unvollendete Wege, selektive Wahrnehmungen.[38]

Wirkungen und Rückwirkungen

Wenn einleitend von einer dialektischen Betrachtungsweise die Rede war, dem Wechselwirken von Verflechtung und Territorialisierungsmustern, so lässt sich das ummünzen in die Frage nach *flow* und *control*, Strömen und Steuerungsanstrengungen.[39]

Zu den unmittelbaren Effekten der Migration aus Ost- und Ostmitteleuropa zählten diskursive, gesellschaftliche und schließlich institutionelle Reaktionen in den Destinationsgesellschaften. Am prominentesten Fall: In den USA entzündeten sich im letzten Drittel des 19. und im frühen 20. Jahrhundert an den *New Immigrants* aus Ost- und Südeuropa – neben den Chinesen – Auseinandersetzungen darum, wer als „*fit for America*" gelten könne, wer nicht, was mithin „amerikanisch" sei – und was nicht.[40] Die Auswirkungen reichten von forciert enggeführten „*Whiteness*"-Vorstellungen und an sie gekoppelter normativer Geschlechtlichkeit[41] bis zur Prohibition, der neben „fremdartigen" Trinksitten (Wein am Tage) „amerikanische" Volksgetränke wie *cider* und (Leicht-) Bier zum Opfer fielen, identitätspolitische Kollateralschäden.[42] Eklatant manifestierte sich der Abwehrimpuls in den unmittelbaren Kontrollbemühungen, als Verschiebung in der strukturellen Ratio des US-Einwanderungsregimes.

34 So M. Garapich, Flexibel und individualistisch. Polnische Migranten zwischen den Welten, in: Osteuropa 56 (2006) H. 11/12, S. 179–190, hier S. 181.

35 Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 17.

36 Glettler, Wiener Tschechen (Anm. 31), S. 41.

37 Vgl. Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 20 f., 25 f., 31 f.

38 So für die wichtige Kategorie der Rück- und Zirkelwanderer: ebd., S. 32.

39 Grundsätzlich zur Aufwertung des lange negligierten staatlichen Handels für die Migrationsanalyse vgl. Hirschman/Kasinitz/DeWind, Handbook (Anm. 6), v. a. A. Zolberg, Matters of State: Theorizing Immigration Policy, ebd., S. 71–93.

40 Vgl. K. J. Leong, „A Distinct an Antagonistic Race". Constructions of Chinese Manhood in the Exclusionist Debates, 1869–78, in: D. Gabaccia/V. Ruiz (Hrsg.), American Dreaming, Global Realities. Rethinking US Immigration History, Urbana 2006, S. 141–157, hier S. 141 f.; A. Zolberg, The Great Wall Against China: Responses to the First Immigration Crisis, 1885–1925, in: LucassenvLucassen, Migration (Anm. 5), S. 291–315, hier S. 291, 304–309; M. Conelly, Seeing beyond the State: The Population Control Movement and the Problem of Sovereignty, in: Past and Present 193 (2006), S. 197–233; L. Dumenil, The Modern Temper. American Culture and Society in the 1920s, New York 1995, S. 204.

41 J. Carter, The Heart of Whiteness. Normal Sexuality and Race in America, 1880–1940, Durham/London 2007.

42 A. Barr, Drink. A Social History of America, New York 2000, S. 108–110, 170 f., 180–186; Dumenil, Modern Temper (Anm. 40), S. 226–235.

Bis in die 1850er Jahre besaß die Migration nach den USA ihre Hauptquelle im nordwestlichen und deutschsprachigen Europa.[43] Zur ersten Dekade des 20. Jahrhunderts war der Anteil dieser Herkunftsregionen von 95 auf 20 Prozent gefallen.[44] Bereits 1882 erging der *Chinese Exclusion Act*, eine formal gegen „unfreie" Arbeitsmigranten gerichtete, rassisch aufgeladene Gesetzgebung, die bald auch Italiener[45], aber ebenso Osteuropäer betraf.[46] – Die zunehmend heterogenen Herkunftsprofile der Einwanderer provozierten einen Übergang zunächst gesellschaftlicher, dann politischer Akteure zu rassisch-kulturalistischen[47] Argumentationen, den Zustrom von Konkurrenten auf den Arbeitsmarkt[48] zu thematisieren, der eine Abkehr von individuellen Restriktionen wie Krankheit oder Erwerbsunfähigkeit zugunsten kollektivierender einleitete. Darüber zerfiel das semantische Amalgam „weiß", „wünschenswert" und „frei" mit der Kategoerie „Europa";[49] rasch wurden nun Süd- und Osteuropäer, unter diesen vor allem Juden[50], Objekt exkludierender Rhetoriken,[51] phobischer Praxen[52] und schließlich Legislation, die 1896 durch den Kongress ging, bis 1917 jedoch am präsidentiellen Veto scheiterte.[53] Erst zu Ausgang des Krieges, in einer Atmosphäre des verschärften Nativismus und einer von den Revolutionen im Osten Europas angeheizten *Red Scare*,[54] gewann der ethnische Exklusivismus die Oberhand und gerann 1921 / 24 in einem Kontingentierungsregime, das mittelfristig die „ursprüngliche" ethnische Komposition der USA wiederherstellen sollte.[55]
Die klassifikatorischen Vorannahmen indes, mit denen das System operierte, basierten auf einer bereits 1898 zu vorläufig statistischen Zwecken erstellten „*list of races and peoples*".[56] War von Einreisenden zuvor der Herkunftsstaat abgefragt worden, erwies sich

43 R. Cohn, Mass Migration under Sail. European Immigration to the Antebellum Unites States, Cambridge 2009. Die (Zwangs-)Migration aus Afrika war nach dem Verbot des Sklavenhandels Anfang des 19. Jahrhunderts zum Erliegen gekommen.

44 Zolberg, Great Wall (Anm. 40), S. 298–303, 314. Anders gewendet: Der Anteil von Ost- und Südeuropäern an der Immigration in die USA stieg von fünf Prozent in der Dekade 1870–1880 auf 33 % für 1891–1900, auf 66 % im Jahr 1914: Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 252.

45 D. Gabaccia, The "Yellow Peril" and the Chinese of Europe: Global Perspectives on Race and Labor, 1815–1930, in: Lucassen / Lucassen, Migration (Anm. 5), S. 177–196, hier S. 180, 191–192; Conelly, Seeing beyond the State (Anm. 40), S. 206.

46 Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 252 f. (mit Literatur).

47 Einschließlich des gegen Katholiken und Juden gerichteten religiösen Motivs.

48 C. Collomp, Labour Unions and the Nationalisation of Immigration Restrictions in the United States, 1880–1924, in: Fahrmeir / Faron / Weil, Migration Control (Anm. 8), S. 237–252; auch Zolberg, Great Wall (Anm. 40), S. 304–306.

49 Gabaccia, "Yellow Peril" (Anm. 45); auch D. Roediger, The Wages of Whiteness. Race and the Making of the American Working Class, London 1992, S. 133–156, zum "*Whitening*" der Iren.

50 Zwischen 1880 und 1914 verließen um 2,5 Millionen Juden den russländischen Ansiedlungsrayon, aus einer Bevölkerung von gut 5 Millionen 1897: Hoerder, Cultures in Contact (Anm. 6), S. 341, 659 mit der grundlegenden Literatur.

51 Dumenil, Modern Temper (Anm. 40), S. 203–217; Zolberg, Great Wall (Anm. 40), S. 304.

52 Aus machtanalytischer Perspektive zur Medikalisierung der *New Immigrants* jetzt B. Lüthi, Invading Bodies. Medizin und Immigration in den USA 1880–1920, Frankfurt a. M. 2009.

53 Zolberg, Great Wall (Anm. 40), S. 307.

54 Dumenil, Modern Temper (Anm. 40), S. 218–226, allgemein ebd. S. 201–249.

55 Zolberg, Great Wall (Anm. 40), S. 308.

56 Beide Begriffe wurden bis zum Zweiten Weltkrieg weitgehend undifferenziert verwandt: P. Weil, Races at the Gate. Racial Distinctions in Immigration Policy. A Comparison between France and the United States, in: Fahrmeir / Faron / Weil, Migration Control (Anm. 8), S. 271–297, hier S. 277; vgl. zur semantischen Verschiebung von

unter den Aspekten „Rasse" und „Nation" nun, dass beispielsweise von 40.000 Zuwanderern aus Russland im Jahr 1898 lediglich 200 sich als „Russen" deklarierten, während die übergroße Mehrheit „Jude" oder „Pole" angab.[57] Aus Sicht der Initiatoren war man damit den „wahren" Verhältnissen ein gutes Stück näher gekommen. Das Mittel freilich stellte ein Zugleich von Komplexitätssteigerung und Komplexitätsreduktion dar, dessen Beitrag zur Aufwertung des „*ethnicity*"-Arguments in der politischen Struktur der USA im 20. Jahrhundert kaum abzuschätzen ist.

Denn an der 1898 eingeführten Liste, einer Art rassisch-kulturalistischen Weltkarte, sticht einerseits ihre aus heutiger Sicht groteske, an Borges' Chinesische Enzyklopädie[58] gemahnende, (Un-) Systematik geographischer, politischer, sprachlicher, konfessioneller und rassenkundlicher Ordnungsansätze hervor; andererseits ihre ungleichmäßige Differenzierung. So stehen neben großflächig homogenisierenden Kategorien wie *African (black)* oder *Chinese*, aber auch *Scandinavian* (Norweger, Dänen und Schweden) die Großstaatsentitäten *French* und *German*, das intimer nach Engländern, Schotten, Walisern und Iren unterschiedene Großbritannien, vor allem aber ein überaus kleinteilig abgebildetes Osteuropa. Dessen „*Races and peoples*" kennen die Askriptionen armenisch, bulgarisch, böhmisch, mährisch, serbisch, montenegrinisch, kroatisch und slowenisch, dalmatisch, bosnisch und herzegowinisch, jüdisch, polnisch, russisch, ruthenisch, magyarisch – unter anderem.[59]

Als die Liste in den 1920ern in eine Hierarchie der Erwünschtheit überführt wurde, sahen sich zwar praktisch alle dieser Herkunftsgruppen mit tendenziell restriktiven Quoten konfrontiert.[60] Doch weist der nachgerade pedantische Differenzierungswillen das Problem aus, das dem abgestuften Exklusionsanliegen entstanden war, wo es sich angesichts ost- und südeuropäischer Masseneinwanderung mit dem Etikett „weiß" nicht mehr zu behelfen vermochte, andererseits der Rekurs auf die Staatsangehörigkeit aussagelos schien. Über die „Vielvölkerreiche" im Osten Europas ließ sich, anders als über die Nationalstaaten des Westens – auch die mediterranen[61] –, keine ethno-kulturalistische Eindeutigkeitsfiktion bringen.

Nachdem Migranten aus der Region wesentlich zur kollektivierenden Neuausrichtung der US-Immigrationspolitik beigetragen hatten, provozierten sie nun deren Weg in ein

nation und *race* während des 19. Jahrhunderts im migrationsgeschichtlichen Kontext aber auch Manning, Migration (Anm. 6), S. 139.

57 Weil, Races at the Gate (Anm. 56), S. 273–274.

58 M. Foucault, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt a. M. [14]1997, S. 17: Die von Borges zitierte „gewisse chinesische Enzykopädie" erläutert, dass „die Tiere sich wie folgt gruppieren: a) Tiere, die dem Kaiser gehören, b) einbalsamierte Tiere, c) gezähmte, d) Milchschweine, e) Sirenen, f) Fabeltiere, g) herrenlose Hunde, h) in diese Gruppierung gehörige, i) die sich wie Tolle gebärden, k) die mit einem ganz feinen Pinsel aus Kamelhaar gezeichnet sind, l) und so weiter, m) die den Wasserkrieg zerbrochen haben, n) die von weitem wie Fliegen aussehen".

59 Weil, Races at the Gate (Anm. 56), S. 273, 275.

60 Ebd., S. 276–277; Moch, Moving Europeans (Anm. 6), S. 166.

61 Portugiesen und Spanier bildeten je eine Kategorie: Weil, Races at the Gate (Anm. 56), S. 273, 277; die Unterscheidung von Italienern nach „Nord" und „Süd" bis 1936 (ebd.) folgte einem verbreiteten Binnenrassismus des jungen Nationalstaats: Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 70.

von politischen Herantragungen durchsetztes Ringen um Rationalisierung. Während nationale *Pressure groups* 1936 die lettische, estnische und albanische *race* auf die Liste brachten, wurde eben diese Einordnung nach Jahren fruchtloser Proteste 1943 für die Juden aufgegeben. Zu dem Zeitpunkt räumte der entsprechende Bericht ein, die Fachleute seien "in hopeless confusion and contradiction as to the criteria of race".[62] Gleichwohl blieb das Kontingent-System in Kraft, bis es 1965 abermals zugunsten eines prinzipiell nach individualisierenden Kriterien verfahrenden Auswahlregimes aufgegeben wurde:[63] eine zählebige Reaktion auf die Integration Ost- und Mitteleuropas in das atlantische Migrationssystem.

Im europäisch-intrakontinentalen Kontext lassen sich vergleichbare Hierarchisierungsversuche beobachten. So kokettierten ostelbische Gutsbesitzer in den 1890ern mit der Idee, polnische Wanderarbeiter durch national ungefährlichere chinesische „Kulis" zu ersetzen;[64] gesellschaftliche und politische Akteure in Deutschland wie Großbritannien reagierten auf „ost"jüdische Einwanderer mit wachsendem Antisemitismus.[65] Französische Bevölkerungswissenschaftler entwarfen gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine biologisierende Rangliste, um das nationale Migrationsregime zu strukturieren, mit einem dem US-amerikanischen ähnlichen Kurvenverlauf der Wertzuweisung von Nordwesten nach Südosten, auf dessen unterster Stufe Juden, Ostslawen, Armenier und Afrikaner rangierten.[66] Die ostmitteleuropäische Mobilisierung schlug sich zugleich strukturell ethnisierend und materiell als eine Geographie des Dünkels in den Steuerungslogiken der *Gate Keeper* nieder, wobei abermals eine Dialektik von Verflechtung und Abgrenzung den Prozess treffender fasst als eindimensional-lineare Kausalmodelle: Die askriptiven Kontrollen reagierten nicht zuletzt auf die ethnisierende Selbstorganisation von Migrantengruppen – und wirkten auf sie zurück.

Zwingend zum Bild gehören denn auch die Rückkopplungen beider, von Migrantenströmen wie Steuerungspraktiken, mit den Ausgangsgesellschaften.[67] Auf der materiellen Ebene ließ die Abwanderung das demographische Wachstum abflachen, in den polnischen und österreichisch-ungarischen Territorien um 25 bis 50 Prozent seines Potentials.[68] Zugleich flossen Ersparnisse, Zuwendungen, Mitbringsel zurück, die sich in absoluten Zahlen beeindruckend ausnehmen. Konnten sie indes zur Stabilisierung eines einzelnen Haushalts entscheidend beitragen, so vermochten die Erwerbstransfers nur selten einen direkten sozialen Aufstieg zu finanzieren. Ihr volkswirtschaftlich-struktureller Impuls ist ungleich geringer zu veranschlagen als derjenige ausländischer Direktinvestitionen, der Neuausrichtung globaler bzw. kontinentaler Arbeitsteilungen, also von

62 Weil, Races at the Gate (Anm. 56), S. 277 f.
63 Hoerder, Cultures in Contact (Anm. 6), S. 523 f.; die Liste in ihrer im Kern von 1898 datierenden Form wurde bereits 1952 verworfen: Weil, Races at the Gate (Anm. 56), S. 273.
64 Conrad / Mühlhahn, Globale Mobilität (Anm. 7), S. 222–225.
65 Ebd., S. 224 f.; Zolberg, Great Wall (Anm. 40), S. 311–313; Moch, Moving Europeans (Anm. 6), S. 167.
66 Weil, Races at the Gate (Anm. 56), S. 281–288. In Frankreich blieb es bei der Absicht und fand trotz jahrzentelanger Debatten das kollektivsystematische Kontrollbemühen keine Institutionalisierung.
67 Dazu in systematischer Absicht: Morawska, Structuring Migration (Anm. 24), v. a. S. 67–71.
68 Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 247 (Anmerkung).

Finanzkapital- und Güterströmen.[69] Eine weitere überraschend schwache Wirkung von Migration *per se* tritt zutage, fragt man nach alltagsweltlich-normativen Auswirkungen. So erweist sich aufgrund von kollektiven und Kettenmigrationen sowie intensiver Kommunikation die dörfliche Sozialkontrolle frappierend robust, selbst in transatlantischen Zusammenhängen.[70] Wo sie erodierte, scheinen weniger migrationsspezifische oder unmittelbar mit (geographischen) Distanzen korrelierte Effekte, sondern sozialer und Milieuwandel gegriffen zu haben – spielte internationale Mobilität eine integrale, jedoch keine analytisch zu privilegierende Rolle im gesellschaftlichen Wandel, der als Urbanisierung, Industrialisierung und Säkularisierung auch Nahwanderer und Sesshafte erfasste.
Ein nicht minder ambivalentes Bild liefert der Blick auf den Zusammenhang von Migration und Identitätskonstruktionen. Einerseits lässt sich im Sinne des eingangs Gesagten allgemein von einer Art „Nähe-Entdeckung" zwischen eher regional oder lokal geprägten Akteuren ausgehen.[71] Andererseits illustriert das von Adam Walaszek zitierte Beispiel einer Verständigung – im wörtlichen Sinne – zwischen polnischen und tschechischen Wanderern in Budapest die Offenheit sprachlich-kulturell untermauerter Interessenkoalitionen.[72] Das zeitweilig von polnischen Nationalpolitikern perhorreszierte Aufgehen „polnischer" Migranten in der kanadisch-ruthenischen *Community* weist in dieselbe Richtung. Walaszeks Beitrag lässt denn auch erkennen, dass es nicht die Migrations- und Fremdheitserfahrung für sich war, sondern die Mobilisierungsanstrengung nationalisierender Agenten, die Migranten zu „Polen in Amerika" wandelte. Diasporabildung, Nationalisierung allgemein, „passiert" nicht, sondern wird gemacht. Damit aber stellt sich die Frage nach diesen Agenturen.
Zunächst fällt auf, dass es sich bei den Aktivisten[73] überwiegend um emigrierte, exilierte oder eigens zu diesem Zweck nachgereiste, zuweilen entsandte Vertreter derjenigen Eliten handelte, die in den Teilungsgebieten selbst das nationale Projekt betrieben – und die in den Auswanderern ein Reservoir dieses Projekts erblickten, das sich zunächst nicht phänomenal von den (noch) „national unaufgeklärten" Landbevölkerungen unterschied, denen sie entstammten. Gleichwohl, unter Umständen konnten die Bedingungen günstiger sein, wie beispielsweise die slowakische Nationalbewegung in den USA stärker war als in den ungarisch beherrschten Landschaften selbst, aufgrund von Presse- und Organisationsfreiheit auf der einen Seite, Repressionen und beschränktem Zugang zu

69 Ebd., S. 239–241, 263–266. Dort auch zur „kolonialen Situation" der rohstoffwirtschaftlich dominierten ostmitteleuropäischen „Peripherie".

70 Vgl. die einschlägige Quellensammlung W. Thomas / F. Znaniecki, The Polish Peasant in Europe and America. Monograph of an immigrant group, 5 Bde., Boston 1918–1920 (poln. Übers.: Chłop polski w Europie i Ameryce, Warsazwa 1976).

71 Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 76.

72 Unten, S. 167.

73 Bei näherer Betrachtung handelt es sich um eine nachgerade mustergültige „Phase B" und „C" nach Miroslav Hrochs Modell der Nationalisierung, also zwischen „patriotischer Agitation" und „nationaler (Massen-) Bewegung". Vgl. M. Hroch, Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleine Völker Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung der patriotischen Gruppen, Praha 1968; überarb. Neuausgabe: Social preconditions of national revival in Europe. A comparative analysis of the social composition of patriotic groups among the smaller European nations, New York 2000.

höherer Bildung auf der anderen.[74] Die entsprechenden Foren dienten dann zumal im Ersten Weltkrieg maßgeblichen Exilpolitikern dazu, ihre Staatsprojekte auszuhandeln und sie gegenüber den Öffentlichkeiten und Regierungen der Entente zu vertreten.[75] Analog bildete die stark national-politisierte polnische Diaspora den Resonanzboden exilpolitischer Bestrebungen, die Nachkriegsordnung zu beeinflussen.[76] Ewa Morawska hat denn auch von den Auslandskommunitäten als „integral component of the formation of the modern Polish nation" gesprochen.[77] Entstammte der nationale Gedanke, wie er unter den Auswanderern Verbreitung fand, dem Elitenmilieu und -diskurs ihrer Ausgangsgesellschaften, so erwies sich die Diaspora doch als Ressource des Exils, wenn es um die Verwirklichung nationalstaatlicher Ambitionen ging. Noch einmal schlagender als anhand der Diplomatiegeschichte und deutlich über die Figur einer „Nationalgeschichte mit Beiboot"[78] hinausweisend wird der transnationalisierende Effekt in Rückwirkungen auf Gehalt und Struktur der nationalen Imagination selbst greifbar.

Die polnisch-nationalbewussten Eliten hatten den „Exodus" zunächst mit Argwohn betrachtet, als eine Schwächung des wiederzuerrichtenden Staats und gefährlichen Aderlass.[79] Ihre Einschätzung wandelte sich, als die Organisations- und Mobilisierungserfolge der *Polonia* sichtbar wurden. Bald konnte die Emigration als eine quasi-koloniale Expansionschance der Polonität aufgefasst werden, Polen in einem emphatisch bejahenden Sinn als eine „*nation of emigrants*" vorgestellt.[80]

Neben Gesellschaft und Kirche trat nach 1918/21 ein Staat an, Hilfsorganisationen, Dachverbände, Priesterentsendungen, Zeitschriften für und über die Auswanderung zu fördern. Zum Teil ging diese Politik der extraterritorialen Nationalisierung auf, verhinderte oder bremste Assimilationen und konservierte die *Polonia* als „Macht und Reichtum der Nation".[81] In den 1930ern schlossen sich daran imperiale Phantasien an, wie

74 Hoerder, Cultures in Contact (Anm. 6), S. 340.

75 Vgl. – auch für die extensive Literatur – F. Hadler, Die Herausbildung der tschechisch-slowakischen Zusammenarbeit im Exil während des Ersten Weltkrieges, in: H. Mommsen / D. Kováč / J. Malíř (Hrsg.), Der Erste Weltkrieg und die Beziehungen zwischen Tschechen, Slowaken und Deutschen, Essen 2001, S. 81–92; ders., Czechs and Slovaks in America on the Project of a Czechoslovak State during World War I, in: B. Valota (Hrsg.), Rewriting Slavic History, Milano 2009, S. 179–192.

76 T. Radzik, Polonia amerykańska wobec Polski 1918–1939 [Die amerikanische Polonia in ihrem Verhältnis zu Polen 1918–1939], Lublin 1990; M. Biskupski, The United States and the Rebirth of Poland, 1914–1918, Phil. Diss. Yale 1918 (im Erscheinen Dordrecht 2010); H. Florkowska-Frančić / M. Frančić / H. Kubiak (Hrsg.), Polonia wobec niepodległości Polski [Die Polonia und die Unabhängigkeit Polens], Wrocław 1978; W. Śladkowski (Hrsg.), Polonia i odbudowa państwa polskiego w 1918 roku [Die Polonia und die Wiedererrichtung des polnischen Staates 1918], Lublin-Warszawa 1991.

77 Morawska, Structuring Migration (Anm. 24), S. 58.

78 Dank für den treffend kritischen Begriff an Sarah Lemmen.

79 B. Murdzek, Emigration in Polish Social-Political Thought, 1870–1914, New York 1977.

80 Vgl. Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 63, passim.

81 A. Walaszek, Wychodźcy, Emigrants or Poles? Fears and Hopes about Emigration in Poland 1870–1930, in: AEMI Journal 1 (2003), S. 78–93 (auch http://www.utvandrersenteret.no/doc/Adam%20Walaszek.PDF; letzter Zugr. 16.3.2010), hier S. 89; auch Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 79. Vgl. jedoch zu den Wandlungen der Selbstauffassung und Bezugnahme innerhalb der US-amerikanischen Diaspora bzw. deren Emanzipation auch den Aufsatz von A. Walaszek in diesem Band.

der Mittelmacht Polen längs ihrer „Siedlungskolonien" zu Weltgeltung zu verhelfen sei.[82] Überlegungen in dieser Richtung flottierten bereits vor der rückgewonnenen Souveränität. So wurde 1906 auf dem IV. Kongress polnischer Juristen und Ökonomen der vermeintlich absehbare Zerfall Brasiliens und die Entstehung einer „*Nowa Polska*" aus einem oder mehreren Bundesstaaten mit entsprechendem Einwandererprofil diskutiert.[83] Nach der Unabhängigkeit dann wurde eine „Polnische Kolonisationsgesellschaft" gegründet;[84] 1926 folgte ein Institut zur Beschäftigung mit *Polonia*-Fragen unter dem Namen *Instytut Naukowy do Badań Emigracji i Kolonizacji*, „Instititut zur Erforschung von Emigration und Kolonisation".[85] Eine vollwertige Position im internationalen Konzert wurde nach wie vor mit (überseeischem) Kolonialbesitz assoziiert, als Machtressource, aber auch als Ausweis einer Teilhabe an der europäischen Zivilisierungsmission. Die Zweite Republik, zum Erobern zu spät gekommen, suchte ihre Diasporen in quasi-Kolonien umzumünzen, sich in die Geschichte der europäischen Expansion einzuschreiben.[86]

Daraus erwuchsen teils erhebliche Spannungen. Zum einen konfligierte der Anspruch auf die Diasporen als Konationale mit der angesprochenen Quotierungs- und forcierten Naturalisierungspolitik verschiedener Einwanderungsländer, insbesondere der USA, ähnlich jedoch mit den Souveränitätsansprüchen lateinamerikanischer Staaten – und im Gefolge dessen mit den Interessen der Migranten selbst, die sich nach dem Krieg immer weniger als „Polen in Amerika", zunehmen als „Amerikaner polnischer Abstammung" zu repräsentieren begannen.[87] Zum anderen ließ sich eine ethnisierte Polonität schwer mit dem Staatsbürgerrecht der Zweiten Republik in Einklang bringen. Dem Prinzip des *ius soli* verpflichtet, erkannte es jedem die Bürgerrechte zu, der auf dem Gebiet des neuen Staates lebte oder geboren war.[88] Angesichts der Bevölkerungsstruktur der Republik eine faktisch alternativlose Entscheidung: Ein Zensus von 1931 wies 31 Prozent der Bevölkerung als nichtpolnische „Nationalitäten" aus, nach Muttersprache, Bekenntnis oder einer Kombination von beidem.

Gleichwohl trat in Propaganda- und Organisationsanstrengungen – etwa einer „Weltallianz der Auslandspolen"[89] – neben die Rechtspraxis des *ius soli* eine politische Praxis des *ius sanguinis*, deren Exklusions- und Inklusionsparadigma ein ethnokulturelles, teils rassisches Nationsverständnis transportierte.[90] Auch dieses reichte in die Größenphantasien schon der Teilungszeit zurück: 1910 hatte der aus Lemberg angereiste Wacław Kruszka den Delegierten des *Polish National Congress* in Washington zugerufen,

82 Wie vorige.
83 Walaszek, Wychodźcy (Anm. 81), S. 80; Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 76, 88.
84 Ebd., S. 78.
85 Vgl. Kwartalnik Instytutu Naukowego do Badań Emigracji i Kolonizacji 1 (1926).
86 Vgl. zu parallelen Entwürfen einer polnischen Zivilisierungsmission „im Osten" den Aufsatz von Steffi Marung in diesem Band.
87 Walaszek, Wychodźcy (Anm. 81); vgl. a. dessen Beitrag in diesem Band.
88 F. Ryszki (Hrsg.), Historia państwa i prawa Polski 1918–1939 [Geschichte des polnischen Staats und Rechts 1918–1939], 2 Bde., Warszawa 1962/68, hier Bd. 1, S. 63–66.
89 "Światowy Związek Polaków u Zagranicy (Światpol)": Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 79.
90 Vgl. ebd., S. 76 f., 80.

> *Polen ist nicht einfach ein Land entlang der Weichsel, sondern eine Gemeinschaft von Menschen einerlei Ursprungs und Abstammung. Wo immer ein Pole sich niederlässt, wird ein Stück Polen geboren. Abstammung macht die Nation, nicht Boden. Boden mag Staatsbürger formen, nicht aber Landsleute.*[91]

Nach 1918 / 21 geriet diese vorgestellte transterritoriale „Größe" der Nation in systematischen Widerspruch zu den Institutionen, die ihre ausgedehnte Territorialisierung über plurikonfessionelle, sprachlich gemischte Landschaften im Westen und Osten absichern sollte.

2. Migrationsgeschichte und Erster Weltkrieg

Adam McKeown hat gegen die Zäsurchiffre „1914/18" eingewandt, sie sei vom transatlantischen Wanderungssystem instruiert, während innerasiatische und transpazifische Migrationen von den Verwerfungen des Ersten Weltkriegs vergleichsweise unbeeinflusst blieben und eher eine Periodisierung ab der Mitte des 19. Jahrhunderts bis ca. 1940 nahelegten.[92] Diesem Hinweis auf die globale Perspektive ist eine facettenreiche Methodendiskussion über Probleme, Desiderata und Prioritäten der Migrationsforschung überhaupt gefolgt.[93] Zugleich jedoch hat er den Status der Frage nach Zäsuren und Periodisierung noch einmal ausgewiesen, die zuweilen zur lässlichen Übung fürs Schulbuch herabgestuft worden ist:[94] Zäsurdebatten lassen sich als Marker konkurrierender historischer Wissensanordnungen begreifen. Sie verhandeln temporale Komplemente ethnisch-spatialer[95] Container-Behauptungen, den diachronen Reflex kultureller (Vor-) Rangpostulate. Es handelt sich, mit Michael Esch und in Anlehnung an Wolfgang Reinhard, um Produkte konfligierender Legitimationswissenschaft.[96] Die Frage an eine transnational ausgerichtete ostmitteleuropäische Geschichte wäre mithin, ob ihre Methoden auch ohne Rekurs auf konkurrierende Raumcontainer eurozentrisch instruierte Epochenpostulate zu verflüssigen vermögen. Das Folgende erörtert, welche Kontinuitäten und Diskontinuitäten sich unter der Perspektive der *flow-control*-Dialektik für die hier betrachteten Wanderungssysteme ausmachen lassen.

91 Walaszek, Wychodźcy (Anm. 81), S. 82; Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 76 f.

92 A. McKeown, Global Migration, 1846–1940, in: Journal of World History 15 (2004) H. 2, S. 155–189.

93 Suggestions and Debates, in: IRSH 52 (2007), S. 89–133.

94 W. Schulze, Ende der Moderne? Zur Korrektur unseres Begriffs der Moderne aus historischer Sicht, in: H. Meier (Hrsg.), Zur Diagnose der Moderne, München 1990, S. 69–97, hier v. a. S. 82; vgl. a. B. Bader-Zaar / Ch. Hämmerle, Neuzeit als Epoche – ein notwendiges heuristisches Prinzip?, in: Wiener Zeitschrift zur Geschichte der Neuzeit, 1 (2001) H. 2, S. 3–16.

95 Arjun Appadurais "ethnoscapes", um Missverständnissen vorzubeugen, meinen das glatte Gegenteil: A. Appadurai, Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization, London / Minneapolis 1996, v. a. S. 48–65.

96 M. Esch, Historisch-sozialwissenschaftliche Migrationsforschung als Delegitimationswissenschaft, in: Wadauer, Historische Migrationsforschung (Anm. 5), S. 60–78; W. Reinhard, Geschichte als Delegitimation, in: Jahrbuch des historischen Kollegs 2002, S. 27–37 (www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/1694/pdf/Delegitimation_01.pdf; letzter Zugr. 16.3.2010).

Polen

Der mächtegeschichtliche Zäsurcharakter des Ersten Weltkriegs kann angesichts der Zerschlagung beziehungsweise Reduktion der ost- und mitteleuropäischen Imperien und der folgenden Neustaatsbildungen – „Nationalstaaten" freilich allenfalls ihrem Anspruch nach – kaum in Frage stehen. Dass damit auch ein migrationsgeschichtlicher Einschnitt einhergehen würde, war zumindest die Erwartung zeitgenössischer Akteure.

So sorgten sich polnische Politiker vor einem plötzlichen Rückstrom derjenigen, die vor 1914 die Teilungsgebiete verlassen hatten, mit Überlastungseffekten für die fragile Wirtschaft des kriegsverheerten Staates.[97] Zwar remigrierten dann zwischen 1918 und 1923 in der Tat über 200.000 Menschen aus den Vereinigten Staaten, Kanada, Brasilien, Frankreich und Deutschland in die Zweite Republik,[98] doch lässt diese Zahl sich eher als Erfolg der polnischen Instanzen lesen, die aus den genannten ökonomischen Gründen die Remigrantion offensiv entmutigten.

Denn der US-Zensus von 1910 hatte 1,7 Millionen polnische Muttersprachler ausgewiesen, die oder deren Eltern im Ausland geboren waren;[99] Schätzungen aus der umgekehrten Richtung nehmen 2,5 Millionen Amerikawanderer bis 1914 an.[100] Hinzu kamen um 426.000 Polen im nichtpolnischen Russland und noch einmal 1,3 Millionen Migranten aus den Territorien der geteilten *Rzeczpospolita* in Deutschland, bei denen es sich allerdings um polnische so gut wie um deutsche Muttersprachler handeln konnte.[101] Für sie alle galt das oben Gesagte zur fließenden Grenze zwischen „Auswanderern" und Arbeitsmigranten auf unterschiedlich lange Zeit.

Nach Maßgabe der Zahlen kann mithin von einer Inversion keine Rede sein, ist im Gegenteil angesichts der Rückkehrerquoten vor 1914 eher eine Stabilisierung der Emigration anzusetzen. Dies umso mehr, als mancher Rückwanderer in Anbetracht der ökonomischen und politischen Fährnisse der ersten – in Polen noch kriegerischen, nämlich gegen die Sowjetunion – Jahre das Land bald neuerlich verließ.[102] Insgesamt ergibt sich so ein abflachender Trend, der über den Weltkrieg hinweggeht.

Indes verschoben sich die Wanderungsziele.[103] Zunächst fielen mit dem Ausscheiden der polnischen Territorien aus dem russischen Reichsverband, mit Oktoberrevolution und Krieg die Industrie- und Handelsstädte des Imperiums als Destinationen weitgehend aus. Zweitens bewirkte die US-amerikanische Quotierungspolitik der 1920er, dass Polen und andere Ostmitteleuropäer sich verstärkt nach Lateinamerika umorientierten. Inso-

97 Walaszek, Wychodźcy (Anm. 81), S. 82; Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 76 f.

98 Praszałowicz, Polen (Anm. 27), S. 263, und McCook, Arbeitswanderer (Anm. 29), S. 878, für die USA und Deutschland nehmen jeweils 100.000 bzw. 100.000–130.000 Rückwanderer an.

99 Praszałowicz, Polen (Anm. 27), S. 262.

100 Unten, S. 166; Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 250, 252, geht von 1,8 bis 2 Millionen aus, dezidiert unter Abzug von Ruthenen und Juden.

101 Praszałowicz, Polen (Anm. 27), S. 260 f.; Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 251, nimmt entsprechend nur 800.000 „Polen" in Deutschland an; vgl. a. Moch, Moving Europeans (Anm. 6), S. 124.

102 Walaszek, Migracja powrotna (Anm. 33); Praszałowicz, Polen (Anm. 27), S. 264.

103 Vor dem Krieg wandten sich 85 bis 90 % der intrakontinentalen Migranten nach Deutschland, die USA nahmen etwa denselben Anteil der Transkontinentalwanderer auf: Morawska, Migrations (Anm. 12), S. 248.

fern der legislative Erfolg von Nativismus und Restriktionismus in den USA – vergleichbar dem institutionellen Triumph der ja ebenfalls bereits vor 1914 mächtigen Nationalbewegungen in Ostmitteleuropa – mit dem Weltkrieg in Verbindung gebracht werden kann, kommt diesem in der Tat ein Zäsurcharakter in Hinblick auf die Kontrollseite von Migration zu.

Ähnlich verschlechterte sich die Situation der polnisch(stämmig)en Zuwanderer in Deutschland, insbesondere an der Ruhr, aufgrund von Wirtschaftskrise und wachsendem Naturalisierungs- und Assimilationsdruck, noch angeheizt durch verschärfte Feindseligkeiten als Resultat des Krieges. Durch Abwanderungen nach Polen oder in die französischen und belgischen Industrie- und Bergbauregionen reduzierte sich die ruhrpolnische Diaspora von bis zu 400.000 auf gut 100.000 Menschen.[104]

Umgekehrt wandelte sich Frankreich vom klassischen Exilland polnischer Eliten zur Destination für Arbeitsmigranten. Dabei spielte die Politik der Zweiten Republik eine nicht zu unterschätzende Rolle, die solche Hinwendungen zum „Alliierten" und Abkehr vom „Feind" durch zwischenstaatliche Abkommen, Hilfestellungen und Propaganda zu fördern suchte.[105] Belief sich die Zahl polnischstämmiger Arbeiter in Frankreich 1914 auf 25.000 bis 30.000, so folgten ihnen in der Zwischenkriegszeit 700.000, von denen die übergroße Mehrheit blieb.[106]

Schließlich betraf der Wandel das Komplement der Migrationsgeschichte, die Diaspora. In Deutschland verlor sie mit dem quantitativen Abschmelzen ihre Physiognomie fast vollständig. Gleichzeitig begann, nachdem das mobilisierende Ziel der Staatserneuerung erreicht war, die Mehrheit der Aktivisten sich jedoch vom ideologischen Profil Piłsudski-Polens enttäuscht sah, auch angesichts des innenpolitischen Klimawechsels, in den USA der bereits erwähnte, teils sehr bewusste Umbau der Selbstverständigung von „Polen in Amerika" zu „Amerikanern polnischer Herkunft". In den 1930ern war diese Neuausrichtung der diasporischen Identitätspolitik weitgehend abgeschlossen.[107]

Kurz, für Polen stellte der Erste Weltkrieg aus migrationsgeschichtlicher Perspektive weniger eine Zäsur dar bezüglich der Dominanz von Aus- über Einwanderung, wohl aber hinsichtlich der Zielorte sowie der Diasporaprofile. Die Gründe lagen in den ökonomischen Kriegsfolgen, veränderten Lenkungspolitiken der wichtigsten Empfängerländer, schließlich in Reaktionen und Gegenreaktionen auf den politischen Umbruch hin sowohl innerhalb der Auswanderergemeinschaften als auch seitens der Eliten in Polen selbst – wobei diese, das Emanzipationsbegehren der *Polonia* und der Anspruch an sie als nationale Ressource, zunehmend in ein Spannungsverhältnis traten.

104 McCook, Arbeitswanderer (Anm. 29), S. 871, 877–879.
105 Walaszek, Wychodźcy (Anm. 81), S. 86.
106 Ders., Polska diaspora (Anm. 13), S. 182.
107 Näher ders. in diesem Band.

Exkurs: Böhmen, Mähren, Oberungarn / Tschechoslowakei

Als komparative Ergänzung mit Blick auf die Frage, ob oder inwieweit diese Befunde für „Ostmitteleuropa" stehen können, seien die Länder der böhmischen Krone und Oberungarn bzw. die Slowakei herangezogen. Wie die polnischen Teilungsgebiete weisen die Landschaften der späteren ČSR trotz einer teils rasanten Industrialisierung während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen negativen Wanderungssaldo auf. Um 1,6 Millionen Menschen verließen zwischen 1850 und 1914 Böhmen und Mähren, ein Drittel davon nach 1900. Mindestens 350.000 gingen in die USA, ebenso wie rund 620.000 Slowaken.[108]

Etwa die Hälfte der auswandernden Tschechen jedoch wandte sich nach anderen Teilen der Monarchie, vor allem dem Zentralraum Wien und Niederösterreich, aber auch nach Budapest oder Krakau.[109] Kern-Ungarn wiederum stellte das inner-imperiale Hauptziel für slowakische Migranten dar; rund 300.000 lebten dort um 1910.[110] Allgemein bewegten sich die innerhabsburgischen Arbeitswanderer gemeinsam mit solchen aus unmittelbar benachbarten Gegenden in regionalen Arenen, wobei Sprach- und Verwaltungsgrenzen eine nachrangige Rolle spielten; ausschlaggebend waren vielmehr etablierte oder sich neu entwickelnde Marktzusammenhänge.[111] In diesem Rahmen nun stellten Böhmen und Mähren trotz ihres negativen Nettosaldos auch Einwanderungslandschaften dar, vor allem für Deutsche (Böhmen) und Ungarn (Mähren) aus den angrenzenden Territorien.[112]

Der Umschwung nach dem Ersten Weltkrieg fiel dann dramatischer aus als im polnischen Fall. Allein aus Wien kehrten 150.000 Tschechen zurück, während nur rund 80.000 blieben.[113] Dazu trug nicht unerheblich bei, dass die stabiler prosperierende neue Republik im Unterschied zu Polen eine aktive „Repatriierungs"-Politik betrieb. Auf der anderen Seite verschärfte sich die bereits vor 1914 anziehende Magyarisierungspolitik in Ungarn und bewegte zahlreiche Slowaken zur Remigration, während umgekehrt Magyaren die Slowakei in Richtung des nationalen „Rest-Ungarn" verließen.[114] Im Anschluss endete die vormalige imperiale Binnenmigration und trat an ihre Stelle eine Wanderung zwischen der Slowakei und Böhmen, die es zuvor kaum gegeben hatte, also eine abermals innerstaatliche (Arbeits-) Migration unter neuen Vorzeichen.[115] – Die

108 H. Zeitlhofer, Tschechien und Slowakei, in: Bade, Enzyklopädie (Anm. 5), S. 272–287, hier S. 276–280. Die wichtigsten kontinentalen Destinationen waren neben Deutschland Ost- und Südosteuropa: ebd., S. 278 f.; J. Vaculík, Tschechische Siedler in Wolhynien von den 1860er bis zu den 1940er Jahren, in: Bade, Enzyklopädie (Anm. 5), S. 1044–1047.

109 Zeitlhofer, Tschechien und Slowakei (wie vorige), S. 277; M. Glettler, Tschechische Arbeitswanderer in Österreich im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Bade, Enzyklopädie (Anm. 5), S. 1042–1044; dies., Die Wiener Tschechen (Anm. 31).

110 Zeitlhofer, Tschechien und Slowakei (Anm. 108), S. 278.

111 Hahn, Migration (Anm. 4), S. 157.

112 Ebd.

113 Glettler, Arbeitswanderer (Anm. 109), S. 1044.

114 Sundhaussen, Geschichte (Anm. 13), S. 456; Zeitlhofer, Tschechien und Slowakei (Anm. 108), S. 280.

115 Zeitlhofer, Tschechien und Slowakei (Anm. 108), S. 281.

Ströme reagierten auf intensivierte staatliche Rahmensetzungen und Nationalpolitiken einerseits, Verschiebungen der makroökonomischen Parameter andererseits. Stachen diese signifikant voneinander ab, unterschieden sich auch die Folgen; wirkten sie homogen, zeitigten sie parallele Effekte.

Entsprechend weist die tschechische und slowakische Kontinental- und Überseemigration zwischen 1920 und 1937 ähnliche Konturen auf wie die polnische. Von rund 180.000 Auswanderern ging weiterhin ein großer Teil in die USA, bis deren Quotierungsregime auch die Doppelnation betraf und sie ab 1924 von Deutschland als Destination abgelöst wurden, vor allem jedoch von Frankreich, auch Lateinamerika. Zwar wurde die ČSR in stärkerem Maße als Polen Einwanderungsland, nicht zuletzt für Exilanten aus dem revolutionären Russland und nach 1933 aus Deutschland.[116] Insgesamt jedoch ergibt der Abgleich eine modifizierte Parallele zur polnischen Migrationsgeschichte um den Ersten Weltkrieg: das Bild einer spürbaren Zäsur, gerahmt in strukturelle Kontinuitäten.

Einerseits schlägt sich darin die fundamentale Modifikation der Kontrollseite nieder. Andererseits indes kommen Relativierungen ans Licht, insbesondere aber entsteht ein klareres Bild, was sich durch Krieg und Deimperialisierung im euro-atlantischen Migrationssystem änderte. Und nicht zuletzt wird deutlich, an welcher Stelle der kritische Impuls der transnationalen Migrationsforschung weiter zu verfolgen wäre.

Die Forschungen zum Habsburger Kernraum sind noch in einer anderen, letztlich methodischen Hinsicht hierfür instruktiv. Zunächst relativieren sie die eingangs reproduzierte These von der Massenmigration als Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozess.[117] Zum einen wandte sich ein großer Teil der Arbeitswanderer im 19. Jahrhundert nach Kleinstädten und (Fabrik-) Dörfern,[118] so dass von einer Urbanisierung im landläufigen Sinne allenfalls mit dem Anwachsen – und der davon noch einmal zu unterscheidendenden kulturell-strukturellen Wandlung – dieser Streuindustrien zu (Groß-) Städten zu sprechen wäre. Zum anderen greift „Industrialisierung" zu kurz, insofern die Betroffenen zwischen landwirtschaftlichem, industriellem und tertiärem Sektor nach Opportunität wechselten.[119] Aus dieser Perspektive kaum minder verzerrend scheint der semantisch diminutive Begriff der Binnenmigration, in dem ein eingestandenes oder uneingestandenes „nur" mitschwingt.[120] Derweil konnte der Umzug von Ostmitteleuropa in ein amerikanisches Diasporamilieu unter Umständen mit geringeren transkulturellen Verarbeitungs- und Adaptionsanforderungen einhergehen als der auf ein konfessionell, sprachlich, sozial oder wirtschaftsstrukturell, jedenfalls alltagsweltlich vom Herkunftsort abstechendes Nachbarterrain. Abschließend sei deshalb eine Überlegung angestellt, wie

116 Ebd.; vgl. a. Deutsches Wirtschaftsjahrbuch für die Tschechoslowakei 3 (1934/35), S. 143 f., 161.

117 Zu ihrem moderneskeptischen Ursprung vgl. Hahn, Migration (Anm. 4), S. 51.

118 Ebd., S. 18.

119 Auch für die weiterführende Literatur: ebd., S. 94, 205–228. Konziser Abriss der empirischen Differenzierungen: Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 23f.

120 Eine Semantik, die sich abermals historischen Machtanliegen dankt, deren Problematisierung von Phänomenen entlang Verwaltungsgrenzen und über die Betroffenen hinweg: vgl. Hahn, Migration (Anm. 4); Steidl, Ein ewiges Hin und Her (Anm. 17), S. 20, passim.

sich Transnationale Geschichte für den mikrohistorischen Gebrauch konzeptionalisieren ließe, um solche Vermutungen im Sinne einer weitergehenden Revision eingeschliffener Vergangenheitsbilder zu überprüfen.

3. Translokation

Die knappe Bestandsaufnahme zur Integration ostmitteleuropäischer Gesellschaften in das atlantische Migrationssystem, zu deren Wirkungen und Rückwirkungen und zum Zäsurcharakter des Ersten Weltkrieges weist eines nachhaltig aus: die Wechselwirkung zwischen Wanderungsströmen und politischen Steuerungsanliegen. Dergestalt zieht sie gängige ex-post-Erzählrahmen von Massenmigration in Zweifel, erkenntnisstrukturierende Kategorien vom Typ „Polen", „Amerika", „Ostmitteleuropa", „Binnenwanderung": Transnationale Geschichte betreibt die Dekonstruktion rivalisierender Großerzählungen, indem sie die Konstruktion ethnokulturell-spatialer Container-Behauptungen und ihrer temporalen Komplemente als Dialektik von Verflechtung und Abgrenzung beschreibt. Entsprechend scheint es lohnend, in einem nächsten Schritt konkrete Aushandlungen solcher Wissensordnungen auf einem elementaren Level zu betrachten, auf der Ebene der beteiligten Akteure.

Zahleiche Ansätze dazu finden sich in zeitgeschichtlichen Betrachtungen und Gegenwartsanalysen. Eben daraus jedoch resultiert allzu leicht eine undifferenzierte Neuheitsannahme, die mangels historischer Rückbindung ihre Absetzung der Gegenwart nicht überzeugend zu begründen vermag.[121] Zweitens geraten etlichen „Trans"-Studien ihre Räume allzu leicht zu ortlosen „in-betweens", verbunden mit Postulaten kaum restringierter Handlungsmacht und Deutungsautonomie seitens der mobilen Akteure – während andere Perspektiven umgekehrt zur empathischen Viktimisierung von Migranten neigen.[122] Beidem gegenüber müsste eine transnationale Mikrogeschichte einerseits die Perspektive der Akteure, andererseits die Macht der zeitgenössischen Kategorienbildung ernstnehmen und beides auf einander beziehen.[123] Die Frage lautet dann zunächst, wie „Migration" allererst entsteht: Wie kam es im Zeitverlauf jeweils zu der Übereinkunft, jemand sei ein „Migrant"?

Die zurückgelegten Kilometer sind offenkundig so wenig ein tauglicher Gradmesser wie zeitlose Kulturdifferenziale. Konnte, wie oben angenommen, für den Einzelnen der Wechsel in ein anderes Stadtviertel unter Umständen mehr „bedeuten" als die „Auswanderung" von einem Industriebezirk in eine sprachlich-alltagskulturell analog besiedelte Arbeiterschaft eine halbe Welt entfernt, so wäre erst noch zu eruieren, wann und wie

121 Vgl. demgegenüber etwa die kritisch abwägende Fallstudie N. Foner, From Ellis Island to JFK, in: Gabaccia / Ruiz, American Dreaming (Anm. 40), S. 530–548; auch J. Dahinden, Der Anfang vom Ende eines neuen Konzepts? Transnationalismus am Beispiel der sozialen Netzwerke von albanischen Migrantinnen aus dem ehemaligen Jugoslawien, in: David / Lüthi / Zeugin, Transnationalismus (Anm. 2), S. 93–110.

122 Systematische Kritik: Esch, Migrationsforschung (Anm. 96).

123 Vgl. Gabaccia / Hoerder / Walaszek, Emigration (Anm. 7), S. 64: "By focusing on policy and terminology toward the mobile, we inevitably discover national self-understandings"; systematisch: Middell, Transnationalisierung (Anm. 2).

dessen Sinnstiftung mit den politischen Ansprachen synchronisiert wurde – oder eben nicht.

In dieser Lesart meint Transnationale und Globalgeschichte weniger eine Spreizung des Beobachtungswinkels, als primär eine methodische Aneignung von basalen Problemstellungen wie Konnektivität und Verräumlichung, *flow* und *control*, Austausch, Adaption und Rekontextualisierung für durchaus kleinteilige, eher vom Prozess als vom Schauplatz hergeleitete Gegenstände.[124] Als terminologischer Kunstgriff, solche Prozesse und ihre Kontingenz differenziert zu fassen, sei der Begriff der „Translokation" vorgeschlagen. Damit ist dezidiert kein alternatives Konzept zur Transnationalisierung[125] gemeint, sondern ein heuristisch öffnendes: Trans-*nationale* bzw. nationalisierende Impulse und deren Verarbeitung kommen zentral in den Blick, indes in ihrem synchronen und diachronen Verhältnis zu konkurrierenden raumbezogenen Sinnstiftungen.

Es geht vielmehr um den Vorgang, in dem Akteure vorderhand stumme Orte, *loci*, die sie oder andere passieren, als bezugsstiftenden Kontext zu lesen lernen, der ihnen einen Identitätstext zugleich ermöglicht und abnötigt. Der insignifikante *locus* wird zum signifizierten *topos* von konstitutivem Rang für eine Erzählung, die Mobilität zu „Migration", de facto zu Entwicklung, überhaupt erst einer „Geschichte" dignifiziert. Translokation, verstanden als Zusammenspiel von kontextueller Herantragung, Autonarration und Diskursabgleich, generiert mithin erinner- und vermittelbare Situationen als Metonymien oder Symbole einer als einschneidend chiffrierten räumlichen Veränderung – *lieux de passage,* ließe sich sagen. Sie bezeichnen den Elementarprozess, in dem die Akteure die Container aushandelten, an die sie zu glauben bereit waren.

Nach Maßgabe des oben gesagten geht es dabei um mehr als ein Spiel mit Komplexitätsgraden. Zur Debatte steht das Machtspiel, in dem kontrollformatierte Wanderungsbehauptungen („Kontext") und Selbsterzählungen („Identitätstext") zusammenwirken und so für sich sterile Mobilitätsbefunde in Geschichte(n) ummünzen („Translokation"). Ein *Lieu de passage* ist nichts anderes als das Kondensat dieses Machtspiels, seine Analyse Mikroanalyse der Macht. Als solche könnte sie die voranstehenden Betrachtungen ergänzen und das Verständnis für die in ihnen beschriebenen Dialektiken schärfen.

124 Ansätze, wiewohl mit dem erwähnten präsentistischen Bias: Glick Schiller / Basch / Blanc-Szanton, Immigrant to Transmigrant (Anm. 5); David / Lüthi / Zeugin, Transnationalismus (Anm. 2); pragmatisches Beispiel: Gabaccia / Ruiz, American Dreaming (Anm. 40). Vgl. a. d. Tagungsbericht Points of Passage: Jewish Transmigrants from Eastern Europe in Germany, Britain, and Scandinavia. Hamburg, 13.–15.9.2008, in: H-Soz-u-Kult, 16.12.2008, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=2420 (letzter Zugr. 16.3.2010).

125 So etwa das der Translokalität: vgl. U. Freitag, Translokalität als ein Zugang zur Geschichte globaler Verflechtungen, in: H-Soz-u-Kult 10.6.2005, http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/2005-06-001.pdf. (letzter Zugr. 16.3.2010), v. a. S. 6–9. Freitags Abgrenzung scheint angesichts ihrer dezidiert konstruktivistischen Fassung des „Lokalen" (ebd., S. 7 f., 10 f.) zwar keineswegs zwingend, doch scheinen sich auch dort verschiedentlich Essentialisierungen der vorgestellten (Untersuchungs-) Räume einzuschleichen (ebd. S. 8 f., 15).

Von „Polen in Amerika“ zu „Amerikanern polnischer Herkunft“. Migration, Diaspora und ethnische Imaginationen 1870–1930

Adam Walaszek

ABSTRACT

“Poles in America” to “Americans of Polish descent”. Migration, Diaspora, and Ethnic Imagination, 1870–1930

19th century Polish mass emigration became an issue of political and ideological struggles early on, leading to intense reciprocal effects between societies of origin and destinations. While emigrants to the USA first tended to hang on to imaginations of local “smaller homelands”, nationalizing actors and agencies ultimately succeeded in transforming them into a nationally conscious diaspora (*Polonia*), rallied around the cause of Polish independence. National-patriotic engagement reached a peak during and immediately after World War I, with the diaspora actively supporting Polish war efforts and diplomacy. In the early 1920s, though, a rapid alienation set in, due to ideological cleavages between political elites in Poland and abroad, to frustrating personal experience, last not least to US politics of identity. Over the following decade, the “myth of home” collapsed, as *Polonia* institutions and its constituencies increasingly re-identified as “Americans of Polish descent” rather than as “Poles abroad”.

Die polnische Emigration, die im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Massenphänomen wurde, hat bereits früh politische Deutungskämpfe provoziert, positionsabhängige Selbst- und Fremdbeschreibungen. Dabei kam es zu intensiven Wechselwirkungen zwischen Herkunftsgesellschaft und Destinationen. Um es an einem begriffsgeschichtlichen Befund zu illustrieren: Die Auswanderergemeinden, die wir heute als „polnische Diaspora“[1] bezeichnen würden, werden in Polen traditionell als *Polonia* angesprochen – ein

1 Zu Definitionen von Diaspora vgl. R. Cohen, Global Diasporas. An Introduction, Seattle 1997; A. Walaszek

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 164–185.

Terminus, der in den Vereinigten Staaten geprägt wurde, von dem Journalisten und Publizisten Władysław Dyniewicz. Erst später fand er auch in Europa Verwendung.[2]
Indes widmete man auch in den Territorien des geteilten Polen der Emigration, zumal in nationalbewegten Kreisen, bereits seit den 1870er Jahren starke Aufmerksamkeit und diskutierte ihre gesellschaftlichen Auswirkungen.[3] Journalisten, Wissenschaftler und Politiker sorgten sich gleichermaßen um die Folgen der Migration für die Wirtschaft wie für die nationale Identität:[4] Waren jene, die Polen verlassen hatten, immer noch als Polen zu betrachten[5] – oder verlor Polen nicht nur Einwohner, sondern auch Konationale? Schien es doch offenkundig, dass jede Nationalbewegung, wollte sie erfolgreich sein, sich auf eine starke, möglichst wachsende Bevölkerung stützen musste,[6] und entsprechend bezeichnete ein prominenter Sozialist im österreichischen Teilungsgebiet die Emigration als „Galiziens schwerste soziale Krankheit".[7] Die 1895 in Galizien gegründete Bauernpartei sah es ähnlich.[8] Das Wort vom „Aderlass" ging um.[9] Gebildete, urbane Nationalisten vermeinten, dass in erster Linie einfache Menschen emigrierten, die keine Vaterlandsliebe empfänden, keinen Sinn für die nationale Gemeinschaft hätten und sich allenfalls ihren Herkunftsdörfern und „privaten Vaterländern" verbunden fühlten.[10] Aus dem Ausland

(Hrsg.), Polska diaspora [Polnische Diaspora], Kraków 2002; K. Groniowski, "Czwarta dzielnica". Zadania Polonii amerykańskiej wobec kraju (do 1918 r.) ["Das vierte Teilungsgebiet". Die Funktion der amerikanischen Polonia für die Heimat (bis 1918)], in: Przegląd Zachodni 39 (1983) H. 1, S. 27–42, hier S. 27 f.; E. Morawska, Changing Images of the Old Country in the Development of Ethnic Identity among East European Immigrants, 1880s–1930s: A Comparison of Jewish and Slavic Representations, in: YIVO Annual of the Social Science 21 (1994), S. 273–341, hier S. 283–285.

2 A. Brożek, Polish Americans 1854–1939, Warszawa 1985, S. 175 f.

3 Zu den Folgen der Migration A. Walaszek, Preserving or Transforming Role? Migrants and Polish Territories in the Era of Mass Migrations, in: D. Hoerder / J. Nagler (Hrsg.), People in Transit: German Migrations in Comparative Perspective, Cambridge 1995, S. 101–124; E. Morawska, Labor Migrations of Poles in the Atlantic World Economy, 1880–1914, in: Comparative Studies in Society and History 31 (1989) H. 2, S. 237–272.

4 A. Walaszek, Migracje i ziemie polskie w dobie masowych wędrówek zarobkowych [Polen und die Migration in der Zeit der massenhaften Arbeitsmigration], in: Przegląd Polonijny 18 (1992) H. 3, S. 43–65; Morawska, Labor Migrations (wie vorige); B. Murdzek, Emigration in Polish Social-political Thought, 1870–1914, New York 1977.

5 Zu diesem Thema vgl. D. R. Gabaccia / D. Hoerder / A. Walaszek, Emigration and Nation-Building during the Mass Migrations from Europe, in: N. L. Green / F. Weil (Hrsg.), Citizenship and Those who Leave: The Politics of Emigration and Expatriation, Urbana 2007, S. 63–90.

6 J. L. Popławski, Pisma polityczne [Politische Schriften], Kraków / Warszawa 1910, Bd. 2, S. 188, 200. Vgl. auch J. Okołowicz, Wychodźstwo i osadnictwo polskie przed wojną światową [Polnische Emigration und Neuansiedlung vor dem Weltkrieg], Warszawa 1920, S. 10–11.

7 Naprzód (Kraków) 119, 28. Mai 1913, S. 3.

8 Erstes Programm der Bauernpartei, in: Przyjaciel Ludu, 18 (1895), hier nach S. Kieniewicz, Galicja w dobie autonomicznej 1850–1914 [Galizien zur Zeit der Autonomie 1850–1914], Wrocław 1952, S. 268–270; Popławski, Pisma polityczne (Anm. 6), Bd. 2, S. 201.

9 M. Szawleski, Kwestia emigracji w Polsce [Die Emigrationsfrage in Polen], Warszawa 1927, S. 25, 49 f., 59 f.

10 L. Caro / K. English, Emigracja i polityka emigracyjna ze szczególnem uwzględnieniem stosunków polskich [Emigration und Emigrationspolitik, unter besonderer Berücksichtigung der polnischen Verhältnisse], Poznań 1914, S. 23; Murdzek, Emigration (wie Anm. 4), S. 135 f., 174; K. Murzynowska, Związki polskiego wychodźstwa zarobkowego w Zagłębiu Ruhry z krajem w latach 1870–1918 [Die Verbindungen der polnischen Arbeitsemigranten im Ruhrgebiet zum Heimatland, 1870–1918], in: E. Kaczyńska (Hrsg.), Polska klasa robotnicza. Studia historyczne [Die polnische Arbeiterklasse. Historische Studien], Bd. 10, Warszawa 1983, S. 101–133, hier S. 102; der Ausdruck „private Vaterländer" stammt von Stanisław Ossowski, Analiza socjologiczna pojęcia ojczyzny [Soziologische Analyse des Begriffs Vaterland], in: ders., Z zagadnień psychologii społecznej [Probleme der Sozialpsychologie], Warszawa 1967, S. 201–235.

kamen düstere Berichte über das mangelnde Nationalgefühl der Emigranten; zumal in Kanada und den Vereinigten Staaten würden sie „entpolonisiert". Sollten sie der Nation erhalten bleiben, sei unter den Auslandspolen intensive Arbeit leisten.[11]
Indes bewerteten nicht alle Nationalisten die Emigration – selbst die endgültige – so negativ, zumal viele die Beobachtung machten, dass die Emigranten nationale, die regionalen überwölbende Gemeinsamkeiten entdeckten, wo sie sich Menschen gänzlich anderer Prägung gegenübersahen.[12] Bereits 1879 hatte Agaton Giller, ein zu der Zeit in der Schweiz lebender Exilant, berichtet, dass

> *jeder polnische Bauer, aus welcher Provinz Polens er auch kommen mag* […] *wenn er einmal auf fremden Boden und unter Fremde geraten ist, Sympathien für Polen und ein Bewusstsein seines nationalen Charakters entwickelt.*[13]

Der polnisch-amerikanische Historiker Stanislaus Blejwas hat kürzlich erneut die in der Literatur schon klassische Frage aufgeworfen, ob die bäuerlichen Migranten ein polnisches Nationalbewusstsein besaßen, und wenn ja, ob sie in Amerika entnationalisiert wurden – „[oder] konnten polnische bäuerliche Immigranten in Amerika [...] für die Sache der Unabhängigkeit mobilisiert werden?"[14]
Unter den geschätzt 2,5 Millionen Auswanderern, die vor 1914 aus dem geteilten Polen nach Amerika gelangten, stellten Bauern und Dörfler die überwältigende Mehrheit. Deren Nationalisierungsgrad war noch in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts gering, ihr identitätsstiftender Referenzrahmen war die engere Heimat (*okolica*): Die Antwort auf Fragen nach einer kollektiven Zugehörigkeit lautete gemeinhin, man sei „von hier", unter Beifügung des Dorfnamens oder eventuell der Region. In einer neuen, unvertrauten Umgebung indes stellte sich auch die Identitätsfrage neu. Ein junger Mann aus Czarny Dunajec, der 1893 mit seinen Eltern nach Budapest gegangen war, schrieb später:

> *Hier finde ich verschiedene Nationalitäten, Magyaren, Deutsche, [I]taliener, Kroaten, Slowaken, Tschechen und uns selbst, Polen aus ganz Galizien […] und jede bleibt unter sich, bei der Arbeit und auch hinterher. Nur bei Streitigkeiten oder Meinungsverschie-*

11 F. Znaniecki, Widoki dla wychodźców polskich w Kanadzie [Die Aussichten für polnische Auswanderer in Kanada], in: Wychodźca Polski 1912, 11/12, S. 7–13; IV Zjazd prawników i ekonomistów polskich. Obrady sekcji ekonomicznej [4. Polnische Juristen- und Ökonomenkonferenz. Beratungen der Ökonomischen Sektion], in: Czasopismo prawnicze i ekonomiczne 8 (1907), S. 189, 219; R. Dmowski, Wychodźcy galicyjscy w Kanadzie [Galizische Auswanderer in Kanada], in: Słowo Polskie (Lwów) 9. Mai, 1904, S. 1; Ze zjazdu prawników i ekonomistów (Dokończenie) [Von der Juristen- und Ökonomenkonferenz (Schluss)], in: Słowo Polskie 457, 9. Oktober, 1906, S. 3.

12 J. Molenda, Chłopi, naród, niepodległość: Kształtowanie się postaw narodowych i obywatelskich chłopów w Galicji i Królestwie Polskim w przededniu odrodzenia Polski [Bauern, Nation, Unabhängigkeit: Die Herausbildung nationaler und bürgerlicher Einstellungen bei den Bauern in Galizien und im Königreich Polen am Vorabend der Wiederherstellung Polens], Warszawa 1999, S. 39 f.; T. Kizwalter, O nowoczesności narodu. Przypadek polski [Zur Modernität der Nation. Der Fall Polen], Warszawa 1999.

13 Zit. nach F. Renkiewicz, Poles in America 1608–1972. A Chronology and Fact Book, Dobbs Ferry 1973, S. 64.

14 S. A. Blejwas, American Polonia and the School Strike in Września, in: Polish American Studies 59 (2002) H. 1, S. 9–59, hier S. 9 f.

> *denheiten teilen sie sich in zwei Lager. Magyaren, Deutsche und [I]taliener zusammen, und Polen, Slowaken und Tschechen zusammen. Wir sind uns näher, denn wir können uns einfacher verständigen.*[15]

Dabei handelte es sich weder um einen eindeutigen noch um einen kontinuierlichen Prozess. Ethnizität wurde nicht nur permanent erfunden, sie wurde ebenso konstant neu erfunden.[16] Im Folgenden werde ich versuchen, einen Abriss dieser Erfindung und Neuerfindung von Ethnizität durch polnischstämmige Gruppen in den USA zu geben. Ein besonderes Augenmerk wird Repräsentationen der „Heimat" seitens gesellschaftlicher und politischer Institutionen der Immigranten sowie ihrer Publizistik gelten. Im einzelnen wird die Rolle der „nationalen Sache", also polnischer Unabhängigkeitsbestrebungen gegenüber den Teilungsmächten, in der Selbstverständigung der amerikanischen *Polonia* herauszuarbeiten sein sowie die Bedeutung des Ersten Weltkrieges und der staatlichen Wiedererrichtung Polens für den Zerfall des Heimat-Mythos und die Neupositionierung der Auslandspolen in den USA als polnisch-amerikanische *ethnic group*. Es geht mithin um eine differenzierte Analyse von Trans-Nationalisierungsprozessen im Zusammenhang der atlantischen Massenmigration im 19. und frühen 20. Jahrhundert.

Kleines und *großes Vaterland* in der Fremde

Das Nationalgefühl der Emigranten in Amerika entwuchs zunächst weniger deren ethnischen Wurzeln oder ihrer kulturellen Identität als dem Bedürfnis, ein „Zuhause" zu konstruieren, auf das sich identifizierend Bezug genommen werden konnte. Ursprünglich waren solche Zugehörigkeitsgefühle durch die Erinnerung an die *okolica*, die Heimatgegend und lokale Folklore, geprägt. Emigranten, die sich auf dem Land niedergelassen hatten, errichteten dort kleine Altäre und Wegkreuze, wie sie für polnische Dörfer typisch waren. In den Städten benannten sie ihre Wohnviertel nach denen im Heimatland. In Cleveland freilich hießen die Bezirke Warschau, Posen oder Krakau und überwanden so gewissermaßen bereits die durch die Teilungen Polens gezogenen Trennlinien.[17] Mit Verwunderung äußerte der Journalist Emil Dunikowski während seines Amerikaaufenthaltes: „Dies ist nicht Amerika! Dies ist Tarnów, Stanisławów!"[18] Und schon nach wenigen Jahren begannen vertraute Kirchensilhouetten die polnischen Viertel zu dominieren.

15 J. Bukowski, Życiorys tułacza, syna Podhala [Lebensbeschreibung eines Heimatlosen, Sohn des Karpatenvorlandes], handschriftl., in: Pamiętniki wiejskich działaczy społecznych [Erinnerungen sozialer Dorfaktivisten], Instytut Gospodarstwa Społecznego, Szkoła Główna Handlowa, Warszawa, 1–2.

16 K. N. Conzen / D. A. Gerber / E. Morawska / G. E. Pozzetta / R. J. Vecoli, The Invention of Ethnicity: the Perspective from the USA., in: Journal of American Ethnic History 12 (1992) H. 1, S. 3–41.

17 D. Kolinski, Shrines and Crosses in Rural Central Wisconsin, in: Polish American Studies 51 (1994) H. 2, S. 33–48.

18 E. H. Dunikowski, Wśród Polonii w Ameryce. Druga seria 'Listów z Ameryki' [In der amerikanischen Polonia. Zweite Folge der 'Briefe aus Amerika'], Lwów 1893, S. 41.

> *Als ich diese Kirche sah, die des Hl. Johannes von Krakau, musste ich weinen, weil ich darin meine Kirche in Polen wiedererkannte. Ich war in Polen und wir hatten eine wunderschöne Kirche, Hochaltäre, Säulen und all das,*

berichtete eine Immigrantin aus Chicago. „Wegen dieser Kirchen wollte ich gern in Chicago leben" – und so blieb sie.[19]

Gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sollten eine breitenwirksame Politik, der Krieg und die neue Massenkultur solche Vorstellungen von Zugehörigkeit und Identität modifizieren und ausweiten, wobei Intelligenzia, deklassierter Kleinadel und Klerus eine entscheidende Rolle spielten.[20] Sie gründeten Unterstützungsnetzwerke und Institutionen, die Bildung vermittelten und nationalpolitische Diskussionen anregten. Dieser Prozess jedoch lief nicht nur unter dem Vorzeichen der in Amerika neu geschaffenen Zusammenhängen ab, sondern war durchwirkt von den aus Polen importierten ideologischen Kämpfen zwischen politischen Führern der *Polonia*, namentlich hinsichtlich der Frage, wie die Unabhängigkeit Polens wiederhergestellt werden könne – und welche Rolle dabei die Diaspora spielen solle.

Welches Polen, wann und wie?

Zu Beginn der Ansiedlung in Amerika waren die Ideen der auslandspolnischen Führungsfiguren geprägt vom fatalen Scheitern des Januaraufstands 1863 im russischen Teilungsgebiet. Grob gesprochen reagierte die Linke mit dem Postulat, eine künftige nationale Erhebung müsse mit sozialen Reformen und tiefgreifendem gesellschaftlichen Wandel verknüpft sein: Der Freiheitskampf solle sich auf das Volk (*lud*) und nicht (wie bisher) primär auf den Adel stützen; dessen Eigennutz und Klasseninteresse seien für das polnische Unglück verantwortlich. Das konservative Lager hingegen gab sich überzeugt, der *lud* sei zu patriotischem Handeln noch nicht bereit. Der polnische Episkopat – der im Übrigen die Emigration grundsätzlich als ein Übel ansah – assoziierte Polonität vor allem mit Katholizismus, den es in erster Linie zu bewahren gelte; ein Kampf um Unabhängigkeit sei verfrüht, ja nur ein göttliches Wunder (*cud*) könne diese wiederherstellen. Insbesondere die von Pariser Exilanten um 1840 gegründete Bruderschaft *Zgromadzenie Zmartwychwstania Pana Naszego Jezusa Chrystusa* oder *Congregatio a Ressurectione Domini Nostri Iesu Christi*, in Amerika dann *Congregation of Resurectionists*, trug diese Botschaft zu den Polen in den USA.[21]

Derweil brachten im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts politische Exilanten und Flüchtlinge auch die konkurrierende Idee eines notwendigen Unabhängigkeitskampfes nach Übersee. Säkulare und demokratische Gruppen in New York, die „Polnische Ge-

19 Chicago Historical Society, Oral History of Chicago Polonia, CIS–049 Mappe 5–6, S. 6 f.

20 M. Hroch, Małe narody Europy, Wrocław 2003, S. 79–87.

21 M. E. Cygan, Inventing Polonia. Notions of Polish American Identity, 1870–1990, in: Prospects. An Annual of American Cultural Studies 23 (1998), S. 209–246.

meinde" in Chicago (*Gmina Polska*, gegr. 1866) und bald andere Vereinigungen erklärten die Befreiung der Heimat zur Hauptaufgabe der Emigration.[22]
Schon 1873 kollidierten anlässlich des 10. Jahrestages des Januaraufstands in Chicago, der Stadt mit der größten polnischen Gemeinde in den USA, die Ideologien von Linken und Klerikalen: einerseits die liberale Idee vom *lud* als Vorkämpfer der polnischen Unabhängigkeit und einer allgemeinen Verpflichtung, ihn zu unterstützen – andererseits das konservative Argument, allein ein *cud* könne Polen retten; vorrangige Aufgabe der Diaspora sei mithin der Erhalt ihrer polnischen als einer katholischen Kultur, während das politische Schicksal der Heimat die Immigranten allenfalls in ferner Zukunft beschäftigen solle.
Im selben Jahr gründeten die Konservativen die *Polish Roman Catholic Union* (*PRCU*), die in ihre Reihen ausschließlich Polen katholischen Glaubens aufnahm, und 1874 schuf sich die *Congregation of Resurectionists* mit der *Gazeta Katolicka* (später *Gazeta Polska w Chicago*) eine publizistische Plattform. Auf der Gegenseite hielt der *Związek Narodowy Polski* (*Polish National Alliance*, *PNA*, gegr. 1880 ebenfalls in Chicago) das Banner des Nationalismus hoch, beging ausführlich die Jahrestage der nationalen Aufstände, propagierte patriotische Traditionen und unterstützte den exil-independistischen „Nationalfonds" (*Skarb Narodowy*) im schweizerischen Rapperswil.[23] Lokale PNA-Gruppierungen trugen die Namen polnischer Nationalhelden, Könige oder Dichter; die paramilitärischen Organisationen, die man gründete, benannte man ebenfalls nach polnischen Heroen (*Kościuszko Guard*, *Knights of King John III. Sobieski* usf.). Sie organisierten Paraden, Zusammenkünfte und Aufführungen mit patriotischen Reden und Gesängen,[24] und ein Immigrant aus Scranton, Pennsylvania, schrieb stolz an seine Eltern:

> *In Amerika […] haben die Vereine polnische Fahnen und polnisches Militär in Uniform und Waffen und mit Musik, sie […] spielen polnische Märsche und machen in der Stadt eine polnische Parade, denn hier ist das erlaubt […] Ein alter Mann, der die polnischen Soldaten sah, weinte, als er all das sah, denn es ist genau wie zu Zeiten der polnischen Könige.*[25]

22 F. Stasik, Gmina Zjednoczenia Emigracji Polskiej w Chicago (1866–1880) [Die Gemeinde der Polnischen Emigrationsvereinigung in Chicago (1866–1880)], in: Zeszyty Naukowe Wydziału Humanistycznego Uniwersytetu Gdańskiego, Nr. 6: Historia, Gdańsk 1977, S. 57–73, hier S. 67.

23 M. Zgórniak, Polonia amerykańska wobec problemu niepodległości w czasie I wojny światowej [Die amerikanische Polonia und das Problem der Unabhängigkeit während des Ersten Weltkrieges], in: H. Kubiak / E. Kusielewicz / T. Gromada (Hrsg.), Polonia amerykańska. Przeszłość i współczesność. American Polonia. Past and Present, Wrocław / Warszawa 1988, S. 727–744, hier S. 727 f.; L. Trzeciakowski, Rola emigracji polskiej w walce o niepodległość [Die Rolle der polnischen Emigration im Kampf um die Unabhängigkeit], in: H. Florkowska-Francić / M. Francić / H. Kubiak (Hrsg.), Polonia wobec niepodległości Polski w czasie I wojny światowej [Die Polonia und die Unabhängigkeit Polens während des Ersten Weltkrieges], Wrocław / Warszawa 1979, S. 13–27; F. Stasik, W sprawie wkładu Polonii amerykańskiej w odzyskanie niepodległości [Zum Beitrag der amerikanischen Polonia zur Erlangung der Unabhängigkeit], in: ebd., S. 225–231, hier S. 225 f.; Morawska, Changing Images (Anm. 1), S. 285.

24 Conzen u. a. (Anm. 16), S. 24.

25 W. Kula / N. Assorodobraj-Kula / M. Kula (Hrsg.), Listy emigrantów z Brazylii i Stanów Zjednoczonych. 1890–1891 [Emigrantenbriefe aus Brasilien und den Vereinigten Staaten. 1890-1891], Warszawa 1973, S. 114; zu den ande-

Schließlich richteten auch die liberal-demokratischen Aktivisten und Exilanten eine polnischsprachige Presse und Publizistik ein. Ab 1873 brachte Władysław Dyniewicz die *Gazeta Polska* heraus, außerdem politische Flugschriften und Bücher, und in den späten 1880er Jahren gründete Antoni A. Paryski einen weiteren sehr erfolgreichen Verlag in Toledo, Ohio – um nur zwei zu nennen, die bezeichnenderweise aus verschiedenen Teilungsgebieten stammten, Dyniewicz aus dem preußischen, Paryski aus dem russischen.[26]

Rasch konnten die in die USA eingewanderten bzw. exilierten Eliten vermittels innerhalb der *Polonia* und ihrer Organisationen politische Agenden bestimmen, Ideen und Themen zur Diskussion bringen, an denen die bäuerlichen Immigranten sich zu orientieren begannen.[27] Eine Konsequenz war, dass die sich nationalisierenden Immigranten Symbole adaptierten, die mit den in Polen zunehmend genutzten identisch waren. Die polnischsprachige Presse räumte der polnischen Geschichte breiten Raum ein und widmete europäischen Ereignissen besondere Aufmerksamkeit, wobei die Argumentation durchweg nationalpatriotisch war.[28] – Im frühen 20. Jahrhundert stimmten die meisten Beobachter überein, dass ein ins Ausland gegangener Bauer „von den anderen Nationalitäten lernt zu schätzen, was er hat, seine Heimat zu lieben".[29] Die liberalen Intellektuellen taten alles, solchen nachahmenden Nationalismus zu fördern.

Indes weiteten beide erwähnten Lager in der Zeit zwischen 1890 und 1910 ihre Aktivitäten aus. Sie brachten kontinuierlich weitere Pressetitel in Umlauf und initiierten, abermals spürbar von den Diasporagemeinden Europas beeinflusst, neue politische Tendenzen. Jüngere Vertreter der säkularen Intelligenz warteten mit fortentwickelten Vorstellungen von independistischem Aktivismus auf. Frei vom Stigma des gescheiterten Januar-Aufstandes propagierte diese Generation den Kampf um Polens Unabhängigkeit als erstes und vordringliches Anliegen der US-*Polonia* in einer Zuspitzung, die nach 1889 die PNA spaltete, da etliche Aktivisten eine Konzentration der Polen in Amerika auf ihre inneramerikanischen Belange propagierten. Der grundsätzliche Konflikt, der damit aufgebrochen war, hatte erhebliche identitätspolitische Implikationen und sollte erst nach dem Ersten Weltkrieg gelöst werden. Er markiert eine dilemmatische Bruchlinie des Transnationalisierungsprozesses.

ren Gruppen M. L. Nemanic, One Day for Democracy. Independence Day and the Americanization of Iron Range Immigrants, Athens 2007, S. 51.

26 A. Kłossowski, Na obczyźnie. Ludzie polskiej książki [In der Fremde. Polnische Verleger], Wrocław 1984. Dyniewicz war Jahrgang 1843 und 1866 in die USA gekommen; der 1865 geborene Paryski wanderte 1883 ein, gehörte zu den Organisatoren der Arbeiterorganisation „Knights of Labor" und neigte lange dem Sozialismus zu.

27 Konfrontiert mit komplexen und widersprüchlichen Thesen zur politischen Position und Rolle der Emigration folgten die Auswanderer häufig lokalen Führern, denen sie vertrauten: D. Piątkowska-Koźlik, Związek Socjalistów Polskich w Ameryce (1900–1914) [Der Bund Polnischer Sozialisten in Amerika (1900–1914)], Opole 1992, S. 29 f.

28 Morawska, Changing Images (Anm. 1), S. 283; Kula u. a., Listy (Anm. 25), S. 113–115.

29 Zaranie 38, 18.9.1913; Murdzek, Emigration (Anm. 4), S. 161 f.; Popławski, Pisma polityczne (Anm. 6), S. 199, 207; Przegląd Wszechpolski 1, 1.1.1895, S. 3.

Das Vierte Polen

Zunächst jedoch bedienten sich die beiden großen Lager zunehmend auch populärkultureller Medien als Mittel des Propagandakampfes wie der expandierenden Theaterlandschaft der Polonia, die in volkstümlichen Produktionen politische Botschaften unter die Leute brachte.[30] Insbesondere trug auch die *Polish Singers Alliance* (*Związek Śpiewaków Polskich w Ameryce*, gegr. 1889) zur Verbreitung eines identitätsstiftenden „Sängerpatriotismus" (*Choral Patriotism*, Stanislaus Blejwas) bei.[31]

Derweil hatte sich bereits im September 1881, nach der Ermordung Präsident James A. Garfields, der Zweite Kongress (*Sejm*) der PNA erstmals „im Namen der polnischen Nation" an die amerikanische Öffentlichkeit gewandt. Und verlieh der Vierte Kongress der PNA 1883 einigen polnischen Künstlern aus Europa die Ehrenmitgliedschaft,[32] so legten die Kongresse von 1885 und 1886 die ersten offiziellen Proteste gegen anti-polnische Gesetzgebungen in den russischen und preußischen Teilungsgebieten ein und begannen, der „polnischen Sache" ein internationales Forum zu suchen.

In diesem Zusammenhang und mit Anspielung auf die Dreiteilung des alten Polen zwischen Russland, Österreich und Preußen-Deutschland etablierte sich in der polnischsprachigen Presse mit Bezug auf die polnische Gemeinschaft in Amerika die Rede vom „Vierten Teilungsgebiet Polens" – dessen Bevölkerung nach Polen zurückkehren werde, sobald dieses seine Unabhängigkeit wiedererlangt habe.[33] Analog postulierte Erazm Jerzmanowski, der in Amerika den Rapperswiler „Nationalfonds" vertrat, dass Polen in Europa, nicht in Amerika wiedererschaffen werde und dass man folglich die Verbindungen zwischen Polen und der Diaspora stärken müsse. 1894 definierte die PNA ihre Ziele mit „Patriotismus unter den polnischen Immigranten wecken […] und Dienst am Vaterland"; eine Zeile der zu dieser Zeit komponierten polnisch-amerikanischen Hymne lautete „Wir werden Amerika verlassen und nach Polen zurückkehren."[34] – Trotz heftiger Attacken von Seiten der Konservativen fuhr die PNA fort, unter ihren Mitgliedern und Sympathisanten nationalpatriotische Ideen zu verbreiten, genauer: einen Heimatmythos, der soziale mit nationalen Erlösungsphantasien und diasporische Identität mit unbestimmten Rückkehrutopien verkoppelte.

Zugleich versuchte die PNA, Gruppen der *Polish Falcons* [*Sokół Polski*, ein rechtsnationaler Jugendturnverein, der 1867 in Lemberg nach dem Vorbild des tschechischen *Sokol* gegründet worden war; Anm. d. Übers.], der *Polish Youth Alliance* [*Związek Młodzieży Polskiej*, ein konspirativer, 1887 in Krakau gegründeter linksorientierter Jugendverband,

30 Cygan, Inventing Polonia (Anm. 21).

31 S. A. Blejwas, The Polish Singers Alliance of America. Choral Patriotism, Rochester 2005.

32 S. Osada, Historia Związku Narodowego Polskiego [Geschichte der Polnischen Nationalen Allianz], Chicago 1956, Bd. 1, S. 205.

33 Groniowski, „Czwarta Dzielnica" (Anm. 1), S. 28 f., 31; ders., Polonia Amerykańska a Narodowa Demokracja (1893–1914) [Die amerikanische Polonia und die Nationaldemokratie (1893–1914)], in: Kwartalnik Historyczny 79 (1972) H. 1, S. 24–55, hier S. 24.

34 Groniowski, „Czwarta Dzielnica" (Anm. 1), S. 30.

der auch jüdisch-polnische Mitglieder zuließ; Anm. d. Übers.] und der bereits erwähnten *Polish Singers Alliance* unter ihren Einfluss zu bringen.[35] Tomasz Siemiradzki, Chefredakteur des PNA-Wochenblatts *Zgoda* („Eintracht"), kämpfte für eine politische Vereinigung der Diaspora unter ideologischer Führung der PNA, ungeachtet divergierender religiöser, sozialer oder politischer Ansichten. Die einzige Gruppe, der die PNA verschlossen bleiben solle, so Siemiradzki 1901, seien „die Mitglieder des Lagers der *Stańczycy* [„Ständetümler"], die Kompromissler und Unterstützer anderer, ähnlicher Ausdrucksformen des politischen Kretinismus" – Konservative und imperiale Loyalisten. Die PNA müsse weiter ihr zentristisch-patriotisches, independistischen Programm verfolgen. Die „Nationalliga" [*Liga Narodowa*, eine nationalkonservative Geheimorganisation in allen drei Teilungsgebieten, 1893 aus der *Liga Polska* hervor- und später in der Nationaldemokratischen Partei aufgegangen; Anm. d. Übers.] sei als „staatliche Autorität Polens", als ein „Polen in nuce"[36] anzuerkennen, das verschiedene politische Ausrichtungen umfassen werde. Später pointierte Siemiradzki diese Ansicht, die PNA müsse „die Allianz einer großen, ideellen Polnischen Republik in der Diaspora" darstellen.[37]

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts dann berichteten polnischsprachige Publikationen wie *Zgoda, Ameryka-Echo* oder *Naród Polski* unabhängig von ihrer politischen Orientierung über anti-polnische Schikanen etwa im preußischen Teilungsgebiet. Als dort das Polnische im Religionsunterricht durch Deutsch ersetzt wurde, traten im etwa 50 km östlich von Posen gelegenen Września die Schulkinder in Streik und wurden ebenso wie einige ihrer Eltern bestraft. Der Vorfall avancierte zu einem Symbol der Unabhängigkeitsbewegung gegen die Germanisierungstendenzen[38] auch in der US-polnischen Presse, die die Ereignisse damit international bekannt machte. Über die ideologischen Differenzen hinweg lauteten die Schlagzeilen „Krieg gegen Kinder", „Beschämende Politik der preußischen Regierung gegenüber den Polen". Der Standpunkt der *Polonia* in dieser Sache war einhellig, und so unterschiedliche Vereinigungen wie PRCU, PNA, die *Polish Women's Alliance in America* [Wohlfahrtsorganisation, gegr. 1898; Anm. d. Übers.] oder die *Polish Falcons* machten mobil. Man organisierte hunderte stark frequentierter Demonstrationen in Chicago, Milwaukee, Detroit, New York, Cleveland, Pittsburgh, Newark, Baltimore, Buffalo und anderswo.[39]

Indes, „Września diente auch als Warnung vor einer Amerikanisierung", wie Stanislaus Blejwas mit Verweis auf den *Dziennik Chicagoski* beobachtet, in dem sich die selbst-

35 A. Brożek, Próby zjednoczenia Polonii amerykańskiej i ich ideologie [Versuche, die amerikanische Polonia zu einen, und die zugrundeliegenden Ideologien], in: Kubiak u. a., Polonia amerykańska (Anm. 23), S. 149–175, hier S. 154.

36 T. Siemiradzki, Sprzymierzeńcy a nieprzyjaciele Związku Narodowego Polskiego [Anhänger und Gegner der Polnischen Nationalen Allianz], in: Zgoda 34, 22.8.1901; ebd. 35, 29.8.1901, hier zt. nach Groniowski, Polonia amerykańska (Anm. 33), S. 32 f.

37 Groniowski, Polonia amerykańska (Anm. 33), S. 34, 39 f.

38 Blejwas, American Polonia (Anm. 14), S. 18 f.; zum Streik vgl. J. J. Kulczycki, School Strikes in Prussian Poland. 1901–1907: The Struggle Over Bilingual Education, New York / Boulder 1981.

39 Blejwas, American Polonia (Anm. 14), S. 20–36.

bewusste Äußerung fand, dass „Amerikanisierer es mit den Polen nicht leicht" haben würden. Blejwas weiter:

> *Es war einer der ersten Fälle einer brüderlichen Kooperation zwischen PNA und PRCU und ein Indiz dafür, dass der heftige Bruderzwist, der die Beziehungen zwischen PNA und PRCU geprägt hatte, nun der Vergangenheit angehörte […] Diese Art der Kooperation schuf einen Präzedenzfall.*[40]

Die nächste Gelegenheit, die Organisationen der Auslandspolen über Grenzen hinweg intensiv zu mobilisieren, bot der Russisch-Japanische Krieg 1904/05. Diesmal riefen die polnischen Sozialisten in den USA dazu auf, die dem Krieg folgende Revolution aktiv zu unterstützen; die PNA begann, Spenden für politische Gefangene in Kongresspolen zu sammeln. Von nun an provozierten politische Ereignisse in Polen immer häufiger (1907, 1908, 1909) lebhafte Reaktionen der *Polonia*.[41]

Vom 12. bis zum 15. Mai 1910 traten Delegierte zahlreicher polnischer Organisationen, wiewohl nicht des klerikalen Lagers, zum „Polnischen Nationalkongress" (*Kongres Narodowy Polski*) in Washington, D. C., zusammen. Tomasz Siemiradzki, der der zentralen politischen Sektion vorsaß, spitzte seine Perspektiven für die Ziele der *Polonia* abermals zu: Der „nationalbewusste" polnische Emigrant sei zu einem politischen Exilanten geworden und verpflichtet, für Polens Unabhängigkeit zu kämpfen. Die spezifische politisch-ideologische Aufgabe der Diaspora und ihrer Organisationen liege darin, den auslandspolnischen Patriotismus zu propagieren und im Aufenthaltsland aktiv auf Ereignisse in Europa zu reagieren. „Die polnische Unabhängigkeit ist ein Dogma", so Siemiradzki, dem sich sämtliche Aktivitäten der *Polonia* unterzuordnen hätten.[42] Zugleich jedoch entwickelte er seine Vision von einer künftigen Transformation dieses Nationalbewusstseins:

> *In der nächsten Generation* […] *werden hier geborene und aufgewachsene Polen wichtige Positionen erreichen. Die Zeit wird kommen, da in der US-Regierung, im Kongress und in den Präsidialkabinetten Polen auftauchen werden, wie dies heute schon für Deutsche, Schweden und Juden gilt. Sie werden amerikanisierte Polen sein, die kein Polnisch mehr sprechen, die aber nichtsdestoweniger Polen lieben und ihre Stimme für es erheben werden. Die nächsten Generationen polnischer Amerikaner werden weniger anglisiert sein als die heutigen Nachkommen der polnischen politischen Emigranten, die ihre frühen Tage ohne polnische Schulen, Zeitungen und Bücher verbracht haben.*[43]

40 Ebd., S. 36 f.

41 Groniowski, Polonia amerykańska (Anm. 33), S. 32 f.

42 Zt. nach A. Brożek, Świadomość polskiej grupy etnicznej w USA 1854–1939 [Das Bewusstsein der polnischen ethnischen Minderheit in den USA 1854–1939], in: Kwartalnik Historyczny 84 (1977) H. 2, S. 333–353, hier S. 342.

43 Groniowski, „Czwarta Dzielnica" (Anm. 1), S. 35 f.; T. Siemiradzki, O politycznym znaczeniu wychodźstwa [Zur politischen Bedeutung der Emigration], in: R. Piątkowski (Hrsg.), Pamiętnik wzniesienia i odsłonięcia pomników Tadeusza Kościuszki i Kazimierza Pułaskiego tudzież połączonego z tą uroczystością pierwszego Kongresu Narodowego Polskiego w Waszyngtonie D.C. [Gedenkschrift zur Errichtung und Enthüllung der Denkmäler für

Der Kongress nahm Siemiradzkis wichtigsten Antrag an, der da lautete:

> *Der Erste Polnische Nationalkongress beschließt, dass die Polnischen Nationalkongresse zu einer ständigen nationalen Institution werden und regelmäßig in bestimmten Zeitabständen zusammentreten* […] *Die Politische Sektion des Ersten Polnischen Nationalkongresses erklärt, beantragt und empfiehlt, dass sich alle polnischen Emigranten in Amerika zum Wohle der nationalen Sache in einer politischen Körperschaft unter dem Banner der Polnischen Nationalen Allianz vereinen. Wir Polen haben ein Recht auf eine unabhängige nationale Existenz und sehen es als unsere heilige Pflicht an, die politische Unabhängigkeit für Polen, unser Vaterland anzustreben.*[44]

Rhetorische Leidenschaft, ein großes und wachsendes Interesse am Schicksal der polnischen Teilungsgebiete und finanzielle Unterstützung für zahlreiche Initiativen demonstrieren ein vitales Nationalbewusstsein unter den Immigranten. Nichtsdestoweniger klingt in Siemiradzkis Visionen eine nur halb verdrängte Sorge mit, die Macht der Zeit könnte diese Identifizierung erodieren lassen, zumindest transformieren. Zunächst jedoch brachten die Kriegsjahre neue Ereignisse, die sie stützen sollten.

Polonia und Erster Weltkrieg: „Alles für die Heimat"

Mit dem Ausbruch des Weltkrieges wurde die amerikanische *Polonia* konkret für die Wiederherstellung eines unabhängigen Polen aktiv, eine Phase, deren Schlusspunkt mit Blick auf die Natur des Engagements wohl auf das Jahr 1923 zu legen wäre.[45] Denn die *Polonia* setzte ihr diplomatisches Wirken[46] nach dem Waffenstillstand fort, als die künftigen Grenzen Polens auf der Tagesordnung standen. Ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger als das diplomatisch-politische Engagement war die ökonomische Hilfe, die polnisch-amerikanische Gemeinden und Einzelpersonen dem kriegsverwüsteten Land leisteten. Schließlich besaßen diese Aktivitäten und ihre Erfolge auch umgekehrt eine große Bedeutung für das Auslandspolentum selbst, insofern eine souveräne Referenznation einen Prestigegewinn für die Minderheit in den USA darstellte, deren Position innerhalb der amerikanischen Gesellschaft stärkte. Andererseits trug die tatsächliche politisch-ideologische Ausrichtung des neuen Staates dann zu Revisionen der diasporischen Selbstdefiniton bei.

Tadeusz Kościuszko und Kazimierz Pułaski, sowie des mit dieser Feierlichkeit verknüpften ersten Polnischen Nationalkongresses in Washington D.C.], Chicago 1911, S. 199–213, hier S. 203.

44 Zit. nach D. E. Pienkos, For Your Freedom Through Ours: Polish American Efforts On Poland's Behalf, 1863–1991, New York 1991, S. 252.

45 Morawska, Changing Images (Anm. 1), S. 291–298.

46 Für die Literatur zu diesem Gegenstand s. M. B. Biskupski, The Diplomacy of Polish Independence, 1914–1918, in: The Polish Review 35 (1990) H. 1, S. 5–17; ders., American Polonia and the Resurrection of Independent Poland, 1914–1919 (The Fiedorczyk Lecture in Polish American Studies, 1989), New Britain 1989; Zgórniak, Polonia amerykańska (Anm. 23).

Mieczysław Biskupski hat vor einiger Zeit noch einmal fünf mögliche Kristallisationspunkte für eine politische Vereinigung der Polen während des Krieges benannt: das österreichische, das deutsche und das russische Teilungsgebiet sowie die beiden Emigrantengemeinden in Westeuropa und in Nordamerika. Indes habe es keine übergreifende und abgestimmte politische Haltung zum Krieg selbst gegeben, sondern etliche unterschiedliche Positionen, von denen zudem die beiden wichtigsten in diametralem Gegensatz zueinander standen.[47] Das Resultat war ein politischer Faktionalismus unter den Polen sowohl in Europa als auch in den USA.[48] Die entsprechenden Lager zeichneten sich bereits 1912 bzw. 1914 ab.

Nach Ausbruch des Balkankrieges 1912 gründete sich im österreichischen Galizien eine „Provisorische Kommission der Konföderierten Unabhängigkeitsparteien" (*Komisja Tymczasowa Skonfederowanych Stronnictw Niepodległościowych*). Diese Dachorganisation fasste die wichtigsten der in Österreich aktiven politischen Fraktionen zusammen. Gleichzeitig richtete man einen „Polnischen Militärfonds" (*Polski Skarb Wojskowy*) ein, der finanzielle Mittel zur Unterstützung des Unabhängigkeitskampfes beschaffen sollte, insbesondere für den – von Österreich geduldeten, da gegen Russland gerichteten – Aufbau (para-)militärischer Einheiten durch Józef Piłsudski. Am 16. Dezember 1912 dann initiierte auch die polnisch-amerikanische sozialistische Linke[49] in Pittsburgh ein *Committee of National Defence* (*Komitet Obrony Narodowej*, CND), „um mit allen nur möglichen Mitteln die Bewegung für einen Aufstand gegen Russland, den größten Feind Polens, die Verkörperung von Unterdrückung, Kulturimperialismus, Barbarei und Ignoranz, zu unterstützen."[50] Wichtige polnische Organisationen schlossen sich dem Komitee an, so etwa die *Polish Falcons*, PNA, PRCU oder die *Polish Women's Alliance*.[51] Näherhin wollte das Komitee den Direktiven der Provisorischen Kommission und namentlich des sozialistischen Parteiführers Piłsudski folgen.

Als jedoch in Europa Piłsudskis nationaldemokratische Rivalen die Provisorische Kommission verließen, um eine Konkurrenzorganisation zu etablieren, zogen sich auch aus dem US-*Committee* maßgebliche Verbände zurück, im Juni 1913 die PRCU, die PNA im Sommer 1914. Biskupski argumentiert, dass dies einen Sieg der bereits in Amerika etablierten Polen über die „Außenseiter" bedeutet habe, über Neuankömmlinge, die jüngere ideologische Trends und namentlich sozialistische Ausrichtungen aus Europa

47 Die Komplexität des Problems wird betont von Biskupski, Diplomacy (Anm. 46), S. 5 f.; ders., American Polonia (wie vorige), S. 3.

48 Dieser Aspekt wird hervorgehoben von J. J. Wędrowski, Stany Zjednoczone a odrodzenie Polski. Polityka Stanów Zjednoczonych wobec sprawy polskiej w latach 1916–1919 [Die Vereinigten Staaten und die Wiederherstellung Polens. Die Politik der Vereinigten Staaten und die polnische Frage 1916–1919], Wrocław 1980, S. 19; außerdem Biskupski, American Polonia (Anm. 46), S. 4–6.

49 M. E. Cygan, Political and Cultural Leadership in an Immigrant Community: Polish American Socialism, 1880–1950, phil. Diss. Northwestern University at Evanston 1989, S. 18, 47.

50 Konstytucja Komitetu Obrony Narodowej [Verfassung des Nationalen Verteidigungskomitees], Chicago 1913, zt. nach M. Francić, Komitet Obrony Narodowej w Ameryce 1912–1918 [Das Nationale Verteidigungskomitee in Amerika 1912–1918], Wrocław 1983, S. 14.

51 Frančić, Komitet (Anm. 50.), S. 14, 25 f.

mitbrachten und von der diasporischen Mittelschicht offenkundig geächtet wurden. Es war ein Triumph der Ansässigen, die die polnischsprachige Presse und die landsmannschaftlichen Gruppierungen kontrollierten.

Dennoch setzte das CND seine Aktivitäten in den lokalen Unterorganisationen fort und konnte zwischen 1915 und 1917 Piłsudski mit Spendenmitteln von $ 70.000 im jährlichen Durchschnitt unterstützen – gegenüber $ 31.000 in der Zeit, als ihm noch alle Gruppierungen angehört hatten.[52] Nachdem jedoch die USA 1917 in den Krieg eingetreten waren, fiel das sozialrevolutionär auftretende CND trotz seiner „ultra-amerikanischen Position" unter den *Espionage and Sedition Act* und verlor in der Folge seine Wirkungsmöglichkeiten.[53]

Derweil konzentrierten sich die Aktivitäten der *Polonia*-Gruppierungen, die mit Piłsudski und dem CND nicht einverstanden waren, in den Jahren 1914–1916 vor allem auf den Wohltätigkeitsbereich. Die PRCU richtete zu diesem Zweck einen eigenen Rat ein;[54] in New York sammelte ein „Frauenkomitee" um die Opernsängerin Marcelina Sembrich Kochańska Geld und beteiligte sich an der Gründung eines *American Polish Relief Committee*, das abermals beträchtliche Summen zusammenbrachte; die altkatholische *Polish National Catholic Church* beschloss auf ihrer dritten Synode 1914, von den Gemeindemitgliedern eine geringe Abgabe zu erheben, „um unseren Brüdern im Heimatland zu helfen".[55] Bereits im selben Jahr wurde ein *Central Polish Committee* (später *Central Polish Relief Committee*, CPRC) geschaffen,[56] dem unter anderem die PNA und PRCU beitraten, um die Hilfsaktionen zu koordinieren und die einlaufenden Spenden zu kontrollieren. Nicht zuletzt nahm es Beziehungen zum *Comité général de secours pour les victimes de la guerre en Pologne* auf, das der Literaturnobelpreisträger Henryk Sienkiewicz und der Pianist, Komponist und Politiker Ignacy Paderewski im Januar 1915 im schweizerischen Vevey gründeten.

Die Ankunft Paderewskis in den USA als Repräsentant des *Comité général* im Frühling desselben Jahres intensivierte die Hilfsaktionen. In einer Rede am 22. Mai erklärte er:

> *Ich bin hierher gekommen […] um Sie um Hilfe zu bitten für Frauen, Alte und Kinder, um Unterstützung für Witwen und Waisen, um Getreide für Menschen, die all ihre Habe verloren haben, für ausgeplünderte Bauern, um Brot für Scharen hungriger polnischer Arbeiter.*[57]

52 N. Barlicki, Aleksander Dębski. Życie i działalność 1857–1935 [Aleksander Dębski. Leben und Wirken 1857–1935], Warszawa 1935, S. 136–138. Witold Ścibor-Rylski und ein Dutzend weiterer Personen gingen nach Europa, um in Piłsudskis Legion zu kämpfen: Frančić, Komitet (Anm. 50), S. 220.

53 Ebd., S. 181 f., 191, 194–97. Um Solidarität mit den amerikanischen Kriegsanstrengungen zu demonstrieren, warb das Nationale Verteidigungskomitee dafür, Kriegsanleihen zu zeichnen oder Kriegssonderbriefmarken zu erwerben: Cygan, Political and Cultural Leadership (Anm. 49), S. 112 f.

54 S. Osada, Jak się kształtowala polska dusza wychodźstwa w Ameryce [Wie sich der Geist der polnischen Emigration in Amerika herausbildete], Pittsburgh 1930, S. 87 f.

55 C. J. Grotnik (Hrsg.), Synods of the Polish National Catholic Church 1904–1958, Boulder / New York 1993, S. 123 f.

56 L. J. Zake, The National Department and the Polish American Community 1916–1923, in: Polish American Studies 38 (1981), S. 18–25.

57 M. M. Drozdowski / E. Kusielewicz (Hrsg.), Polonia Stanów Zjednoczonych Ameryki 1910–1918. Wybór doku-

Polnische Organisationen und Gemeinden spendeten je nach ihrem Vermögen; so schickten Textilarbeiter aus Lewiston, Massachusetts, $ 146 nach Lausanne, während ihre Kollegen aus Adams $ 51.473 sammelten, „um unseren Landsleuten in der Heimat zu helfen";[58] das von Paderewski und seiner Frau Helene geschaffene *National American Committee of the Polish Victims' Relief Fund* nahm auch Lebensmittel und Kleidung an. Innerhalb von vier Jahren konnte das CPRC insgesamt $ 351.138 an das *Comité général* überweisen.[59]

1916 / 17 indes begann Paderewski darüber hinaus auf ein aktiveres politisches Engagement der amerikanischen Polonia für ein unabhängiges Polen hinzuwirken. Zugleich Vizepräsident des zunehmend nationaldemokratisch orientierten polnischen Informationsbüros (*Centralna Agencja Polska*) in Lausanne und Ehrenvorsitzender des US-polnischen *Relief Committee*, vernetzte er beide und machte aus dem Zentralorgan des letzteren (*National Department*) einen Sammelpunkt Entente-freundlicher Politiker. Während diese sich mit der Nationaldemokratie (ND) in Europa abstimmten, mehrten ideologische Gegensätze, aber auch persönliche Ambitionen und Antipathien, die Friktionen innerhalb der Diaspora-Organisationen. Denn cum grano salis hielt es die Rechte der Polonia mit der deutschfeindlichen ND und damit der Entente, derweil Liberale, Sozialisten und antiklerikale Intelligenzia eher dem Piłsudski-Lager und dessen primär antizarischer Politik zuneigten, die vorderhand eine taktische Kooperation mit Österreich nahelegte. Die jeweiligen Zeitungen kombinierten entsprechend simplifizierende Argumente mit demagogischen Anwürfen – in der Einschätzung der jeweiligen Gegenseite waren die Opponenten „Philomoskowiter", „deutsche Marionetten", „sozialistische Wanzen" oder „Kirchspielaktivisten und Bauernlümmel". Mancher Immigrant, verloren in diesen Disputen und nur zu oft persönlichen Händeln, entschied sich, seinem örtlichen Führer und lokalen Vertrauenspersonen zu folgen.

Das Schicksal Polens avancierte in der politischen Öffentlichkeit der USA zu einer ernstzunehmenden Angelegenheit. War es bereits Marcelina Kochańska und ihrem Frauenkomitee gelungen, prominente Politiker und Mitglieder der gesellschaftlichen Elite zu interessieren,[60] so verschob sich das allgemeine Klima spürbar im Sinne der ND-Propaganda, seit die US-Regierung im Sommer 1916 ihre Neutralitätspolitik aufzugeben

mentów [Die Polonia der Vereinigten Staaten von Amerika 1910–1918. Ausgewählte Dokumente], Warszawa 1989, S. 134.

58 Piast 21, 23.5.1915, S. 12 f.; ebd. 30, 25.7.1915, S. 7.

59 T. Radzik, Społeczno-ekonomiczne aspekty stosunku Polonii amerykańskiej do Polski po I wojnie światowej [Sozioökonomische Aspekte des Verhältnisses der amerikanischen Polonia zu Polen nach dem Ersten Weltkrieg], Wrocław 1989, S. 12 f.; M. M. Drozdowski, Działalność Polonii amerykańskiej w walce o niepodległość Polski w latach 1910–1918 [Die Aktivitäten der amerikanischen Polonia im Kampf um die Unabhängigkeit Polens 1910–1918], in: Florkowska-Francić u. a., Polonia wobec niepodległości (Anm. 23), S. 63–87, hier S. 72; Zgórniak, Polonia amerykańska (Anm. 23), S. 733 f.

60 Drozdowski, Działalność (wie vorige), S. 72; Biskupski, Diplomacy (Anm. 46), S. 8; A. Waldo, Sokolstwo. Przednia straż narodu. Dzieje idei i organizacji w Ameryce [Die Falken, Vorhut der Nation. Geschichte ihrer Idee und Organisation in Amerika], Pittsburgh 1956, Bd. 4, S. 251; Czyn zbrojny wychodźstwa polskiego w Ameryce. Zbiór dokumentów i materiałów historycznych [Der Kampf der polnischen Emigration in Amerika. Gesammelte Dokumente und historische Materialien], Chicago 1957, S. 263–265, 269 f.

dessen Initiativen sowohl finanziell als auch politisch. Von. Oktober 1917 bis März 1919 rekrutierte die polnische „Blaue" Expatrianten-Armee in Amerika 22.395 Freiwillige, fast ein Drittel ihrer Mannschaftsstärke[66] – und im Nachhinein der spektakulärste und am nachhaltigsten memoralisierbare Beitrag der amerikanischen *Polonia* zum Krieg, darüber hinaus ein entscheidender Beitrag zum Aufbau und zur Modernisierung des Militärs in der Zweiten Republik.[67] Am Vorabend seiner territorialen Wiederherstellung hatte die transterritoriale Nationalisierung Polens einen Höhepunkt erreicht.

Schleichende Entfremdung

Die Unterstützung der amerikanischen *Polonia* für das Herkunftsland dauerte nach dem Waffenstillstand zunächst fort. Paderewski fungierte als einer der polnischen Repräsentanten bei den Friedensverhandlungen; auslandspolnische Organisationen versuchten, Einfluss auf die amerikanische Regierung und deren Delegierte zu nehmen hinsichtlich der Grenzen des neuen Staates.[68] Als dann im August 1920 die eben gewonnene Unabhängigkeit von der Roten Armee in Frage gestellt wurde, organisierten die Diaspora-Gemeinden erneut Kundgebungen und Protestveranstaltungen. In Cleveland traten sonst politisch so konträre Persönlichkeiten wie Józef Sawicki von den Nationaldemokraten und Stanisław Dangel vom CND gemeinsam auf, und Sawickis Forderung, „gerade jetzt, da der Feind Polen zu ruinieren sucht" Solidarität zu zeigen, fand allgemeinen Beifall.[69] Bereits im Sommer 1918 hatte Ignacy Paderewski während einer Sitzung des „Polnischen Emigrationskongresses in Amerika" (*Sejm Polskiego Wychodźstwa w Ameryce*) in Detroit geklagt:

> *Was hat die wohlhabende polnische Emigration in Amerika getan? Was hat sie [Polen] angeboten? Wenig, sehr wenig, rücksichtslos wenig, beschämend wenig […] Für Wohltätigkeitszwecke hat sie jedes Jahr etwa $ 120.000 gegeben, weniger als 12 Cent pro Kopf. Wenn ich nur daran denken, erröte ich, und ich schäme mich für Euch.*[70]

66 J. Hapak, The Polish Military Commission, 1917–1919, in: Polish American Studies 38 (1981) H. 2, S. 26–37; ders., Selective Service and Polish Army Recruitment During World War I, in: Journal of American Ethnic History 10 (1991) H. 4, S. 38–60.

67 Zgórniak, Polonia amerykańska (Anm. 23), S. 743; P. Łossowski, Między wojną a pokojem. Niemieckie zamysły wojenne na wschodzie w obliczu Traktatu Wersalskiego, marzec-czerwiec 1919 roku [Zwischen Krieg und Frieden. Die deutschen Kriegspläne im Osten in Anbetracht des Versailler Vertrages, März-Juni 1919], Warszawa 1976, S. 172–177.

68 A. Brożek, Polonia w Stanach Zjednoczonych a kwestia zachodnich granic odrodzonej Polski (1916–1921) [Die Polonia in den Vereinigten Staaten und die Westgrenze des wiedererstandenen Polen (1916–1921)], in: Florkowska-Francić u. a., Polonia wobec niepodległości (Anm. 23), S. 89–113; T. Radzik, Polonia amerykańska (Anm. 62), S. 19–25, 90–113.

69 Wiadomości Codzienne, 16.8.1920, S. 1.

70 Przemówienia i sprawozdania ze Sejmu Polskiego Wychodźstwa w Ameryce odbytego w dniach 26–30 lipca 1918 [Reden und Referate vom Polnischen Emigrationskongress in Amerika, 26.–30. Juli 1918], Chicago 1918, S. 85 f.

Paderewskis Antrag, $ 10 Mio. zugunsten der Kriegsopfer in Polen zu sammeln, wurde angenommen und eine „Nationalabgabe" von $ 6 je 1.200 Jahreseinkommen beschlossen. Allein, bis zum Februar 1921, als die Kampagne schließlich auslief, kam trotz massiver Anstrengungen weniger als die Hälfte der anvisierten Summe zusammen.
Hilfsaktionen für die alte „Heimat" verloren in der *Polonia* zusehends an Popularität.[71] Noch im August 1918, unmittelbar nach dem Beschluss über die „Nationalabgabe", wurden in Cleveland Proteste dagegen laut, und Anfang 1919 forderten einige Gruppen, dass „die fünf Cent Abgabe für die nationale Sache abgeschafft werden".[72] Der Pfarrer der Gemeinde St. Stanislaus sprach es offen aus:

> *Ihr habt die hiesige Regierung durch den Kauf von ‚Anleihen' unterstützt, weil Ihr dazu gezwungen wurdet. Aber niemand kann Euch zwingen, die Nationalabgabe zu zahlen.*[73]

Zwar liefen etliche Hilfsprogramme und -aktionen noch einige Zeit fort; auch die altkatholische *Polish National Catholic Church* erhob von ihren Mitgliedern eine Solidaritäts-Abgabe von einem Dollar pro Jahr, das CND richtete einen „Hungerfonds" ein.[74] Vor allem jedoch blieben private *remittances* von eminenter Bedeutung, wie sie seit dem Beginn der transatlantischen Massenemigration flossen. Als die Verbindungen mit Polen wiederhergestellt waren, transferierten Migranten in Privatbriefen, über amerikanische Banken, bald über einen von den polnischen Konsulaten in den USA eingerichteten Überweisungsdienst oder als Besucher insgesamt geschätzte $ 200 Mio. in das kriegszerstörte Land.[75] Die persönlichen Verbindungen trugen weiterhin – die institutionelle, national motivierte Solidarität jedoch lockerte sich. Die Wiederherstellung des polnischen Staates nötigte die Diaspora, sich neu zu definieren.

71 Radzik, Społeczno-ekonomiczne aspekty (. 59), S. 15, 27–33. Die letzte große Aktion des Nationalen Verteidigungskomitees und seiner Frauenhilfssektion fand im März und April 1920 statt. Sie trug den Namen "Ostergabe" und sollte vor allem der Kindernothilfe zugute kommen. Von den geplanten $ 250.000 kamen am Ende $ 227.296 an Spenden zusammen.

72 Alliance of Poles in America. Meetings of the Executive Committee, 23 March 1919, S. 99, 26 August 1917, S. 63, 69: Vol. 3, APA Collection, Western Reserve Historical Society, Cleveland, Ohio (WRHS); Protocols from the Executive Committee meetings of the Polish Union in America, 8 October 1923: Union of Poles in America Papers, WRHS.

73 Miesięcznik Parafii św. Stanisława B. M. w Cleveland, Ohio, 1 (1918, 5), o. S.

74 Radzik, Społeczno-ekonomiczne aspekty (Anm. 59), S. 13–25, 33–55.

75 A. Walaszek, Działalność przekazowo-pieniężna polskich konsulatów w Stanach Zjednoczonych w latach 1919–1922 [Die Geldüberweisungen über die polnischen Konsulate in den Vereinigten Staaten 1919–1922], in: Studia Historyczne 2 (1981) H. 3, S. 409–421; ders., Reemigracja ze Stanów Zjednoczonych do Polski po I wojnie światowej (1919–1924) [Remigration aus den Vereinigten Staaten nach Polen nach dem Ersten Weltkrieg], Kraków 1983, S. 55; M. M. Szawleski, Wychodźstwo polskie w Stanach Zjednoczonych Ameryki [Die polnische Emigration in den Vereinigten Staaten von Amerika], Lwów/Warszawa 1924, S. 433; Osada, Jak się kształtowała (wie Anm. 54), S. 170; Radzik, Społeczno-ekonomiczne aspekty (Anm. 59), S. 132.

Neue Optionen: Das Ende des Heimatmythos

Außer Geld, hieß es in einer für die Spendensammler verfassten Handreichung, brauche der neue Staat „gesunde und ehrliche polnische Hände und Köpfe für den Wiederaufbau".[76] Solche und ähnliche Propaganda, kombiniert mit einem durch die kriegsbedingte jahrelange Kommunikationsblockade noch gesteigerten Heimweh, legte eine starke Rückwanderung nahe.[77] Tatsächlich veranlasste beides in den Jahren 1919–1921 eine ganze Reihe von Menschen dazu, ernsthaft über Remigration nachzudenken, und in der Presse war zu lesen, dass „eine Rückkehr nach Polen zur Zeit das beliebteste Thema von Diskussionen und Auseinandersetzungen unter den polnischen Migranten" sei.[78] Viele indes zeigten sich ratlos: „Jetzt, nach diesem Krieg, weiß ein Mann nicht, was er tun soll, viele sind nach Hause gefahren – und schon wieder zurückgekommen."[79]
Am Ende kehrte zwischen 1919 und 1924 die relativ kleine Zahl von 100.000 Menschen nach Polen zurück. Sie wollten die Heimat wiedersehen, Verwandten helfen, vor den alten Nachbarn mit ihren Erfolgen in der Fremde angeben. Andere wiederum bewegten die Stockung der Industrieproduktion und die Rezession in den USA zur Rückkehr, die in den Jahren 1920/21 einen Höhepunkt erreichte und mit einer starken Entwertung der Ersparnisse der Immigranten einherging. Endlich propagierten, wie erwähnt, Journalisten und Politiker die Idee einer „Rückkehr für Innovation", die ideologisch aus dem Anliegen der Unabhängigkeit folgte.[80] Da es in Polen an technischen Kenntnissen und organisatorischen Kompetenzen fehle, sollten Migranten mit praktischen Beschreibungen der amerikanischen Wirtschaft aushelfen oder sich direkt im (Wieder-) Aufbau der polnischen Industrie engagieren, in den USA akkumuliertes Kapital wie die dort gesammelten Erfahrungen aus der Errichtung und Führung von Genossenschaften und Firmen einbringen in die Entwicklung eines Polen, das nun häufig als ein Land der Armut und Zerstörung, mangelnder Nahrung[81] und Industrie beschrieben wurde, dringend angewiesen auf „arbeitende Menschen".[82]
Gleichzeitig verbreitete sich unter den Auswanderern ein Idealbild des künftigen Polen, eines freien, demokratischen und gerechten, prosperierenden Landes. Die Rückkehr in

76 Zt. nach H. Kubiak, Położenie społeczne i ewolucja świadomości narodowej ludności polskiej w USA w latach 1900–1918 [Die soziale Stellung der Polen in den USA und die Entwicklung ihres Nationalbewusstseins 1900–1918], in: Florkowska-Francić u. a., Polonia wobec niepodległości (Anm. 23), S. 58.
77 Mark Wyman, Round Trip to America. The Immigrants Return to Europe, 1880–1930, Ithaca / London 1993, S. 109 f.
78 Wiadomości Codzienne, 19.5.1922, S. 2.
79 A. S. Świątkowski an seine Frau, 11.6.1923: WHRS (Anm. 72), Kniola Travel Bureau Collection, Series I, Cont. 3, fold. 23; Walaszek, Reemigracja (wie Anm. 75), S. 49 f.
80 F. P. Cerase, Expectations and Reality: A Case Study of Return Migration from the United States to Southern Italy, in: International Migration Review 8 (1979) H. 2, S. 245–261; ders., A Study of Italian Migrants Returning from the USA, in: ebd. 1 (1967) H. 3, S. 67–74; Walaszek, Reemigracja (Anm. 75), S. 82–93.
81 Wiadomości Codzienne, 16.12.1920, S. 2; ebd., 2.12.1920, S. 2; ebd., 10.7.1922, S. 2; Walaszek, Reemigracja (wie Anm. 76), S. 54–58.
82 Wiadomości Codzienne, 26.3.1920, S. 2; ebd., 9.4.1920, S. 2; ebd., 22.7.1920, S. 2; ebd., 26.3.1920, S. 2; ebd., 15.7.1920, S. 1.

die „Heimat" wurde geradezu als ein Kreuzzug des Fortschritts imaginiert. So schrieb Stanisław Lubieński, der 1923 nach Polen zurückkehrte:

> *Ich konzentrierte mich auf zwei Probleme: Eines war, die Idee einer guten Arbeitsorganisation, des sogenannten wissenschaftlichen Managements zu propagieren, als eines der Dinge, die man in Amerika gelernt haben sollte, und die hier [in Polen] materiellen Erfolg bringen und dem polnischen Arbeiter helfen könnten, produktiver und besonders nützlich zu werden.*[83]

Jenseits patriotischer Parolen wurde die „Heimat" als ein Gelobtes Land für Firmengründer entworfen: „Ihr werdet Polens Industrie helfen, aber werdet auch Euch selbst nicht schaden." Dergestalt vermischte sich ein Patriotismus nach Art der „organischen Arbeit", dem antiimperialen Widerstand durch sozioökonomischen Aufbau, mit Visionen persönlichen Reichtums. Man erinnerte die Leute an die legendären Profite amerikanischer Millionäre: „Versuch es, Du kannst selbst einer werden."[84]

Als Resultat solcher Slogans wurden um die 200 Firmen und Gesellschaften gegründet, in der Schifffahrts- und Baubranche, für Handel und Export, im Maschinenbau.[85] Mancher ließ sich überzeugen, dass eine Remigration materiellen Erfolg oder zumindest die Rettung seiner Ersparnisse vor der Rezession verhieß. Den wenigsten davon war klar, was es bedeutete, tatsächlich zurückzukehren.

Rasch wurde offenbar, dass das imaginierte und das reale Polen nicht dasselbe waren. Versuche, Innovationen aus Amerika zu transferieren, scheiterten vielfach, und die große Mehrheit derjenigen, die es versuchten, ging unter. Die Geschichte der Remigration von Amerika nach Polen erwies sich als Geschichte des Verblassens eines Mythos, der seinen Ursprung in der Formationsphase der amerikanischen *Polonia* hatte: des Traums von einem wohlhabenden, modernisierten und quasi-amerikanischen Polen. Realiter erwiesen sich weder die Rückkehrer noch die in Polen Gebliebenen als vorbereitet oder fähig, eine solche Utopie zu schaffen.[86]

Amerikaner polnischer Abstammung

Die Irritationen der Nachkriegsentwicklung hatten indes noch eine weitere Dimension. In der Zweiten Republik gewannen politische Orientierungen die Oberhand, die sich

83 St. Łubieński an W. Gąsiorowski, Gdynia, 24.1.1935, in: Biblioteka Ossolineum, Breslau, Handschriftenabteilung, Sign. 15288/III, S. 245.

84 Wiadomości Codzienne, 26.3.1920, S. 2; ebd., 9.4.1920, S. 2; ebd., 22.7.1920, S. 2; Osada, Jak się kształtowała (wie Anm. 54), S. 173; Palatyniec 1921, 1-2, S. 3; Szawleski, Wychodźstwo polskie (Anm. 75), S. 414.

85 Eine Auflistung findet sich bei Walaszek, Reemigracja (Anm. 75); ders., Stowarzyszenie Mechaników Polskich w Ameryce. 1919–1945 [Die Vereinigung der Polnischen Mechaniker in Amerika. 1919–1945], in: Przegląd Polonijny 12 (1986), H. 2, S. 25–36. Ähnliches geschah auch in anderen Emigrantengruppen; so schlossen sich zum Beispiel slowakische Geschäftsleute zur "Czechoslovak Commercial Corporation" zusammen: J. Pankuch, Dejiny Clevelandskych a Lakewoodskych Slovakov [Geschichte der Slowaken in Cleveland und Lakewood], Cleveland 1930, S. 163 f.

86 A. Walaszek, „How Could It All Appear So Rosy?" Re-emigrants from the United States in Poland, 1919–1924, in: Polish American Studies 49 (1992) H. 2, S. 43–60; Kula u. a., Listy (Anm. 25), S. 110–112.

fundamental von denen unterschieden, die unter den Polen in Amerika vorherrschten: In Polen wurde Józef Piłsudski zur führenden politischen Figur, dessen Lager in den USA gegenüber den Nationaldemokraten weiter an Boden verlor. Polen und die amerikanische *Polonia*, so formuliert es Mieczysław Biskupski, gerieten in eine Art „A-Synchronität", eine „Inkompatibilität", die zu erklären helfe, warum die *Polonia* nach 1919 so schlagartig ihr Interesse an den polnischen Angelegenheiten verlor[87] – von den Berichten der aus Polen zurückkehrenden, deprimierten und desillusionierten Soldaten der „Blauen Armee" und anderer Gescheiterter abgesehen.[88]

Herrschten in der ersten Zeit nach dem Krieg auf Versammlungen des *National Department* noch Slogans wie „Alles für Polen" oder „Zuerst wollen wir Polen helfen" vor, so setzte sich nun eine Ideologie der Selbstbehauptung als ethnischer Minderheit in den USA durch, deren Parole „The emigrants for themselves" lautete. Die Interessenpolitik der Gemeinschaft konzentrierte sich zunehmend auf polnisch-*amerikanische* Belange, blieb der Verteidigung polnischer Sprache und Kultur verhaftet, kombinierte diese aber forciert mit dem Anliegen einer intensiveren Partizipation am politischen und sozialen Leben der USA. Auf dem Zweiten Polnischen Emigrationskongress in Buffalo 1919 hieß es ostentativ: „Ein polnischer Arbeiter in Amerika stand und steht loyal zu den Vereinigten Staaten".[89] 1920 wies Józef / Joseph Sawicki Parteinahmen für oder gegen die polnische Regierung als Demagogie zurück: „Davon, für oder gegen die polnische Regierung zu sein, kann keine Rede sein, denn hier ist nicht Polen!"[90] Schließlich verließ die PNA das *National Department*; ihre Führer waren überzeugt, dass das Schicksal Polens die Allianz nicht länger interessieren müsse. Die Arbeit in den USA erhielt Vorrang.[91]

Entsprechend bedauerte Sawicki als Vorsitzender des Vierten Polnischen Emigrationskongresses in Cleveland 1923, dass

> *wir alle großzügig von uns selbst abgesehen haben. Wir waren Altruisten und Patrioten. Unser Traum war ein freies Polen. Hilfe für das polnische Volk unsere Pflicht […] Jetzt ist es höchste Zeit, an uns selbst zu denken. Es gibt so viel zu tun*"

– in Amerika.[92]

87 Biskupski, American Polonia (Anm. 46), S. 8.

88 Przyjaciel Ludu, 2.12.1923, S. 9; Walaszek, „How Could It All Appear So Rosy?" (Anm. 86), passim.

89 Protokół urzędowy z obrad Drugiego Sejmu Wychodźstwa Polskiego w Buffalo odbytego w dniach od 10 do 13 listopada 1919 [Offizielles Sitzungsprotokoll des Zweiten Polnischen Emigrationskongresses, 10.–13. November 1919, Buffalo], Chicago 1921, S. 21; Ratujmy przede wszystkim Polskę [Vor allem lasst uns Polen retten], Flugschrift, Walkiewicz Collection, Polish Museum and Archive, Polish Roman Catholic Union in America, Chicago.

90 Rezolucja Zjazdu Rady Nadzorczej Wydziału Narodowego Polskiego, 17 XI 1920 [Resolution der Kuratoriumssitzung des Polish National Department, 17. November 1920], Flugschrift, Akten der Polnischen Botschaft in Washington, Staatsarchiv Neuer Akten Warschau, Nr. 1012, S. 94 f.

91 Urzędowy protokół Sejmu XXIII Związku Narodowego Polskiego odbytego w dniach 26 września – 1 października 1921 w Toledo, Ohio [Offizielles Protokoll der 23. Versammlung der Polnischen Nationalen Allianz, 26. September–1. Oktober 1921, Toledo, Ohio], Chicago 1922, S. 165.

92 Protokół Sejmu IV Wychodźstwa Polskiego w Ameryce, odbytego w dniach 16, 17, 18 kwietnia 1923 w Cleveland, Ohio [Protokoll des 4. Polnischen Emigrationskongresses in Amerika, 16.–18. April 1923, Cleveland, Ohio], Chicago 1923, S. 3 f., 44–54.

Im selben Jahr beschloss die PRCU ganz ähnlich, ihre polnischen Staatsanleihen zu verkaufen oder in amerikanische umzutauschen.[93] Die PNA löste ihre Kommission für den *Nationalfonds* auf und ersetzte sie durch eine *Commission for Propagating Nationalization*. Das Geld aus dem Fonds sollte nun eingesetzt werden, um „hier für uns und unsere Kinder wirkliche Gleichberechtigung zu erlangen."[94] Und auf dem Kongress von 1925 stellte J. W. Śliwiński mit Bestimmtheit fest, dass „wir uns um unsere eigenen Angelegenheiten hier in diesem Land kümmern müssen"; die Polen sollten als amerikanische Staatsbürger „genauso wie andere Gruppen am amerikanischen Leben teilnehmen." Zu dem Zeitpunkt waren solche Worte bereits kein Vorschlag mehr, sondern charakterisierten eine neue Situation.[95] – Im historischen Rückblick wird erkennbar, dass der Krieg und die Ereignisse der Zeit danach die soziale und ideologische Verfassung der *Polonia* gravierend verändert hatten.[96] Hatte sich die Masse der Migranten aus den polnischen Teilungsgebieten vor dem Ersten Weltkrieg in eine nationalbewusste und -stolze Gemeinschaft von Polen verwandelt, geeint vor allem durch den Ruf nach nationaler Unabhängigkeit Polens, so transformierte die Mehrzahl der Mitglieder dieser Gemeinschaft innerhalb von fünf oder sieben Jahren nach Erlangung eben dieser Unabhängigkeit ihr Identitätsempfinden in das polnisch(stämmig)er Amerikaner oder gar „nur-Amerikaner".
Freilich hielten polnische Einwanderer es schon während des Krieges für angebracht, ihre Loyalität gegenüber Amerika zu demonstrieren. So beteiligten sich etwa in Cleveland polnische Politiker aller Parteien an den Bemühungen des dortigen *Mayor's Advisory War Committee* und engagierte ein Józef (oder eben: Joseph) Sawicki sich besonders eifrig in der Kampagne zur Zeichnung der *Liberty Loan Bonds* genannten Kriegsanleihen, indem er in dafür unter den Polen in ihrer Sprache und an ihren Arbeitsplätzen warb. *Polonia*-Organisationen kauften und verbreiteten solche Anleihen[97] und betonten die Notwendigkeit, am amerikanischen politischen Leben teilzunehmen, je mehr sie angesichts der gespannten internationalen Lage realisierten, dass ihre Positionen und ihr Einfluss in der Stadt von ihrem Status als Repräsentanten einer beträchtlichen Einwohnergruppe *vor Ort* abhingen.[98]

93 Union of Poles in America, Meetings of the Executive Board, 8 October 1923: WRHS (Anm. 72).

94 Urzędowy Protokół Sejmu XXIV Związku Narodowego Polskiego, odbytego w dniach 25-go do 30-go sierpnia 1924 w LuLu Temple w mieście Philadelphia, Pa. [Offizielles Protokoll der 24. Versammlung der Polnischen Nationalen Allianz, 25.–30. August 1924, abgehalten im LuLu-Freimaurertempel von Philadelphia, Pa.], Chicago 1925, S. 3–25.

95 Kongres Wychodźstwa Polskiego w Ameryce. Odezwy, mowy, referaty, rezolucje, uchwały oraz urzędowy protokół odbyty w dniach 21–23 V 1925 w Detroit, Mich. [Kongress der Polnischen Emigration in Amerika. Proklamationen, Reden, Referate, Resolutionen, Beschlüsse und offizielles Protokoll, 21.–23. Mai 1925, Detroit, Mich.], Chicago 1925, S. 16.

96 Zgórniak, Polonia amerykańska (Anm. 23), S. 744; Radzik, Polonia amerykańska (Anm. 59), S. 113–115; Kubiak, Położenie (Anm. 76), S. 60 f.

97 Wiadomości Codzienne, Ausgaben April–Mai, 12.8.1918; Union of Poles in America. Board of Directors, Minutes, 3.9.1923: Union of Poles in America Papers, WRHS (Anm. 72).

98 Cleveland Americanization Committee of the Mayor's War Board, Americanization in Cleveland: An Account of the Work Which Has Been Done in Cleveland to Develop and Maintain a City Morale (o.D.); J. J. Bukowczyk, The Transformation of Working Class Ethnicity. Corporate Control, Americanization, and the Polish Immigrant Middle Class in Bayonne, New Jersey, 1915–1925, in: Labor History 25 (1984), S. 53–82, hier S. 77–80.

Wenn sie sich in der Nachkriegszeit zunehmend als polnische Amerikaner begriffen, so sollten dabei idealiter die Loyalität zur neuen Heimat und diejenige zu den eigenen ethnischen Wurzeln Hand in Hand gehen: Man konnte zu einem naturalisierten Bürger Amerikas werden, ohne die polnische Kultur und Sprache aufzugeben. Doch kam es vor, dass etwa der Unterricht von und auf Polnisch in den Schulen zu Spannungen mit den englischsprachigen Autoritäten von Stadt und Diözese führten.[99] Obgleich man argumentierte, dass die Bewahrung polnischer Kultur ein Gefühl der Sicherheit, der Freiheit und des Stolzes stimuliere, erwiesen sich Vertrautheit mit dem Englischen und eine zumindest partielle alltagskulturelle Anpassung als unumgänglich, sollte die intensivierte Teilhabe an einem breiteren Spektrum des sozialen und politischen Lebens in Amerika gelingen.

Mitte der 20er Jahre schließlich gab es innerhalb der PNA und anderer Organisationen Bestrebungen, volle Mitgliedsrechte allein amerikanischen Staatsbürgern vorzubehalten. Und wenn Feiertage als Indikator für Loyalitäten dienen können, dann gab es spätestens eine Dekade später keinen Zweifel mehr: Während polnische Organisationen den *Independence Day* am 4. Juli als Chance wahrnahmen, sich zu präsentieren, votierten ihre Repräsentanten 1936 dagegen, auch den polnischen Nationalfeiertag am 3. Mai zu begehen. Aus Polen in Amerika waren US-Amerikaner polnischer Herkunft geworden.[100] Tomasz Siemiradzkis Vision aus dem Jahr 1910 hatte sich erfüllt.

Übersetzt von Heidemarie Petersen

99 L. L. Sommerfeld, A Historical Description Study of the Circumstances that Led to the Elimination of German from the Cleveland Schools, 1860–1918, phil. Diss. Kent State University 1986, S. 233–252.

100 Vgl. u. a. A. Walaszek, Polish Americans, in: D. C. Hammack / D. L. Grabowski / J. J. Grabowski (Hrsg.), Identity, Conflict, and Cooperation. Central Europeans in Cleveland, 1850–1930, Cleveland 2002, S. 185–248, hier S. 225.

begann. Paderewski und andere warben intensiv für die nationaldemokratische „Sache", richteten auch Schriftsätze und Petitionen an Präsident Wilson und andere amerikanische Politiker.[61] Wilson und das *State Department* zeigten sich zwar bereits seit 1915 ND-Politikern gegenüber offen, etwa dem Bankier Jan Smulski;[62] gleichwohl dürfte Tadeusz Radziks skeptisches Fazit zutreffen:

> *Es scheint nicht, dass die Aktivitäten polnischer Politiker die Ausrichtung der amerikanischen Politik wesentlich beeinflusst hätten […] Paderewskis […] in den USA viel Aufsehen erregendes Wirken, seine persönlichen Kontakte […] weckten Erwartungen, die größer waren als die wirklichen Resultate, die sie erbrachten.*[63]

Ebenfalls bereits seit 1915 bemühten sich ND-orientierte Aktivisten der US-*Polonia*, eine direkte militärische Unterstützung der Entente zu organisieren. Doch erst im März 1917 konnten die *Polish Falcons* mit Hilfe der PNA eine polnische Militärakademie in Cambridge Springs, Pa., einrichten. Im folgenden Monat unterbreitete Paderewski der US-Regierung die Idee, in den USA eine polnische „*Kościuszko Army*" von 100.000 Mann aufzustellen – nicht zuletzt in der Hoffnung, seinen persönlichen politischen Einfluss bei den Amerikanern zu steigern und die Schaffung einer Exilregierung für Polen zu befördern.[64] Da jedoch hatte die Februarrevolution mit der russischen Monarchie bereits das Hindernis beseitigt, das Frankreich und England vor der Bildung einer nationalpolnischen Truppe hatte zurückschrecken lassen, und am 4. Juni 1917 erließ Präsident Raymond Poincaré ein Dekret zur Formierung einer autonomen Armee aus Kriegsgefangenen und auslandspolnischen Freiwilligen in Frankreich. Unterstellt wurde sie schließlich dem Pariser *Comité national polonais* mit Roman Dmowski als Präsident, das im August gegründet worden war, um die polnischen Interessen in den alliierten Ländern zu vertreten, und das Frankreich, England und später auch die USA als „die offizielle polnische Organisation" anerkannten.

Während sich mithin das Zentrum der Kooperation von Auslandspolentum und Entente zweifelsohne in Europa befand,[65] förderte das polnisch-amerikanische *Relief Committee*

61 Groniowski, „Czwarta Dzielnica" (Anm. 1), S. 38 f.; dazu auch I. Spustek, Działalność Polonii amerykańskiej w sprawie polskiej na przełomie lat 1916–1917. Nieznane memoriały polskie do władz amerykańskich [Aktivitäten der amerikanischen Polonia für die Sache Polens um die Jahreswende 1916/1917. Unbekannte polnische Memoranden an die amerikanische Regierung], in: K. Groniowski/W. Stankiewicz (Hrsg.), Wychodźstwo a kraj. Studia historyczne [Emigration und Heimat. Historische Studien], Warszawa 1983, S. 216–246, hier S. 221 f., 226 f.; A. Hausner, The Independence of Poland as a Problem of Policy for the Culture and the Democracy of Europe and of the World, Chicago 1915; F. Młynarski, The Problems of the Coming Peace, New York 1916.

62 E. Kusielewicz, Paderewski and Wilson's Speech to the Senate, January 22, 1917, in: Polish American Studies 13 (1956) H. 3/4, S. 65–71, hier S. 68; Wędrowski, Stany Zjednoczome (Anm. 48), S. 48–50; M. B. Biskupski, Paderewski as Leader of American Polonia, 1914–1918, in: Polish American Studies 43 (1986) H. 1, S. 37–56; T. Radzik, Polonia amerykańska wobec Polski 1918–1939 [Die amerikanische Polonia und Polen 1918–1939], Lublin 1990, S. 26 f.; E. R. Kantowicz, Polish American Politics in Chicago, 1888–1940, Chicago/London 1975, S. 112.

63 Radzik, Polonia amerykańska (Anm. 62), S. 28. Diese Meinung scheint Zgórniak, Polonia amerykańska (Anm. 23), S. 735 zu teilen; vgl. auch M. B. Biskupski, Re-creating Central Europe: The United States "Inquiry" into the Future of Poland in 1918, in: The International History Review 12 (1990) H. 2, S. 249–279.

64 Biskupski, Diplomacy (Anm. 46), S. 12.

65 Zgórniak, Polonia amerykańska (Anm. 23), S. 738 f.

Mitreden über Weltgeschichte – die Beteiligung polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Historiker an der UNESCO-Scientific and Cultural History of Mankind (1952–1969)

Katja Naumann

ABSTRACT

This article reconstructs the participation of historians from Poland, Czechoslovakia and Hungary in international projects and transnational networks of world history writings in the 1950s and 1960s. It focuses on the International Commission for a Scientific and Cultural History of Mankind (SCHM), which compiled a six-volume world history in collaboration of over 300 scholars, educators and politicians under the auspices and based upon the membership of the UNESCO. The institutional setting and the thematic orientation of SCHM are presented and the contributions of East Central European scholars are traced. From there on it follows other international contexts where Polish, Czechoslovak and Hungarian scholars sought to promote global interpretations of the past, which included their region. In sum one specific facet of the transnational entanglements of East Central European societies during the time of the Cold War is illustrated and retrieved from being buried by both, a solely national history of these societies and a world history discussion centred largely on North American and Western European traditions.

Einleitung

Geschichtsschreibung vergegenwärtigt Aspekte der Vergangenheit, die Gemeinschaften in Auseinandersetzung mit den Herausforderungen ihrer Zeit für relevant erachten. Weltgeschichtsschreibung, die Rekonstruktion grenzüberschreitender Verflechtungen und weltweiter Interdependenzen, entspringt demnach dem Erleben von und der Neugier an transnationalen Prozessen und globalen Phänomenen. Zugleich sind historische

Comparativ | Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 20 (2010) Heft 1 / 2, S. 186–226.

Deutungen, unabhängig von ihrem räumlichen Horizont, vielfach an politische Projekte angebunden. „World history, then, is inevitably about world-making“[1], und zwar in dem Sinne, dass in der Aneignung historischer Globalität gegenwärtige und künftige Weltordnungen entworfen werden. Sie geht zwar nicht in einer historischen Fundierung von geopolitischen Interessen auf. Allemal schreibt sie Gesellschaften in globale Zusammenhänge ein, indem sie ihnen Raum und Bedeutsamkeit in ihren Erzählungen über großräumige und allgemeine Entwicklungen zuweist.

Da sich kulturübergreifende Verflechtungen in asymmetrischen Beziehungen entfalten und von globalen Machthierarchien geprägt sind, verhandeln Gesellschaften ihre Teilhabe daran unter deutlich verschiedenen Voraussetzungen und mit divergierenden Interessenlagen. Je nachdem, wo sie sich in dem globalen Gefüge verorten, formulieren sie Positionen, wie sie sich in weltweite Zusammenhänge einbringen bzw. diese für sich gestalten wollen. Für die Durchsetzung dieser Anliegen ist Historisierung ein probates Mittel und daher unterscheiden sich welthistorische Positionen darin, welche politisch-strategischen Erwägungen ihnen zugrunde liegen; jedenfalls ist ihnen eine geschichtspolitische Dimension eigen.[2]

Das Befassen mit der Historizität des globalen Zusammenhanges aus spezifischen gesellschaftlichen Kontexten heraus und der Nexus zu politischen Vorhaben, tragen dazu bei, dass ein verstärktes Interesse an welthistorischen Studien zumeist dann entsteht, wenn sich Interaktionen über große räumliche Distanzen dynamisieren oder sich Weltordnungen wandeln und folglich neue Formate ihrer gesellschaftlich-politischen Organisation notwendig werden. So wie für die 1840er bis 1860er Jahre oder um 1900 ein Aufschwung im Ausloten der historischen Tiefe zeitgenössischer globaler Entwicklungen zu verzeichnen ist[3], hat der Zweite Weltkrieg die Aufmerksamkeit auf weltweite Zusammenhänge gelenkt. Eine Vielzahl von Akteuren artikulierte zu Kriegsende und unmittelbar danach Visionen einer Weltregierung, die die internationalen Beziehungen auf friedliche Weise regeln würde, vergleichbar mit den Hoffnungen auf global governance nach dem Zerfall der Bi-Polarität des Kalten Krieges.[4]

Auch dieser Aufschwung des Universalismus bewirkte einen Impetus für weltgeschichtliche Fragestellungen. In der Bildungspolitik wie in den Sozial- und Geisteswissenschaften

1 A. Dirlik, Confounding Metaphors. Inventions of World. What is World History for?, in: B. Stuchtey / E. Fuchs, (Hrsg.), Writing World History 1800–2000, Oxford 2003, S. 91-133, hier S. 92.

2 Zu den politischen Anbindungen der Weltgeschichtsschreibung in den USA: J. Bentley, Myths, Wagers, and Some Moral Implications of World History, in: Journal of World History 16 (2005) 1, S. 51-82; A. Dirlik, Performing the World. Reality and Representation in the Making of World Histor(ies), in: Comparativ 16 (2006) 1, S. 21-35. Zur Verflochtenheit australischer Weltgeschichte mit Emanzipationsbestrebungen gegenüber von Großbritannien: M. Hughes-Warrington / I. Tregenza, State and Civilization in Australian New Idealism, 1890–1950, in: History of Political Thought 29 (2008) 1, S. 89-108.

3 M. Mann (Hrsg.), Globale Geschichtsschreibung um 1900 (= Periplus. Jahrbuch für außereuropäische Geschichte 18), Münster 2008, sowie M. Middell, Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung. Das Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte, 1890–1990, 3 Bde., Leipzig 2005.

4 C. Maurel, Le rêve d'un « gouvernement mondial » des années 1920 aux années 1950. L'exemple de l'Unesco, in: Histoire@Politique. Politique, culture, société, 10, 2010 (www.histoire- politique.fr).

mehrten sich Plädoyers dafür, der im Werden begriffenen neuen Weltordnung eine Geschichte zu geben und dafür das vorhandene historische Wissen neu zu justieren.
Im Vergleich zu früheren Konjunkturen blieb im Ergebnis vieles beim Alten. Narrative Grundmuster wurden fortgeschrieben, stabile Raumkategorien organisierten auch weiterhin die Erzählungen, Periodisierungen mit ihren impliziten Deutungen änderten sich kaum[5]; wurden hier und da neue Zugänge erprobt, dann in erster Linie deshalb, weil die ab 1918 einsetzenden Dekolonialisierungsprozesse eurozentrischen Argumentationen Überzeugungskraft entzogen hatten.[6] Ähnlich wie zuvor wurde Weltgeschichte nicht nur aus der Feder Einzelner, sondern von Autorengruppen verfasst.[7]
Neu war zu Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dass Weltgeschichte als kollektives Unterfangen an eine internationale Organisation gebunden wurde. Im Kontext der Gründung der UNESCO entstand die Überlegung, eine Geschichte der Menschheit von einer international zusammengesetzten Autorengruppe unter der Schirmherrschaft der UNESCO schreiben zu lassen. Diese sollte sich sowohl im Herangehen wie auch in der inhaltlichen Ausrichtung von herkömmlichen Universalgeschichten unterscheiden. Am wichtigsten erschien indes, durch die Beteiligung von Experten aus möglichst vielen Ländern der Welt zu einer Repräsentation ganz unterschiedlicher historischer Wissensbestände sowie kulturell verschiedenartiger Deutungen zu gelangen und in deren Synthese eine allgemeine Geschichte zu Wege zu bringen, die kulturübergreifend überzeugen würde.
Auf Anregung von Julian S. Huxley[8], dem Leiter der *Preparatory Commission for UNESCO*, und in Anknüpfung an einen konzeptionellen Entwurf von Lucien Febvre beschloss die 5. Generalversammlung der UNESCO im Sommer 1951, eine *Scientific and Cultural History of Mankind* (SCHM) in Auftrag zu geben.[9] Zum 1. Januar 1952 konstituierte sich daraufhin eine Kommission, vertraglich und finanziell an die UNESCO angebunden, die für die Verwirklichung der von der UN-Vollversammlung verabschiedeten neunseitigen Gliederung für die geplanten sechs Bände verantwortlich war. Ursprünglich auf fünf Jahre angelegt erstreckte sich die Herausgabe der SCHM auf über zwei Jahrzehnte. Der letzte Band erschien 1975, nachdem die Kommission bereits sechs Jahre zuvor aufgelöst worden war.

5 P. Costello, World Historians and Their Goals. Twentieth Century Answers to Modernism, DeKalb 1993; J. Galtung, World / Global / Universal History and the Present Historiography, in: Storia della Storiografia 35 (1999), S. 141-161.
6 D. Sachsenmaier, World History as Ecumenical History?, in: Journal of World History 18 (2007) 4, S. 465-489.
7 In Deutschland u. a.: H. F. Helmolt, Weltgeschichte, 9 Bde, Leipzig 1899–1913; J. v. Pflugk-Hartung, Ullsteins Weltgeschichte, 6 Bde, Berlin 1907–1910, W. Goetz, Propyläen Weltgeschichte, 10 Bde, Berlin 1931 ff.
8 1946 formulierte Huxley als zentrale Aufgabe der Geisteswissenschaften „to help in constructing a history of the development of the human mind", in: UNESCO. Its Purpose and its Philosophy, London 1946, S. 42.
9 Statutes of the International Commission for a Scientific and Cultural History of Mankind, Annex 1, Annual Report, 15, September 1952, in: Scientific and Cultural History of Mankind Papers, Box 5, Fd. 2.114, UNESCO-Archiv Paris. Die nachfolgend angegebenen Archivalien sind allesamt diesem Bestand entnommen.

Vieles des Vorgenommenen erwies sich in der praktischen Umsetzung als schwierig.[10] Ganz dem ursprünglichen Anliegen entsprach jedoch, dass über die Zeit hinweg etwa 300 Forscher, Bildungsexperten und Geschichtspolitiker aus mehr als 50 Ländern in die Arbeit der Kommission involviert waren. Das UNESCO-Weltgeschichte-Projekt ist damit eine der ersten internationalen Kooperationen im Bereich der Weltgeschichtsschreibung.[11]

Dieser Umstand mag sie an sich zu einem interessanten Gegenstand machen, gerade im Hinblick auf frühere fehlgeschlagene Bemühungen um Autorenkollektive, die Sprach- und Ländergrenzen überschreiten.[12] Tatsächlich reizvoll ist das Unternehmen indes in zweierlei Hinsicht: Zum einen verbirgt sich in den dichten Überlieferungen im Pariser UNESCO-Archiv eine fesselnde Sozialgeschichte des Wandels weltgeschichtlicher Konzeptionen. Die sozialen und politischen Dynamiken einer institutionalisierten Debatte zwischen Akteuren aus beinahe allen Regionen der Welt brachten verfestigte narrative und epistemologische Gewissheiten ins Wanken. Eurozentrische Deutungen wurden explizit, hartnäckig sowie unüberhörbar hinterfragt; nicht mehr nur vereinzelt, sondern vielstimmig sowie im Kollektiv. Divergierende Deutungsmuster trafen unmittelbar aufeinander und die Bemühungen um ihre Vermittlung setzten Lernprozesse in Gang, die bei vielen zu der Einsicht beitrugen, dass die Vorstellung der einen Geschichte für alle letztlich nicht zu realisieren war und ist.[13]

10 1950 engte man Febvres Entwurf einer allgemeinen Geschichte auf das Nachzeichnen von kulturellen und technischen Entwicklung ein, vgl. dazu: Box 8, Fd. 2.31 (3). Mitte der 1950er Jahre beschloss man zudem, die thematische Anlage der einzelnen Bände regional zu untergliedern, d.h. die Regionen der Welt separat zu behandeln, wenngleich interkontinentale Verflechtungen weiterhin im Fokus stehen sollten: Plan of the History of Mankind, Januar 1951, Box 24, Fd. 2.632 (4); Minutes Editorial Board, 11.-14. Februar 1952, ICSCH Doc. Nr. 11, A. Zvorikine an IC, 4. Mai 1956, Box 21, Fd. 2.629.9 (1). Besonders greifbar wird diese Verschiebung in den Gliederungen von Band 4: Tentative Outline Introduction Vol. IV, 10. Juli 1953 sowie Plan Volume IV, Juli 1954, Box 32, Fd. 2.83 (13), Plan of Volume IV, Februar 1954, Box 8, Fd. 2.31 (4), Table of Contents Vol. IV, Januar 1957, Box 32, Fd. 2.83 (14), sowie das Vorwort des Bandes.

11 Zuvor war im Rahmen des Internationalen Instituts für Geistige Zusammenarbeit über eine Revision von (Geschichts-)Lehrbüchern für den Schulunterricht nachgedacht worden. Allerdings scheiterte die Casares-Resolution von 1925 insofern, als sie nur zu bi-lateralen Gesprächen und Abkommen führte: E. Fuchs, Internationale Schulbuch- und Curriculumrevision in historischer Perspektiv, in: E. Matthes / C. Heinze (Hrsg.), Das Schulbuch zwischen Lehrplan und Unterrichtspraxis, Bad Heilbrunn 2005, S. 193-210.

12 U. a. Walter Goetz' Versuche, für die Propyläen-Weltgeschichte Johan Huizinga, Henri Pirenne, Alphonse Aulard und George Peabody Gooch zu gewinnen, Middell (Anm. 3), S. 637.

13 Zur universalistischen Orientierung: "The ambition to write a universal history is a very old one. … The present work belongs to that noble line of great syntheses, which seek to present man the total sum of his memories as a coherent whole. It has the same twofold ambition, to embrace the past in its entirety and to sum up all that we know about the past." R. Maheu, Foreword, in: J. Hawkes / L. Wooley, Prehistory and the Beginning of Civilization (= SCHM Bd. 1), Paris 1962, p. xii. Demgegenüber schrieb Caroline Ward, Co-Autorin von Bd. 6, „we are writing in a world full of tensions and of proud and sensitive peoples. And truth and accuracy are not enough because truth does not always improve relations among peoples. … There is no consensus to the fullest possible degree on the facts about historical relations of nations and peoples." The History of the Scientific and Cultural History of Mankind. Some Problems of Interpretation, in: CHM 5 (1959) 1, S. 270-292. Ähnlich Louis Gottschalk, Herausgeber von Bd. 4: "To give the impression that all historical interpretation can be reconciled at the present stage of the world's culture would be, in my judgment, unhistorical." Gottschalk an Carneiro, 28. Juli 1964, in: Box 32, Fd. 2.83 (15). Zum Zweifel an der Anlage der SCHM zudem im 6. Bd.: "The question has been raised whether this is feasible, i.e. whether UNESCO's objective of bringing to the history of mankind a perspective which the

Zum anderen bewirkte die institutionelle Anbindung an die UNESCO insofern eine bemerkenswerte transnationale Debatte um die Deutung der Geschichte der Welt, als alle Mitgliedsstaaten der UNESCO ein qua Statut verankertes Mitsprache- und Partizipationsrecht an der SCHM besaßen. Daraus ergab sich, dass die je eigenen historischen Sichtweisen und geschichtspolitischen Anliegen nicht nur in einer internationalen Öffentlichkeit vorgebracht, sondern deren Beachtung und Aufnahme eingefordert werden konnte.[14] Dem normativen Selbstverständnis der UNESCO folgend, durch kulturübergreifende Begegnungen auf Augenhöhe und Austausch von Wissen über andere Gesellschaften zur Völkerverständigung beizutragen, galt innerhalb der Kommission die Maxime, möglichst umfassend die Länder der Welt zu vertreten und die Sichtweisen ihrer Vertreter in ihrer Vielgestaltigkeit abzubilden.[15] Während bei anderen kollektiven historiographischen Unternehmungen üblicherweise der Herausgeber und / oder Geldgeber über die inhaltliche Gestaltung entscheiden, wurde sie hier zum Gegenstand für alle Beteiligten. Dass dem Vorhaben einer Weltgeschichte, in der die Mitgliederstruktur einer internationalen Organisation repräsentiert werden sollte, eine beachtliche politische Sprengkraft innewohnt, ist offensichtlich. Geopolitische Logiken, die in geschichtspolitische Anliegen übersetzt wurden, verstärkten und polarisierten die ohnehin existierende Pluralität welthistorischer Interpretationen und Erklärungsmodelle, so dass innerhalb der SCHM intensive Auseinandersetzungen über den Inhalt der historischen Zusammenschau, über ihre Deutung und Darstellung entbrannten.

Die Position Ostmitteleuropas in der SCHM

Die SCHM gleichsam von ihren Rändern aus zu betrachten – nicht auf jene Akteure zu schauen, die die zeitgenössische Weltpolitik und damit die internationalen Organisationen dominierten – birgt einerseits ein gewisses Risiko, etwa dass Charakteristisches im Hintergrund rückt, andererseits tritt gerade dadurch Unerwartetes hervor. Jenseits der

world can share is attainable." – in Reaktion auf Raymond Aron: "The authors have wished above all for it to be descriptive, neutral, objective, acceptable to everybody. … Perhaps, within the outlook of UNESCO, the authors had to conceive of their task as they have done. But in this case it is UNESCO's own conception, applied to the twentieth century, that must be called into question." Supplement to Author-Editor's Preface, in C. F. Ware / J. M. Romein / K. M. Panikkar (Hrsg.), The Twentieth Century (= SCHM Bd. 6), Paris 1966, S. 10. In einer Rezension der SHCM ist zu lesen: "Everyone gets his share, but universalism has become antiquarianism and idealism has been understood as obscuring the actual significance of history." N. Steensgaard, Universal History for Our Times, in: Journal of Modern History, 45 (1973) 1, S. 72-82, S. 77.

14 „members of the International Commission, its honorary members, and its other consultants and the members of the numerous UNESCO national commissions are added together, several hundred persons spread all over the world, have a right to be consulted upon and to criticize the manuscripts of the author-editors of the HISTORY. … Worldwide circulation would provide for the authors not merely a tapping of the global accumulation of knowledge but also would help guarantee that no member nation's point of view had been left unconsidered." L. Gottschalk, Writing World History, in: The History Teacher 2 (1968) 1, S. 17-23, hier S. 20.

15 Dazu das Vorwort von R. Maheu in Bd. 1: "This is the very postulate on which the UNESCO itself is based, namely, the conviction that international relations, in their ultimate reality, are determined not merely by political and economic factors and considerations but spring … from the capabilities of the mind." (Anm. 13, S. xii).

Selbstwahrnehmung der Kommission sowie der nach außen gerichteten Rhetorik in der Darstellung ihrer Arbeit zeigen sich etwa die Grenzen einer Weltgeschichtsschreibung, die die politisch-institutionelle Strukturierung einer internationalen Organisation widerspiegelt. Das mag heute zwar evident erscheinen, allerdings hat sich der Gedanke einer Weltgeschichte aus der Feder der UNESCO bis in die Gegenwart erhalten. 1978, also nur drei Jahre nach der Veröffentlichung des letzten Bandes, wurde mit einer Revision der ersten Fassung begonnen[16] und 2008 fand eine dritte, vollständig überarbeitete Auflage ihren Abschluss.[17]

Wichtiger in diesem Kontext ist, dass ein solches Vorgehen beispielhaft Dimensionen der transnationalen Verflochtenheit von Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn greifbar werden lässt. Dafür ist es indes nötig, einen zunächst scheinbar eindeutigen Befund gewissermaßen umzudrehen. Denn wie sich zeigen wird, wirkten Polen, Tschechoslowaken und Ungarn recht verhalten an der SCHM mit. Mühelos ließe sich dies als erneuter Nachweis für die Marginalisierung der ostmitteleuropäischen Staaten in internationalen Beziehungen und Kontexten begreifen. Doch liest man diese Tatsache gegen den Strich und interpretiert das Absente als eine Anregung weiter zu fragen, über Gründe nachzudenken und Alternativen aufzuspüren, werden nicht erinnerte Dimensionen von Transnationalität der Gesellschaften dieser Region wieder sichtbar.

Rückhalt gewinnt ein solches Vorgehen aus neueren Interpretationen zum Kalten Krieg und der Rolle von Internationaler Organisation, aus Ansätzen, die herkömmliche Deutungen der Position und der Handlungsspielräume ostmitteleuropäischer Akteure in internationalen Kontexten hinterfragen.

Lange Zeit dominierte in der Forschung ein Narrativ, das eurozentrisch war und sich nach geopolitischen Logiken orientierte – sei es mit dem Argument einer ideologisch begründeten Systemkonkurrenz, oder aber mit dem Verweis auf eine Konfrontation der beiden Hegemonialmächte, die USA und UdSSR. Man ging davon aus, dass Begegnung, Kooperation und Austausch in internationalen Zusammenhängen in fest vorgegebenen Bahnen der jeweiligen Konstellation der Bi-Polarität verliefen. Akteuren in internationalen Organisationen, auch wenn sie sich der Förderung von Bildung, Kultur und Wissenschaft verschrieben hatten, waren enge Gestaltungsspielräume gesetzt, allein, da die USA und die UdSSR streng über ihre Einflusssphären wachten. Die Debatten über Sachfragen waren zumeist von ideologischen Interessen bzw. der Konkurrenz zwischen dem sozialistischen und kapitalistischen Gesellschaftsmodell überschattet.[18]

16 Beschlossen auf der 20. UNESCO-Generalversammlung 1978. Zur Kritik an der ersten Auflage: UNESCO, Preparation of a History of the Scientific and Cultural Development of Mankind, Paris 1985; zur zweiten Auflage: J. Herrmann, Eine international verfaßte "Geschichte der wissenschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Menschheit. Ergebnis der "Ökumene der Historiker" und Beitrag zu deren Ausgestaltung?, in: H. Boockmann / K. Jürgensen (Hrsg.), Nachdenken über Geschichte. Beiträge aus der Ökumene der Historiker. In Memoriam Karl-Dietrich Erdmann, Neumüster 1991, S. 282-292.

17 History of Humanity, 7 Bd., Paris 2003–2008.

18 M. Herren, Internationale Organisationen seit 1986. Eine Globalgeschichte der internationalen Ordnung, Darmstadt 2009, S. 103.

Demgegenüber werden in einer globalgeschichtlichen Perspektive zwei andere Prozesse hervorgehoben: zum einen, dass in diesem Konflikt die europäische Machtstellung zur Disposition stand; zum anderen, dass eine Vielzahl von Akteuren mit ihren je eigenen Interessen in „einem spannungsreichen und krisenhaften Aushandlungsprozess über die Nachkriegsordnung" stand, in dem die Folgen der Auflösung von Imperien im Zuge der Dekolonialisierungsprozesse verhandelt wurden. In solch einer geweiteten Perspektive waren internationale Organisationen zwar in einer geteilten Welt situiert, doch die Bi-Polarität war lediglich ein Faktor unter mehreren.[19]
Für die Länder Ostmitteleuropas bedeutet dies, die Region nicht allein als Exerzierfeld äußerer Machteinflüsse und unter fortwährender Fremdbestimmung stehend zu begreifen. Fraglos übersetzte die UdSSR ihr Selbstverständnis als Repräsentantin der Volksdemokratien in einen Dominanzanspruch, strebte sie nach Kontrolle und spielte sie ihre überlegene Position innerhalb des weltpolitischen Machtgefälles aus. Indes hatte die sowjetische Vorherrschaft auch Grenzen, Akteure aus Ostmitteleuropa setzten der Bevormundung seitens der östlichen Großmacht ihre Interessen entgegen – wenngleich partiell, in engem Rahmen und oftmals erfolglos.[20] Begreift man die Bi-Polarität als eine Facette des Kalten Krieges, in dem in größerem Maßstab um die Hierarchie einer neuen Weltordnung gerungen wurde, so ist zu vermuten, dass auch die Länder Ostmitteleuropas dabei um Position und Status stritten, mit eigener Stimme ihre Anliegen verfochten. Umso mehr, als in der internationalen Ordnung des 20. Jahrhunderts die Nähe und Ferne zu internationalen Organisationen als Indikator nationaler Anerkennung galt.[21]

Strukturen und Mechanismen der Herausgabe der SCHM

In Absprache mit Jaime Torres Bode, dem damaligen Generaldirektor der UNESCO, schlossen sich zum Januar 1952 acht Hochschullehrer zur *International Commission for a Scientific and Cultural History of Mankind* zusammen[22], wobei in den Statuten festgelegt wurde, dass die Vereinigung in Rücksprache mit dem Generaldirektor alsbald zu erweitern sei. Die Leitung oblag dem Bureau, bestehend aus einem Präsidenten, zwei Vize-Präsidenten sowie dem Leiter des Redaktionskomitees. Die Entscheidungshoheit über das Budget, den Arbeitsplan sowie über die Herausgeber / Autoren wiederum oblag der Mitgliederversammlung; für letzteres hatte das Redaktionskomitee Vorschlagsrecht. Kein eigenes Gremium, jedoch eine autarke und einflussreiche Gruppe bildeten die *corresponding members*. Jedes Mitgliedsland der UNESCO besaß das Recht, sich an der

19 J. W. Young / J. Kent, International Relations since 1945, Oxford 2004; O. A. Westad, The Global Cold War. Third World Interventions and the Making of Our Times, Cambridge 2006.
20 R. Jaworski, C. Lübke, M. G. Müller, Kleine Geschichte Polens, Frankfurt a. M. 2000, S. 333 f.
21 Herren (Anm. 18), S. 91.
22 Homi J. Bhabha (Indien), Carl J. Burckhardt (Schweiz), Paulo y de Berredo Carneiro (Brasilien), Julian S. Huxley (Großbritannien), Charles Morazé (Frankreich), Mario Praz (Italien), Ralph E. Turner (USA), Silvio Zavala (Mexiko), Constantine K. Zyrayk (Syrien).

Kommission zu beteiligen. Auf Wunsch wurde Vertretern der UNESCO und Repräsentanten von nationalen Organisationen ein beratender Status zugesprochen.[23] Neben Einzelpersonen dachte man dabei an die nationalen UNESCO-Kommissionen.
Innerhalb des UN-Systems ist die UNESCO die einzige Organisation, die in ihrer Verfassung nationale Verbände verankerte und damit die Praxis ihres Vorläufers, dem Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit, fortführte. Ihrer Charta nach dienen die Kommissionen als Scharnier zwischen Nichtregierungsorganisationen und staatlichen Stellen. Knapp formuliert, wollte man Bildung, Erziehung und Wissenschaften nicht vollständig staatlichen Logiken anheimgeben. Angesichts der Erfahrung, dass Nationalismus und Kriege von Nationalstaaten ausgingen, sei ihnen die Sicherung von Frieden und Völkerverständigung vernünftigerweise nicht zu überlassen und daher seien zivilgesellschaftliche und Regierungsgruppen institutionell zusammenzubringen.
Allerdings hatten diese nationalen Kommissionen auch in der UNESCO kein Stimmrecht in den Generalversammlungen, sondern übten lediglich beratende Funktionen aus. Zudem war die Organisation und Gestaltung solcher Kommissionen Ländersache. Folglich unterschieden sich die organisatorischen Modelle dieser Kommissionen von Land zu Land, ebenso wie deren Arbeitsfähigkeit stark differierte. Je nachdem, welche politische Aufmerksamkeit und Wertschätzung der UNESCO von den jeweiligen Regierungen beigemessen, je nachdem, wie sehr dort die Vertretung in internationalen Organisationen als eine Arena der Außenpolitik gesehen wurde, stattete man die eigene nationale Kommission mit begrenzter oder eben weitreichender Handlungsfähigkeit aus. [24]
Um ein Beispiel zu geben: Die ungarische Kommission wurde zwar bereits 1948 mit dem Eintritt des Landes in die UNESCO gegründet – zunächst jedoch in zwei getrennten Abteilungen, einmal im Außen- und einmal im Bildungsministerium, und ab 1963 einem Institut für kulturelle Beziehungen unterstellt. Wenngleich in einem Bericht zum 20-jährigen Bestehen stolz hervorgehoben wurde, dass derzeit 60 Mitglieder plus acht Untergruppen mit 120 Beteiligten aktiv wären, wurde gleichermaßen deutlich zum Ausdruck gebracht, dass die Unklarheit darüber, wer im eigenen Land für die Kommission zuständig sei und welche Rolle sie spielen sollte, vieles des grundsätzlich Möglichen verhindere. Umso mehr, als in der ungarischen Wahrnehmung die UNESCO den nationalen Anliegen ihrer Mitglieder zu wenig Rechnung trage, was die Arbeit vor Ort erschwere.[25]
In der Praxis vermochten die nationalen Kommissionen das in der UNESCO-Verfassung angelegte Spannungsfeld zwischen einem postulierten unpolitischen Internationalismus und einer auf nationalstaatliche Souveränität beruhenden Mitgliederstruktur nur

23 Statutes of the IC of the SCHM (Anm. 9).
24 Charta der Nationalen UNESCO-Kommission, in: K. Hüfner/W. Reuther (Hrsg.), UNESCO-Handbuch, Neuwied 1996, S. 270-274, zudem S. 82 f. Die ersten nationalen UNESCO-Kommissionen wurden 1946/47 in Brasilien, Frankreich, Großbritannien, Norwegen, Polen und den USA gegründet.
25 „Unless our UNESCO work is attached to national aspirations … all our participation in UNESCO projects will stay rootless." S. Maller, The Hungarian National Commission for UNESCO. Its Organization and Functioning, in: International Review of Education 12 (1966) 3, S. 259-270, hier S. 260.

begrenzt zu entschärfen. Gleiches gilt angesichts einer ähnlichen Satzung auch für die SCHM. Auch dort wurde die Hoffnung, dass gleichberechtigte Mitsprache zum einem Handeln in gemeinsamen Sinne führen würde von nationalen Interessenlagen aufgerieben, standen partikulare Anliegen dem Vorhaben entgegen, die eine Geschichte der Menschheit zu verfassen – letzteres dem festen Glauben verhaftet, dass sich divergierende historische Deutungen am Ende doch synthetisieren ließen und eine Gesamtdarstellung zu erreichen sei, die an allen Orten der Welt überzeugen würde.[26]

Lange suchte man an der von Febvre 1949 entworfenen Konzeption einer unpolitischen Weltgeschichte festzuhalten, einer Zusammenschau der „great stages of interchange of borrowing", in und mit der die Separierung der Welt in Nationen überwunden würde. Als Kern einer dezidiert nicht-eurozentrischen Perspektive auf die Geschichte des globalen Zusammenhanges hatte er vorgeschlagen, sich auf Austauschbeziehungen und Transferprozesse zwischen den Kulturen zu konzentrieren, deren Beständigkeit und Wandel über die Jahrhunderte nachzuzeichnen. Es gelte herauszustellen, dass „men have met peacefully, that they have communicated by exchanges, and the borrowing of another's particular wealth". Dafür wären Formen und Formate der Begegnung und Interaktion zu rekonstruieren „everything that circulated from one group to the other". Erst dann würde deutlich werden, dass die Menschheit in Vergangenheit wie Gegenwart in beständiger Bewegung war, „constantly shifting about in an endless series of transcontinental migrations", und jeder Ansatz eines „partitioning of the world is nothing but a fiction".[27]

Doch bald erwiesen sich diese konzeptionellen Überlegungen angesichts der Dominanz partikularer Interessen als schwer und lediglich punktuell umsetzbar. Ebenso wie in der UNESCO wurde die Erwartung enttäuscht, die (geschichts-)politischen Agenden der einzelnen Länder wären leicht auszubalancieren. Internationale Organisationen galten als Arenen, in denen Nationalstaaten um weltpolitische Bedeutung und Anerkennung mit- und gegeneinander rangen, und viele, gerade neue bzw. kleine Staaten gebrauchten sie genau in diesem Sinne.[28]

Hinzu kam, dass die Beteiligung aus den Mitgliedsländern unausgewogen war. Von manchen Ländern wurde die Kommission der SCHM geradezu mit Stellungnahmen und Kommentaren, zu denen man weltweit aufgerufen hatte, überflutet. Andere wiederum kontaktierte die Kommission jahrelang vergebens. Die Hoffnung auf breite Mitsprache, um zu einer konsensualen Darstellung zu gelangen, schwand zwar bis zum Ende

26 Davon liest man in dem Vorwort von R. Maheu erwartungsgemäß nichts, dort heißt es: „The work you are about to read represents the first attempts to compose a universal history of the human mind from the vaying standpoints of memory and thought that characterize the different contemporary cultures." Bd. 1 (Anm. 13), S. xiv.

27 Zitiert aus: P. Petitjean, The Ultimate Odyssey. The Birth of the Scientific and Cultural History of Mankind project, in: UNESCO, Sixty Years of Science at UNESCO, Paris 2006, S. 85-88, S. 86. Davon deutlich abweichend die universalistische Weltsicht von Julian S. Huxley, der neben Febvre in die Konzipierung involviert war: P. T. Philipps, One World, One Faith. The Quest for Unity in Julian Huxley's Religion of Evolutionary Humanism, in: Journal of the History of Ideas 68 (2007) 4, S. 613-633.

28 M. H. Geyer / J. Paulmann (Hrsg.), The Mechanics of Internationalism. Culture, Society, and Politics from the 1840s to the First World War, Oxford 2001.

nicht gänzlich. Jedoch stellte sich alsbald Skepsis ein, ob dieses Anliegen tatsächlich zu realisieren sei.

Universalismus, der sich gemessen an seinem Anspruch im Konflikt mit nationalstaatlichen Logiken zunehmend als wirklichkeitsfern offenbarte, war dabei nur eines neben drei weiteren Spannungsfeldern, die die Arbeit an der SCHM präfigurierten.

Erstens stand der idealistische Anspruch der UNESCO in deutlichem Gegensatz zu den politischen und ideologischen Intentionen derer, die ihre Gründung initiiert hatten und die Arbeit der ersten Jahre prägten. Auf der einen Seite strebte die UNESCO danach, durch die Förderung der Zusammenarbeit zwischen den Völkern zur Wahrung des Friedens und zur Sicherheit beizutragen, da ein „auf politischen und wirtschaftlichen Abmachungen von Regierungen beruhender Friede" dazu nicht ausreiche, er vielmehr „in der geistigen und moralischen Solidarität der Menschheit verankert werden"[29] müsse. Auf der anderen Seite wurde ihre Schaffung wesentlich von geopolitischen Interessen der USA vorangetrieben[30] – im durchaus konfrontativen Gegenüber französischer und britischer Ansprüche.[31]

Das machtpolitische und ökonomische Gewicht der USA, das sich allein in der Größenordnung der UNESCO-Gründungskonferenz in San Francisco für alle Beteiligten gezeigt hatte, schlug sich auch in der Etablierung der SCHM nieder. Im Schatten stürmischer Debatten zwischen der britischen nationalen UNESCO-Kommission und französischen Wissenschaftspolitikern[32] setzten die amerikanischen Beteiligten ihre Kandidaten für den Geschäftsführer (Guy S. Métraux) und den Leiter des Redaktionskomitees (Ralph E. Turner) durch und vermochten es, die geschichtspolitisch bedeutsamen Bände, jenen, der mit der Frühen Neuzeit Aufstieg Europas thematisierte sowie jenen zum 20. Jahrhundert, in die Hände von Wissenschaftlern ihres Landes zu geben.[33] Dass US-amerikanische wissenschafts- und geschichtspolitische Interessen von Beginn an das Ideal eines kosmopolitischen Internationalismus konterkarierten (bzw. in dessen Gewand artikuliert wurden), offenbart sich überdies darin, dass Ralph E. Turner im Oktober 1954 nach Paris schrieb, sein Antrieb für die Mitarbeit in der SCHM sei es, „to produce a world history which is an answer to this Marxist history"[34] – obwohl, vielleicht gerade

29 Verfassung der UNESCO, vom 16. November 1945 (http://www.unesco.de/verfassung.html?&L=0)

30 Der Zweite Weltkrieg bot den USA die Möglichkeit, jene Instrumente zu schaffen, mit denen sie ihre in das 19. Jahrhundert zurückreichenden geopolitischen Ambitionen zu einer hegemonialen Position ausbauen konnten. Die Gründung der UNESCO ist in diesem Kontext zu sehen: M. Mazower, No Enchanted Palace. The End of Empire and the Origins of the United Nations, Princeton 2009; F. Schumacher, The American Way of Empire. The United States and the Search for Colonial Order in the Philippine, in: Comparativ 19 (2009) 1, S. 53-70; F. A. Ninkovitch, The United States and Imperialism, Oxford 2001.

31 C. Maurel, L'UNESCO aux enjeux de politique internationale (1945–1974), in: 60 ans d'histoire de l'UNESCO. Actes du colloque international, Paris, 16-18 novembre 2005, Paris 2007, S. 295-312.

32 P. Duedahl, Selling Mankind. UNESCO and the invention of global history, 1945–76, in: Journal of World History (im Erscheinen).

33 Bd. 4 wurde von Louis Gottschalk (Chicago), Loren C. MacKinney (Chapel Hill) und Earl H. Pritchard (Chicago) herausgegeben; Bd. 6 stand unter der Leitung von Caroline F. Ware (North Hampshire), K. M. Panikkar (indischer Botschafter in Peking, Kairo und Paris) sowie J. M. Romein (Amsterdam).

34 Turner an Métraux, 19. Oktober 1954, in: Box 2, Fd. 1.36.

weil wenige Wochen zuvor entschieden worden war, die Geschichtsverbände aus den sozialistischen Ländern zu dem anstehenden Internationalen Historikerkongress 1955 in Rom einzuladen.[35] Parallel zu Strukturen in Wirtschaft und Sicherheit wurden also auch historische Bildung und Wissenschaft zum Gegenstand konkurrierender Systemvergleiche. Zeitgleich zur SCHM arbeiteten Historiker an der Moskauer Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von Evgenij M. Zhukov an einer zehnbändigen Weltgeschichte (*Vsemirnaja istorija*, 1955–1965). Durchaus bezeichnend wurde zur selben Zeit im schweizerischen Bern eine mehrbändige Universalgeschichte kompiliert.[36] Dem von der SCHM editierten *Journal of World History / Cahiers d'Histoire Mondiale* (1953–1974) entsprach auf sowjetischer Seite das *Vestnik istorii mirovoj kul'tury* (1957–1961).[37]
Zweitens war die Akzeptanz kultureller Unterschiede und Pluralität, einer der Grundsätze der UNESCO, in der praktischen Umsetzung nur schwer mit einer Weltsicht zu vereinbaren, die davon ausging, dass sich interkulturelle Differenzen durch mehr Wissen über den oder die anderen sowie durch einen institutionell gestärkten Austausch zwischen den Kulturen lösen ließen. Bis in die 1960er Jahre hielt man daran fest, dass eine „unity of the human family, and the interconnectedness of progress and development in all areas of the globe" gegeben sei, die lediglich durch Austausch, Begegnung und Zusammenarbeit gestärkt werden müsse.[38] Das strukturelle Konfliktpotential einer solch universalistischen Sichtweise wurde hingegen zunächst kaum wahrgenommen. Zudem konnte das Bemühen um eine nicht-zentrische Beschreibung globaler Zusammenhänge, das auf historiographische Modelle und Termini aus dem Zeitraum von Kolonialisierung sowie Imperialismus rekurrierte und an dem außereuropäischer Wissenschaftler beteiligt waren, nur zu langen, nervenaufreibenden Debatten führen – wenngleich gerade daraus eine Reihe von Einsichten gewonnen wurde.[39] In jedem Fall zog dies für den Arbeitsprozess ein permanentes Ringen um die Balance zwischen einer Behandlung aller Kulturen

35 A. Blänsdorf, Zusammenarbeit zwischen Historikern im geteilten Europa. Das Comité international des sciences historiques und die internationalen Historikerkongresse, 1945–1990, in: A. Fleury, L. Jílek (Hrsg.), Une Europe malgré tout 1945–1990. Contacts et réseaux culturels, intellectuels et scientifique entre Européens dans la guerre froide (L'Europe et les Europes, Bd. 9), Brüssel 2009, S. 183-202.

36 Historia Mundi. Ein Handbuch der Weltgeschichte in zehn Bänden, begr. von F. Kern, hrsg. von F. Valjavec, München und Bern 1952–1961. Für das Schweizer Projekt wurde ein internationales Autorenkollektiv gewonnen, in die Moskauer Weltgeschichte waren nur sowjetische Historiker involviert: H. Hecker, Russische Universalgeschichtsschreibung von den „Vierziger Jahren" des 19. Jahrhunderts bis zur sowjetischen „Weltgeschichte" (1955–65), München 1983, S. 198 f; eine umfassende Besprechung dieser Weltgeschichte findet sich in: G. Stadtmüller, Die sowjetische Weltgeschichte, in: Saeculum 11 (1960), S. 295-384.

37 Dass man einander intensiv beobachtete, zeigt sich sowohl darin, dass die Kommission ausführlich über das Zhukov'sche Vorhaben informiert wurde (Information Paper 17, 22. September 1954, Box 2, Fd. 0.30) als auch in einer 64-seitigen Analyse der ersten Ausgabe des Vestnik istorii mirovoj kul'tury (Box 22, Fd. 2.629.91 [2]).

38 K. Stenou / C. Keitner (Hrsg.), UNESCO and the Issues of Cultural Diversity. Review and Strategy 1946–2003, Paris 2003; P. Jones, Comment l'éducation universelle es devenue une idée universelle. Un enjeu des première années de l'UNESCO, in: 60 ans d'histoire de l'UNESCO, S. 419-429.

39 Man führte sich die interpretatorischen Implikationen von Raumkategorien wie Ost und West, aber auch kontinentaler Einfassungen, vor Augen, reflektierte über den wertenden Charakter von Bezeichnungen (wie „Indian Mutany" für den Unabhängigkeitsaufstand in Indien 1857) und stellte sich dem normativen Gehalt von bestimmten Termini wie Wohlfahrtsstaat: Gottschalk, Writing World History (Anm. 14), sowie das Vorwort zu Bd. 6 (Anm. 13).

nach ihren Vorstellungen und ihrer Integration in eine kohärente historische Erzählung nach sich.

Drittens war mit dem rasanten Mitgliederzuwachs der UNESCO umzugehen, der sich auch in der Beteiligung an der SCHM niederschlug. Zwischen 1946 und 1956 waren 52 Staaten der UNESCO beigetreten; in den ersten beiden Jahren nach 1960, dem Jahr der Unabhängigkeitserklärungen in Afrika, kamen noch einmal 24 neu gegründete Länder hinzu.[40] Neben der Verschiebung der Kraftverhältnisse in der Kommission, und damit korrespondierend der Verlagerung inhaltlicher wie regionaler Schwerpunkte in den historiographischen Texten, brachte dies erhebliche praktische Probleme mit sich. In den Statuten war festgelegt worden, dass die Manuskripte der einzelnen Bände zum Kommentar an einen möglichst großen Kreis prominenter Wissenschaftler aus allen Weltregionen zu geben seien[41]; überdies waren alle nationalen UNESCO-Kommissionen in den Prozess der Überarbeitung zu involvieren. Angesichts der Tatsache, dass 1969 das Bureau aus 22 Mitgliedern bestand, in den Einleitungen der Bände 93 Wissenschaftler aus 42 Ländern als korrespondierende Mitglieder aufgeführt wurden[42] und zudem mehrere hundert Weitere die Texte lasen und kommentierten, sind die Auseinandersetzungen, der Ärger und mitunter die Verzweiflung lebhaft vorstellbar, die die fast zwei Dekaden umfassende Arbeit begleiteten. Bis zu viermal wurden die Manuskripte der Bände in Gänze überarbeitet, was noch dadurch erschwert wurde, dass einige der Herausgeber verstarben, neue Autoren für weitgereifte Textbausteine gefunden werden mussten und für die Abstimmung sowie Kommunikation weder Fax noch E-Mail zur Verfügungen standen.

Mit der Zunahme von Stellungnahmen aus unterschiedlichen Ländern gingen die Erwartungen an die Weltgeschichte immer stärker auseinander. Während im Bureau der SCHM angesichts der vertraglichen Bindung an die UNESCO die Losung galt, dass sich die Autoren an die ideellen Prinzipien der UNESCO zu halten, die Standpunkte ihrer Mitglieder abzubilden und möglichst viele der Kritiken und Ergänzungsempfehlungen aufzunehmen hätten, hielt dies das Redaktionskomitee für immer weniger umsetzbar.[43] Bald überlegte man daher in den drei Räumen, in denen das Sekretariat der SCHM im Pariser UNESCO-Hauptgebäude untergebracht war, wie sich divergierende Sichtweisen

40 UNESCO-Handbuch (Anm. 24), S. 13.

41 Der Wortlaut im Vertrag: „the texts of the Scientific and Cultural History of Mankind … will be delivered to it in stages in the forms of ‚Journals', designed to assemble the observations and opinions of qualified persons. … After assembling these opinions and observations, and if necessary, rearranging the original texts, the Commission will publish the final text…" Contract between UNESCO and the International Commission for SCHM, Annex 2, Annual Report 1952 (Anm. 9), S. 10.

42 In archivalischen Quellen sind die Zahlen noch höher. Bereits 1956 ist von 120 beratenden Mitgliedern aus 44 Ländern die Rede: Protokoll 10. Bureau-Treffen, Mai 1956, Box 26, Fd. 2.727.

43 So schrieb Louis Gottschalk: "I have found the task of preparing a volume that will satisfy me … beyond my capacity, and believe the task of preparing one that will satisfy all the critics an impossible one." Gottschalk an Hookaas, 11. Februar 1959, Box 32, Fd. 2.83 (14).

und die anhaltenden Kontroversen institutionell so einfangen lassen würden, dass ein Minimum an Kohärenz in den Bänden gewahrt bliebe; mit mäßigem Erfolg.[44]

Die Repräsentation polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Akteure in der Kommission

Polen und die Tschechoslowakei gehörten zu den ersten Ländern, die die UNESCO-Gründungsakte im November 1946 ratifizierten, gefolgt von Ungarn im September 1948. Folglich wundert es nicht, dass bereits in den ersten Überlegungen darüber, wer an einer UNESCO-Weltgeschichte mitwirken sollte, auch Ostmitteleuropäer im Gespräch waren. Für Polen dachte man u. a. an den Philosophen Adam Schaff und aus Ungarn wollte man Györgyi Lukacs, ebenfalls Philosoph, sowie den Komponisten Zoltán Kodalyi gewinnen.[45] Dennoch waren alle drei Länder zunächst nicht in die 1952 gegründete Kommission involviert, denn aus Protest gegen die Positionierung der UNESCO im Korea-Krieg hatten sie im Dezember 1952 ihre Beziehungen zu dieser abgebrochen. Dieses Faktum bot für Oskar Halecki, Nestor der polnischen Geschichtsschreibung im Exil, ein Podium, das Selbstverständnis der emigrierten Historiker als unabhängige und demzufolge eigentliche polnische Geschichtswissenschaft herauszustellen.[46] So schlug er unmittelbar nach der Konstituierung der SCHM Marian Kukiel, Professor an der Polish University in Exile / Polski Uniwersytet na Obczyźnie in London als „representative of free Polish scholarship" vor.[47]

Als Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn ihre Mitgliedschaft im Sommer 1954 erneuerten, wenige Monate nach dem Eintritt der UdSSR[48], war dieser Vorschlag aber bereits in der Ablage verschwunden. Anstelle dessen wurde Witold Kula (Universität Warschau / Polnische Akademie der Wissenschaften) im Herbst in das Bureau aufgenom-

44 Im Ergebnis verständigte man sich auf zwei Instrumente. 1953 gegründet, war das Cahiers d'Histoire Mondiale zunächst dazu gedacht, Forschungsstände zu bislang wenig erforschten Ländern und Weltregionen zusammenzutragen und den Autoren zugänglich zu machen. Später wurde es zu einem Ort, an dem divergierenden Positionen Raum gegeben wurde: Editors Role, in: CHM 1 (1953) 1, S. 199; Gottschalk an Carneiro, 28. Juli 1964, Box 32, Fd. 2.83 (15). Ferner nutzte man die Fußnoten der Bände, um konfligierende Sichtweisen abzubilden: Statement adopted by the Bureau of the IC at its sixth Meeting, February 12-14, 1953, Box 5, Fd. 2.116, Gottschalk an Zvorikine, 1. Juni 1956, Box 1, Fd. 0.25, 0.26.

45 Names for Commission, 1950; Liste par Pays des Nomes Possible Suggeres des Divers Cotes Pour la Commission Internationales de L'Histoire Scientific et Culturelle, Box 15, Fd. 2.61. Ferner kursierten für Polen und die Tschechoslowakei die Namen Langroid und Matousak. Aufgrund der fehlerhaften Schreibweise sind die tatsächlichen Personen nicht mehr in toto zu ermitteln. Die Falschschreibung von Namen zieht sich durch den gesamten Quellenbestand. Im Haupttext werden nur jene Personen erwähnt, die eindeutig identifizierbar sind. Die Namen in den drei Tabellen sind den publizierten Bänden und dem Cahier d'Histoire Mondiale entnommen.

46 Zu Haleckis Wirken bei der Institutionalisierung der polnischen Exilhistoriographie: F. Hadler, Piotr S. Wandycz. Ein polnischer Émigré-Historian der Geschichte Ostmitteleuropas, in: P. S. Wandycz, Die Großmächte und Ostmitteleuropa vom Berliner Kongress bis zum Fall der Berliner Mauer, Leipzig 2006, S. 3-11.

47 Vgl. Gottschalk an Cortesao, 27. März 1952, Box 32, Fd. 2.83 (13).

48 UNESCO-Handbuch, S. 230ff. Zu den Interessen der UdSSR an der UNESCO: I. V. Giaduk, L'union soviétique et l'UNESCO pendant la guerre froide, in: 60 ans d'histoire de l'UNESCO, Fn 31, S. 281-285.

men[49], nachdem A. A. Zvorikine von der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften und Repräsentant der UdSSR vorgeschlagen hatte, dass die anderen sozialistischen Länder an der Leitung des Projektes beteiligt würden und zudem je zwei *corresponding members* stellen sollten.[50]

Die Aufnahme von Václav Husa von der tschechoslowakischen sowie eines Wissenschaftlers von der ungarischen Akademie der Wissenschaften in das Bureau blieb indes lediglich eine Aktennotiz.[51] Später wurde Karel Krejči (Karls-Universität Prag) erst *corresponding member* für die Tschechoslowakei, dann Mitglied der Leitungsebene der SCHM. 1959 wurde Erik Molnár (Ungarische Akademie der Wissenschaften), wiewohl ohne klar definierten Status, in die Kommission aufgenommen, nachdem er bereits seit 1958 eine Gruppe von Wissenschaftlern geleitet hatte, die sich von ungarischer Seite an dem Projekt beteiligte.[52]

In den Überlieferungen finden sich darüber hinaus weder Spuren von Namensvorschlägen aus den jeweiligen Akademien der Wissenschaften, noch verfolgte A. A. Zvorikine den ursprünglichen sowjetischen Gedanken einer breiten Aufstellung der sozialistischen Länder. Ihm und seinen Kollegen lag primär die chinesische Repräsentation am Herzen.[53] Da auch kein Vertreter aus den anderen ostmitteleuropäischen Ländern in dem Bureau bzw. in der Funktion eines *corresponding member* mitwirkte, war die Region in den institutionellen Strukturen der Kommission kaum vertreten[54], umso mehr, als die 16 Autoren / Herausgeber der sechs Bände allesamt westeuropäischen und nordamerikanischen Wissenschaftskontexten entstammten, mit Ausnahme von K. M. Panikkar (Indien).[55]

Ähnliches lässt sich für die Teilnahme polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Wissenschaftler an der von der Kommission herausgegebenen Zeitschrift, den *Cahiers*

49 Wiechecki an Carneiro, 6. September 1955, Box 12, Fd. 2.51 (4); Carneiro an Kula, 15. Dezember 1955, Box 22, Fd. 2.629.93.

50 Ostrovinskii an Carneiro, 20. September 1955, Box 12, Fd. 2.51 (6).

51 Protokoll 10. Bureau-Treffen, Mai 1956, Box 26, Fd. 2.727. Der Ungar ist als Dierd Alexitch aufgeführt.

52 Carneiro an Molnár, 21. Juli 1959, Box 22, Fd. 2.629.93; Molnár an Carneiro, 11. Juli 1958, Box 12, Fd. 2.51 (2).

53 Im Mai 1956 entbrannte darüber ein heftiger Konflikt. Seitens des Pariser Headquarters hatte man u. a. für Hu Shih plädiert, einen Philosophen, der in die Bewegung des 4. Mai involviert gewesen war, von 1938–1942 als Botschafter in den USA fungierte und nach seiner Immigration in die USA ab 1957 für die UNO arbeitete. An der Moskauer Akademie der Wissenschaften lehnte man ihn als vermeintlichen Anhänger der Kuomintang strikt ab. Nachdem Hu-Chi vehement gegen die sowjetischen Gegenvorschläge protestiert hatte, da es sich dabei um marxistisch-leninistische Hardliner handeln würde, wurde die Einladung an China zur Mitwirkung zurückgenommen: AdW an Carneiro, 4. Mai 1956; Carneiro an A. V. Toptchiev, 24. Mai 1956, Box 12, Fd. 2.51 (6).

54 Das Bureau bestand 1969 neben Kula, Krejči und Zvorikine sowie den neun Gründungsmitgliedern (Anm. 18) aus: Jorge Basadre (Peru), Mahmud Husain (Pakistan), Ali A. Siassi (Iran), Louis Gottschalk (USA), Gaston Wiet (Frankreich), Jacques Freymond (Schweiz), Erik Lönnroth (Schweden), J. B. Priestley (Großbritannien), Percy E. Schramm (Deutschland), J. Pérez Villanueva (Spanien), Caroline F. Ware (USA), Guy S. Métraux (Schweiz). Damit waren 12 west- und 7 außereuropäische Länder repräsentiert. Von den 93 assoziierten Mitgliedern aus 42 Ländern kamen 36 aus nicht-westlichen Weltregionen, 7 aus Rußland, die anderen aus Westeuropa.

55 Bd. 1 wurde von Briten verfasst (J. Hawkes, Sir L. Woolley); Bd. 2 lag in italienischen Händen (L. Pareti, P. Brezzi, L. Petech); Bd. 3 unterstand französischer Verantwortung (G. Wiet, V. Eliseeff, Ph. Wolff, J. Nadou); Bd. 4 wurde aus den USA heraus erstellt (L. Gottschalk, L. C. MacKinney, E. H. Pritchard); mit Bd. 5 war zunächst J. Basadre (Peru) befasst, nach seinem Rücktritt Ch. Morazé; und Bd. 6 wurde in US-amerikanisch-indischer und niederländischer Kooperation betreut (C. F. Ware, K. M. Panikkar, J. M. Romein).

*d'Histoire Mondiale (*CHM) feststellen. In den zwölf Jahrgängen mit fünf bis sechs Aufsätzen pro Ausgabe sind acht Beiträge von Autoren aus diesen Ländern verfasst worden (Tab. 1), wobei man seit dem Wiedereintritt der drei Staaten in die UNESCO und dem Beginn der Mitarbeit an der SCHM keine Artikel von polnischen, tschechoslowakischen und ungarischen Exilhistorikern mehr publizierte.[56]

Tab. 1: Beiträge aus Polen, Tschechoslowakei und Ungarn in den *Cahiers d'Histoire Mondiale*

Autor	Aufsatztitel	Heftnummer
Erik Molnár	Comments on Denis Sinor's Article (The historical role of the Turk Empire)	Jg. 5, Heft 2
František Kavka	The Hussite Movements and the Czech Reformation	Jg. 5, Heft 4
Josef Polišenský	Comenius and His Times	Jg. 6, Heft 1
Jan Korán, Václav Vaňeček	Czech Mining and Mining Laws	Jg. 7, Heft 1
Karel Krejči	La Lutte pour la libération nationale des Tchèques et des Slovaques au XIXe au commencement du XXe siècle	Jg. 7, Heft 1
Otakar Odložilík	Education, Religion and Politics in Bohemia, 1526–1621	Jg. 8, Heft 1
Tadeusz Lewicki	The Ibadites in Arabia and Africa	Jg. 9, Heft 4
Jerzy Szacki	L'évolution du concept de „Nation" on Pologne, à la fin du XVIII[e] et au début du XIX[e] siècle	Jg. 9, Heft 1

Während man sogar noch 1966 überlegt hatte, eine Ausgabe der Zeitschrift der jugoslawischen Geschichte zu widmen, nachdem zuvor Themenhefte zur russischen und indischen Geschichte bzw. eines über Lateinamerika im 20. Jahrhundert erschienen waren, wurde gleiches in Bezug auf die Länder Ostmitteleuropas weder in Paris in Erwägung gezogen, noch aus der Region selbst vorgeschlagen.

Auch in den Stellungnahmen zu den Manuskripten spiegelt sich Zurückhaltung, selbst wenn man lediglich die Danksagung in den Vorworten der publizierten Bände betrachtet. (Die archivalischen Überlieferungen enthalten insgesamt eine erheblich höhere Anzahl eingesandter Kommentare, ohne dass der Anteil aus Ostmitteleuropa proportional ansteigt.)

Im Vergleich zu der regen Kommentierung aus der Sowjetunion sowie aus außereuropäischen Weltregionen fällt nicht nur eine zahlenmäßig geringere Reaktion seitens pol-

56 In Jg. 1 waren erschienen: Etienne Balazs (Paris), Transformation du régime de la propriété en Chine tartare et de la Chine chinoise aux IV[e]-V[e] siècles A.D.; Jaroslav Černý (Oxford), La régime de la propriété en Chine du IV[e] au XIV[e] siècle; Oscar Halecki (New York), The Place of Christendom in the History of Mankind.

nischer, tschechoslowakischer und ungarischer Wissenschaftler auf. Vielmehr verdichtet sich der Eindruck einer gezielten Schwerpunktsetzung: Die Beschreibung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte wurde gelesen und von vielen Kommentaren begleitet, kaum indes die historischen Perioden davor, und zum 19. Jahrhundert äußerte man sich gar nicht. Die Anzahl der Stellungnahmen zum geschichtspolitisch brisantesten Band, jenem über das 20. Jahrhundert, legen sogar eine bewusste Distanzierung gegenüber bestimmten Bereichen dieses Weltgeschichte-Projekts nahe.

Tab. 2: Gesamtzahl der Kommentare*, Anteil aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn im Vergleich zu Stellungnahmen aus außereuropäischen Ländern

	Bd. I: Prehistory and the Beginnings of Civilization	Bd. II: The Ancient World, 1200 BC to AD 500	Bd. III: The Great Medieval Civilizations	Bd. IV: The Foundation of the Modern World	Bd. V: The Nineteenth Century 1775–1905	Bd. VI: The Twentieth Century
Einzelautoren & nationale UNESCO-Kommissionen	gesamt 71 AE 18 OME – UdSSR –	gesamt 22 AE 1 CZ 1 UdSSR 4	gesamt 20 AE 2 PL 5 UdSSR 1	gesamt 62 AE 19 CZ 2 HU 5 UdSSR 7	gesamt 89 AE 7 OME – UdSSR 32	gesamt 147 AE 32 CZ 7 HU 6 PL 4 UdSSR 52

* Erstellt aus den Vorworten der Bände, in denen die Namen all derjenigen angegeben sind, deren Hinweise und Kommentare aufgenommen wurden.

Nun ließe sich für letzteres ebenso wie für die geringe Vertretung in der Leitungsebene vermuten, dass es Konflikte zwischen der Moskauer und den drei ostmitteleuropäischen Akademien gegeben habe, an denen fast alle der Beteiligten arbeiteten. Unwahrscheinlich ist dagegen, dass politischer Druck oder Vorgaben gegen die Beteiligung an dem SCHM sprachen. Zumal Witold Kula auf Bitten von Charles Morazé, dem Herausgeber von Band V, im April 1957 eine Liste mit 18 Themen für Aufsätze zur polnischen Geschichte nach Paris geschickt hatte, mithilfe derer sowohl die neuere geschichtswissenschaftliche Forschung aus Polen der internationalen Debatte zugänglich als auch historische Verbindungen Polens zu anderen Kulturen bekannt gemacht werden sollten.[57] Die Antwort von Guy S. Métraux, dem Geschäftsführer, fiel dagegen verhalten aus. Drei Aufsätze könne man sich gut vorstellen. Am besten, da diese an Beiträge von Werner Conze und Robert Palmer anknüpften, würden sich von den vorgeschlagenen Themen „La liquidation des rapports féodaux dans l'agriculture polonaise" und „L'influence de la Révolution Française en Pologne" einfügen.[58]

57 Kula an Métraux, 4. April 1957, in: SCHM Box 22, Fd. 2.629.93. Dort verweist er auch auf eine Bibliographie neuerer Studien zur polnischen Geschichte, die in westeuropäischen Sprachen erschienen waren, und auf englisch- und französischsprachige Zusammenfassungen für in polnischer Sprache publizierte Arbeiten.

58 Métraux an Kula, 15. April 1957, in: SCHM Box 22, Fd. 2.629.93.

Betrachten wir im Folgenden die inhaltliche Partizipation, d.h. die Kommentierung der Manuskripte, näher. Hierfür konzentriere ich mich auf die Reaktionen auf die Bände 5 und 6, d. h. auf die der Beschreibung der historischen Periode vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur damaligen Gegenwart. Allein aus Platzgründen ist diese Eingrenzung notwendig. Für den fünften Band spricht, dass die archivalischen Überlieferungen dessen Lektüre besonders umfassend sind. Der sechste Band ist insofern aufschlussreich, als er für Polen, die Tschechoslowakei und Ungarn den Zeitraum nationaler Eigenstaatlichkeit behandelt, da er von 1900 bis zur Gegenwart führt.

Die nationalgeschichtlich orientierten Kommentierungen

Das nationalstaatliche Organisationsprinzip der Kommission übersetzte man in den Grundsatz, dass jedes Land für die Repräsentation seiner eigenen Geschichte zuständig ist. Das trug dazu bei, dass (auch) in dieser Weltgeschichte neben den Großregionen der Welt (Europa, Asien, Afrika und Lateinamerika) der Nationalstaat die zentrale Raumkategorie war, vor allem in der Darstellung des 19. und 20. Jahrhunderts.
Sucht man in der SCHM nach der polnischen, tschechoslowakischen und ungarischen Nationalgeschichte, nicht im Sinne nationalhistorischer Meistererzählungen, die in den drei Ländern entworfen wurden und die tief in das Mittelalter hineinreichen, sondern verstanden als Beschreibung des Zeitraumes nationalstaatlicher Souveränität seit 1918, so offenbart sich eine Leerstelle. Im Index zum zeitgeschichtlichen Band etwa sind gerade einmal 16 Passagen zu Polen (5), der Tschechoslowakei (6) und Ungarn (5) verzeichnet. Von wenigen Ausnahmen abgesehen sind sie allesamt in dem Einführungskapitel enthalten, in dem die Verschiebungen in den globalen Machtverhältnissen und die veränderte Weltkarte skizziert sind. Auch im fünften Band, der das 19. Jahrhundert und für Ostmitteleuropa eine Periode der Teilung und Eingliederung in das Habsburger, deutsche und russische Reich behandelt, werden diese drei Nationen nicht eingehender thematisiert. Der Anspruch auf die (Wieder-)Erlangung nationaler Eigenständigkeit wie die Geschichte der Nationalbewegungen werden nur beiläufig erwähnt.
In Reaktion darauf finden sich sowohl in den archivalischen Kommentierungen als auch in den Fußnoten der Bände Plädoyers aus diesen drei Ländern, historische Persönlichkeiten und Ereignisse aus der eigenen Nation aufzunehmen und damit ihren Beitrag zu wissenschaftlichen und kulturellen Prozessen herauszustellen, die für die Geschichte der Menschheit wesentlich waren.[59] Doch sind sie im Vergleich zu den oft beinahe nationalistisch anmutenden Forderungen nach Erwähnung aus anderen Ländern nicht nur weniger zahlreich, sondern besonnener und sachlicher formuliert.
Im Januar 1960 etwa kommentierte Jaroslav Purš, ein international anerkannter Wirtschaftshistoriker, auf 29 Seiten das Manuskript von Band 5 für die tschechoslowakische UNESCO-Kommission. Zwar schlug er mehrfach Ergänzungen vor, u. a. von tech-

59 Beispielhaft ist Ivan Maleks Hinweis zum Kapitel über die biologischen Wissenschaften, Bd. 6 (Anm. 8), S. 13.

nischen Innovationen in der Slowakei, wie er wiederholt Passagen über die Habsburger Monarchie umformulierte, in denen die multiethnische Zusammensetzung des Reiches, aus Sicht der Kommission, nicht hinreichend zum Ausdruck gebracht worden war.[60] Weit wichtiger noch schien ihm aber, den Text an sich umzustrukturieren, und die technische Revolution am Ende des 19. Jahrhunderts in den Mittelpunkt zu rücken, um daraus Entwicklungen in Wirtschaft und Gesellschaft abzuleiten. Wenn er an der einen oder anderen Stelle politisch einseitige Beschreibungen kritisierte, so waren diese Ausführungen in einem bedachten Tonfall verfasst. Zur Skizzierung des Umgangs mit den indianischen Ureinwohnern in den USA schrieb er etwa: „… certain influences from a colonist point of view can be discerned; Is this not a far too obvious defense of the colonizers?"[61]

Auch in der Stellungnahme der UNESCO-Kommission Ungarns zum gleichen Band, die unter der Leitung von Erik Molnár entstand, wird spürbar, dass man den Text primär an seiner Funktion und Aufgabe maß, nämlich einer von der UNESCO in Auftrag gegebenen Weltgeschichte zur Förderung der Völkerverständigung, und nicht vorrangig Ungarn darin zu platzieren suchte. Man wies darauf hin, dass die Kommission eine Reihe von Aspekten anders interpretiere als der Autor. [62] Doch davon abgesehen sei die Darstellung ausgewogen und den historischen Entwicklungen entsprechend.

> *The Hungarian National Commission voice their agreement and … welcome the opportunity to express … the conviction that Volume V of ‚History of the Scientific and Cultural Development of Mankind' fills its mission and is in accordance with the spirit of UNESCO.*[63]

Vergleichbar der polnische Fall: In einem der vier Kommentare, die die polnische UNESCO-Kommission im März 1960 zum Teil des sechsten Bandes über Entwicklungen in der Industrie, dem Transportwesen sowie dem Kommunikationsbereich nach Paris geschickt hatte, liest man sogar:

60 „It is said in the text that 5,000 Austro-Hungarians and 50,000 Russians [in die USA ausgewandert wären, doch es sei], better to write in this connection 75,000 persons from Austro-Hungary because they were people of various nationalities and no Austro-Hungarian nationality existed." Comments from the National Commission of Czechoslovakia on Volume 5, Jaroslav Purš, S. 13, Box 41, Fd. 2.84 (19).

61 Ebd., S. 7.

62 Das konkretisierte sich später, als nämlich die Kommission durchsetzte, dass ein Auszug aus der Resolution des 7. Parteitages der Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei zu den Ereignissen von 1956 als Gegenposition zu den Ausführungen im Haupttext in einer Fußnote abgedruckt wurde. Die Forderung bezog sich auf folgende Passage: "The Kremlin tolerated no deviation from the general party line and repressed without hesitation signs of defection among its east European associates, notably the 1956 revolt in Hungary, put down as a counter-revolutionary movement with the aid of Soviet troops." In der dazugehörigen Fußnote heißt es u. a.: „Since the counter-revolutionary uprising unleashed in Hungary on October 23, 1956, threatened not only the Socialist achievements of the Hungarian people, its national independence, but also the entire socialist order, peace in Europe and in the world as a whole', the new-formed Hungarian Revolutionary Workers' and Peasants' Government turned for aid to the armed forces of its ally, the Soviet Union, in order to prevent an armed intervention by the Western imperialists and to avert a lengthy civil war." (Anm. 12, S. 29).

63 Molnár an Métraux, 15. April 1960, Kommentar UNESCO-Kommission, Preface, S. 2, Box 41, Fd. 2.84 (19).

> *La contribution de la Pologne à ce développement n'a pas atteint au XX^e siècle suffisamment important pour que l'omission des noms et des exemples polonais puisse nous frapper, d'autant plus que les auteurs attribuent beaucoup moins d'importance aux noms des inventeurs ou de savants qu'à la description des processus de cette évolution.*[64]

Insgesamt hielt man in Polen die SCHM für eine akzeptable Weltgeschichte. Denn 1963 hatte der Warschauer Verlag *Panstwowe Wydawnictwo Naukowe* Interesse an einer polnischen Übersetzung geäußert und dieser Vorschlag stieß sowohl bei der polnischen UNESCO-Kommission als auch auf Pariser Seite auf Zustimmung.[65]

Auch in jenen Kommentierungen, die nicht von den nationalen Kommissionen verfasst worden waren sondern von einzelnen Wissenschaftlern aus den jeweiligen Ländern, finden sich nur wenige Passagen, in denen eine stärkere Hervorhebung der Geschichte des eigenen Landes beansprucht wurde.

Alles in allem war die SCHM für die beteiligten Polen, Tschechoslowaken und Ungarn nur bedingt ein Forum, um die Geschichte ihrer eigenen Länder in internationalen Diskussionszusammenhängen hervorzuheben bzw. in anderen Kulturen zu popularisieren.[66]

Diese Zurückhaltung hatte nichts mit einer etwaigen Geringschätzung ‚kleiner Länder' seitens der Kommission oder einer vorgreifenden Antizipation einer solchen Haltung zu tun. Denn innerhalb des Leitungsgremiums der SCHM waren neben allen einflussreichen Staaten Westeuropas und Indien, Brasilien und Mexiko auch Peru, Pakistan, der Iran und Syrien repräsentiert. Außerdem bewertete eine Reihe von Ländern, die nicht zu den ‚global playern' gehörten, das UNESCO-Weltgeschichte-Projekt als eine Arena, in der sich nationale geschichtspolitische Vorstellungen durchsetzen lassen würden. Zumindest setzten sie ihre politische Souveränität und Repräsentation in der UNESCO zielgerichtet dafür ein, um für die SCHM eine stärkere Beachtung ihrer Nationalgeschichte einzufordern. 1959 traf etwa im Pariser Büro der Kommission ein Kommentar zu Band 6 aus Korea ein, dessen Wortlaut dies eindrücklich zum Ausdruck bringt:

> *Although Korea has not been in the past very well-known to the outside world, it is lamentable that the History … seems to have been influenced by the age-long evil of China / India / Japan-centered Oriental history. To be honest, Korea was a hermit nation in the recent past and later, during the most important period of the twentieth century under foreign rule, suffering from every sort of hindrance to her natural growth and development. However, it is by no means just that a UNESCO-sponsored work should fall victim to the mannerism of mediocre historians. In such a work … we cannot ex-*

64 Eugeniusz Oleszewski, Observations préliminaires au sujet des mentions se rapportant à la Pologne dans les chapitres VI et VIII-IX du Volume VI, Box 41, Fd. 2.84 (20).

65 Métraux an den Generalsekretär der UNESCO-Kommission Polen, 10. Januar 1963, Box 12, Fd. 2.51 (4). Allerdings scheint dieses Vorhaben letztlich nicht umgesetzt worden zu sein.

66 Die SCHM wurde in sieben Sprachen übersetzt: serbokroatisch, slowenisch, spanisch, russisch, hebräisch, arabisch sowie niederländisch und japanisch.

pect Korea to hold a place of exaggerated importance, but ask only that she shall not be slighted.[67]

Um ein zweites von vielen anderen Beispielen zu geben: Enver Ziya Karal, der türkische Kommentator des gleichen Bandes, berichtete von dem Auftrag, den er vom Bildungsministerium seines Landes erhalten habe, nämlich ausdrücklich darauf zu achten, dass die türkische Revolution als ein welthistorisch bedeutsames Ereignis dargestellt sei und als Bezeichnung für die Hauptstadt Istanbul anstelle von Konstantinopel verwendet werde.[68]

Ein ähnliches Vorgehen lässt sich für die Polen, Tschechen, Slowaken und Ungarn hingegen nicht beobachten. Dies zeigt sich auch im Umgang mit fehlerhaften Schreibweisen von Namen und Orten, zumal jenen, in denen diakritische Zeichen vorkommen. Das Redaktionskomitee setzte sich intensiv mit diesem Problem auseinander und wog überdies lange ab, welche international anerkannten Systeme der Übertragung in die englische und französische Sprache verwendet werden sollten. Von indischer und türkischer Seite wurde fortwährend insistiert, die landesüblichen Bezeichnungen zu verwenden, oftmals mit dem impliziten Vorwurf, die geringe Sensibilisierung in dieser Frage würde einmal mehr die eurozentrische Haltung der Kommission zum Ausdruck bringen.[69] Nicht so von den Kommentatoren aus Ostmitteleuropa. Wenn sie sich zur Problematik der Transkription äußerten, dann in Bezug auf Sprachen, die nicht ihre Muttersprache waren.[70]

Prinzipiell also erlangte das Mitwirken an der SCHM für Akteure aus ‚kleinen Ländern' strategische Bedeutung, um ihren Status und ihre Sichtbarkeit in globalen Zusammenhängen zu erhöhen, begriffen diese die Komission als eine Arena "of gaining access to international politics through the back door of internationalism"[71]; und vermochten sie sich im Projekt Gehör zu verschaffen.

Es stellt sich daher die Frage, woran die Zurückhaltung ostmitteleuropäischer Historiker gelegen haben könnte, insbesondere angesichts der sonst vorherrschenden nationalstaatlichen Selbstbezogenheit innerhalb der Historiographien dieser Länder?[72]

67 Comment by Korea, 26. Oktober 1959, S. 1 und S. 69, Box 41, Fd. 2.84 (20).

68 Enver Ziya Karal (Ankara University), 3. Dezember 1959, Box 41, Fd. 2.84 (20). Noch 1968 brach ein hoch politisierter Konflikt aus. In dem kürzlich erschienen Bd. 6 war eine Karte zu Asien abgedruckt, die Kaschmir als Teil von Indien auswies. Der Protest aus Pakistan beschäftigte sogar die 15. UNESCO-Generalversamm-lung, da die pakistanische Kommission drohte, den Band verbieten zu lassen, siehe dazu: Box 21, Fd. 2.629.6.

69 R. C. Majumdar, September 1958, Box 21, Fd. 2.629.2.

70 Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová in einem Kommentar zum Abschnitt über Japan in Bd. 6, wobei sie dafür plädierte, so weit wie möglich von Originalnamen abzusehen, da sonst die Lektüre für Leser ohne Spezialkenntnisse unnötig erschwert würde, in: Comment Part IV, chapter VI, S. 4 f., Box 41, Fd. 2.84 (19). Vgl. zudem die Notizen von Csongor, Józsa, Tökei zum Kapitel über China in Bd. 6, in: Molnár an Métraux (Anm. 63), S. 8.

71 M. Herren, Governmental Internationalism and the Beginning of a New World Order in the Late Nineteenth Century, in: Geyer/Paulmann (Anm. 28), S. 121-144, hier S. 129.

72 F. Hadler, Drachen und Drachentöter. Das Problem der nationalgeschichtlichen Fixierung in den Historiographien Ostmitteleuropas nach dem Zweiten Weltkrieg, in: C. Conrad/S. Conrad (Hrsg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 137-165; ferner die Beiträge von P. Wandycz (Polen), I. Deák (Ungarn) und J. Kořalka (Tschechoslowakei) in: American Historical Review 97 (1992) 4.

Eine Antwort ergibt sich m. E. aus dem Blick auf die beteiligten Akteure (Tab. 3): Neben Nachwuchswissenschaftlern wirkten bereits etablierte Wissenschaftler mit, die zudem innerhalb ihrer Länder eine herausragende Position einnahmen, international vernetzt wie anerkannt waren. Zu ersteren sind Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová (Jg. 1935), Pavel Oliva (Jg. 1923) und Edward Szymański (Jg. 1930) zu zählen. Zu letzteren gehörten fraglos Witold Kula (Jg. 1916), Tadeusz Lewicki (Jg. 1906), Erik Molnár (Jg. 1894) oder Josef Polišenský (Jg. 1915).

Tab. 3: Kommentatoren aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn

Polen (12)	
Geschichte:	Witold Kula, Aleksander Gieysztor, Marian Małowist, Tadeusz Manteuffel
Orientalistik:	Tadeusz Lewicki, Edward Szymański
Archäologie:	Kazimierz Majewski, Ludwik Sawicki
Andere:	Bogdan Suchodolski (Philosophie/ Erziehungsw.), Boleslaw Skaržynski (Biologie), Armin Teske, Eugeniusz Oleszewski
Tschechoslowakei (13)	
Geschichte:	Pavel Oliva, Josef Polišenský, Jaroslav Purš, František Kavka, Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová
Orientalistik:	Minn Latt, Dušan Zbavitel
Andere:	Karel Krejči (Slavistik), Ludvik Svoboda (Philosophie), Vavro Hajdu (Recht), Radim Foustka (Staatswissenschaft), Ivan Málek (Biologie), Vladimir Knigl
Ungarn (23)	
Geschichte:	Erik Molnár, László Zsigmond, László Makkai, János Jemnic, László Matrai
Orientalistik:	Barnabás Csongor, Sándor Józsa, Ference Tökei
Ethnologie:	Tibor Horváth, Tibor Bodrogi
Naturwissenschaften:	u. a. Jólan Zemplén, Barna Szénássy, Julian Regöly-Merei
Andere:	u. a. Imre Révész (Theologie), György Márkus (Philosophie), Anna Zádor (Kunst), Tomás Földessy (Philosophie), Vilmos Peschka (Recht)

Etwas zugespitzt könnte man sagen, dass die Jungen noch nicht über eine Position verfügten, aus der heraus die nationalen Meistererzählungen in das Projekt hineinzutragen gewesen wären. Die Älteren, die in die Produktion von nationalhistoriographischen Synthesen involviert waren, oder wie Tadeusz Manteuffel und Erik Molnár solche wesentlich erabeiteten, waren nicht nur fähig, den Rahmen der nationalen Geschichte zu verlassen,[73] sondern befassten sich in ihren eigenen Studien oftmals mit Themen, Epochen und Regionen, die über einen solch engen Zuschnitt hinausgingen. Witold Kula

73 Zu den genannten: F. Hadler, Geschichtsinstitute an ostmitteleuropäischen Wissenschaftsakademien. Budapest, Prag und Warschau im Vergleich, in: ders./ M. Middell/ G. Lingelbach (Hrsg), Historische Institute im internationalen Vergleich, Leipzig 2001, S. 285-311.

arbeitete zur polnischen Wirtschaftsgeschichte in der Frühen Neuzeit im europäischen Kontext.[74] Aleksander Gieysztor und Tadeusz Manteuffel erforschten als Mediävisten die Entwicklungen in der Region Ostmitteleuropa und Marian Małowist beschäftigte sich neben seinen wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen mit der Beziehungsgeschichte zwischen Europa und Afrika. Allesamt interessierten sie sich nicht nur, aber eben auch für regionalübergreifende Entwicklungen, historische Vergleiche und allgemeingeschichtliche Prozesse. Gleiches gilt für die tschechoslowakischen Historiker: Pavel Oliva war Althistoriker und František Kavka schrieb über die Hussitenbewegung sowie die Geschichte Europas unter Karl IV. Josef Polišenský, seit 1957 Inhaber des Lehrstuhls für Allgemeine Geschichte (*všeobechné dějiny*) an der Karls-Universität Prag, hatte wesentlichen Anteil daran, die Historiographie seines Landes für europäische und weltgeschichtliche Fragen zu öffnen und Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová war Spezialistin für asiatische Geschichte.[75] Unter den Ungarn publizierte Erik Molnár neben wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Arbeiten zum Mittelalter und zur Frühen Neuzeit in Ungarn zur Geschichte der französischen Revolution und der Arbeiterbewegung in Frankreich. László Makkai untersuchte die Beziehungsgeschichte zwischen Ungarn, Rumänien und England sowie kultur- und ideengeschichtliche Prozesse im 16. und 17. Jahrhundert.[76]
Liegt es nicht nahe zu vermuten, dass man das Interesse an diesen Forschungsschwerpunkten auch und gerade innerhalb der Debatten der UNESCO-Weltgeschichte verfolgte? Zumal in den realsozialistischen Historiographien eine kritische Reflexion der nationalgeschichtlichen Zentriertheit erst in den 1960er und 1970er Jahren einsetzte und allgemeine Geschichte oft einen Fluchtpunkt aus der geschichtspolitischen Instrumentalisierung bot.[77]
Ein weiterer Erklärungsansatz ist in den thematischen Prioritäten der ostmitteleuropäischen Nationalgeschichtsschreibungen nach dem Zweiten Weltkrieg zu suchen. Jene historischen Zeiträume, in denen sich die eigene Geschichte in enger Verflechtung mit der anderer Länder vollzog und die folglich für die SCHM prädestiniert waren, fristeten an den Rändern dieser Historiographien ein Schattendasein. So zum Beispiel in Polen die imperiale Vergangenheit. Während man in der Zwischenkriegszeit und später im Exil die Rzeczpospolita „als dezentral-förderatives, plurales und inklusives Gegenmodell

74 W. Kula, Mon „éducation sentimentale", in: Annales 44 (1989), S. 133-146; Bibliografia prac Witolda Kuli za lata 1935–1990 (maj), zestawiła Ryszarda Czepulis-Rastenis, in: Dziedzictwo Witolda Kuli, Warszawa 1990; E. Kaczyńska, Witold Kula (18 IV 1916 – 12 II 1988), in: Kwartalnik Historyczny (1989) 3, S. 300-305.

75 J. F. Zacek, Josef V. Polisensky, 1915–2001, in: Slavic Review 60 (2001) 4, S. 922-923; E. Hahnová / H. H. Hahn, Josef Polišenský a postavy na jeviěti jeho dějin, in: I. Barteček / Z. Šamberger (Hrsg), Ad honorem Josef Polišenský, Olomouc 2007, S. 119-156; zu F. Kavka seine Autobiographie: Ohlédnutí za padesáti lety ve službě českému dějepisectví, Prag 2002, sowie Petr Vorel in: Lexikon současných českých historiků, Prag 1993.

76 G. Seewann, Geschichtswissenschaft und Politik in Ungarn 1950–1980. Die Historiographie zu Mittelalter und Neuzeit, in: Südostforschungen 41 (1982), S. 261-323.

77 F. Hadler, Drachen und Drachentöter (Anm. 72); bzgl. Polen stellt Zernack heraus, dass seit dem 8. Parteitag 1958 „Anzeichen einer übernationalen Ausweitung des Blickfeldes" zu beobachten waren: Zernack, Schwerpunkte und Entwicklungslinien der polnischen Geschichtswissenschaft nach 1945, in: Historische Zeitschrift, Sonderheft 5, München 1973, S. 202-323, hier S. 211.

zum vom Westen und Osten eindrängenden Imperialismus“[78] entworfen hatte, wurde die imperiale Qualität des Polnisch-Litauischen Doppelstaates (1560–1772/95) in der volkspolnischen Geschichtsschreibung weitgehend ausgeblendet. Offensive Herrschaftsansprüche wurden ausdrücklich negiert. Bis vor kurzem galt die imperiale Erfahrung als Hemmnis für die nationale Entwicklung, abgesehen davon, dass die Erforschung der Beziehungen zum Westen im Mittelpunkt stand. In gewisser Weise trifft dieser Umstand im polnischen Fall auch für die Vergegenwärtigung der Eingebundenheit in den Ostseeraum zu. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte sich zunächst der Ostseediskurs dynamisiert. Im Kontext der preußischen Annexion Pommerellens sowie Danzigs und der Rückgabe Westpreußens an Polen setzte eine geschichtspolitische Stilisierung Polens als Ostseemacht ein, verbunden mit einer vielfältigen Institutionalisierung der Ostseeforschung. Ab 1945 hingegen verband man die Memorialisierung von Polen als Ostseestaat mit dem Verlust machtpolitischer Größe und den politischen Teilungen Ende des 18. Jahrhunderts. Erst in den späten 1960er Jahren wurde die Position des Landes als Ostsee-Anrainer historiographisch neu und breiter diskutiert und in der Konzeption einer *Historia Pomorza* sichtbar.[79] Im Ganzen wurde das „intensive Beziehungsgeflecht zur ostslavischen und litauischen Geschichte in den zahlreichen synthetischen Darstellungen mit Blick auf den sowjetischen Hegemon amputiert“. Eingang fand es nur in die Spezialforschung – die Geschichtsschreibung zu Litauen, Weißrussland und der Ukraine – firmierte damit aber neben der polnischen Nationalgeschichte.[80]

In erster Linie waren polnische und tschechoslowakische Historiker nach 1945 mit der Historisierung der mehrfachen Grenzverschiebungen und nationalen Teilungen sowie dem Verhältnis der ungleichen Räume territorialer Souveränität und nationaler Zugehörigkeit befasst. In Polen sah man sich in der Pflicht, die Veränderungen des Staatgebietes im Westen im Zuge des Zweiten Weltkrieges geschichtswissenschaftlich zu fundieren und die ‚wiedergewonnenen Gebiete’ mittels eines historisch begründeten Hoheitsanspruchs als unanfechtbar Polen zugehörig zu legitimieren.[81] Und in der Tschechoslowakei war man bestrebt, die Geschichte Böhmens und Mährens von ihrer deutschen Vergangenheit zu lösen. Innerhalb der beiden Länder waren diese Positionen unstrittig und wurden als

78 F. Hadler/M. Mesenhöller, Einleitung, in: dies. (Hrsg.), Vergangene Größe und Ohnmacht in Ostmitteleuropa. Repräsentationen imperialer Erfahrung in der Historiographie seit 1918 (= Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert, Bd. 8), Leipzig 2007, S. 11-32, hier S. 18.

79 K. Zernack, Imperiale Erfahrungen in der Ostseeregion im Spiegel der Historiographie des 20. Jahrhunderts. Die polnische Perspektive, in: Hadler/Mesenhöller (Anm. 78), S. 63-75.

80 J. Bömelburg, Zwischen imperialer Geschichte und Ostmitteleuropa als Geschichtsregion. Oskar Halecki und die polnische „jagiellonische Idee“, in: Hadler/Mesenhöller (Anm. 78), S. 99-133, hier S. 119 f.

81 In Rückgriff auf den Ende des 19. Jahrhunderts entstandenen Westgedanken, die Vorstellung, dass „die Zukunft Polens in den zu Preußen gehörenden westlichen Gebieten liegen müsse, die … in piastischer Zeit zum mittelalterlichen polnischen Staat gehört hätten.“ Die darin angelegte Betonung eines polnisch-deutschen Antagonismus trat zwar seit dem Historikertag 1948 in den Hintergrund. Im Zuge der Sowjetisierung der historischen Forschung waren u. a. die deutsche Arbeiterbewegung positiv zu bewerten und der internationale Klassenkampf über die nationale Konfrontation Deutschlands und Polens zu stellen. Dennoch blieb die piastische Idee in der nationalhistorischen Forschung präsent: M. Kroszka, Die Hohenzollernmonarchie in der polnischen Geschichtskultur, in: Hadler/Mesenhöller (Anm. 78), S. 197-217, hier S. 200.

geschichtspolitisch obligat wahrgenommen. Dass sie in internationale Kontexte hineingetragen gleichermaßen unstrittig sein würden, war indes nicht unbedingt zu erwarten. Insofern stellte sich für die involvierten Akteure vermutlich die Frage, ob die SCHM ein der Ort war, in dem man die aus nationaler Perspektive zentralen Fragen adressieren sollte, zumal sie sich wahrscheinlich in einer welthistorischen Zusammenschau von untergeordneter Bedeutung erweisen würden.
Hinzu kommt, dass die Rekonstruktion nationalgeschichtlicher Prozesse in Ostmitteleuropa mitunter als ein Instrument begriffen wurde, die Eigenständigkeit innerhalb des sozialistischen Blockes zu betonen und Autarkie gegenüber der sowjetischen historiographischen Vereinnahmung zu bewahren.[82] In Vorbereitung der Teilnahme sozialistischer Historiker an den Historikerkongressen in Rom (1955) und Stockholm (1960) entstanden beispielsweise am Moskauer Akademieinstitut mehrere Studien – u. a. eine dreibändige Geschichte Polens – die das Narrativ einer in die Frühe Neuzeit zurückreichende Verbundenheit und Freundschaft zwischen Polen, Ukrainern und Russen entfalteten.[83] Nun waren aber anti-sowjetische historiographische Positionen innerhalb der SCHM, im direkten Gegenüber mit Historikern aus der UdSSR und angesichts der starken Stellung der nationalen UNESCO-Komitees, die eher eine regimetreue Beteiligung im Auge hatten, erwartbar schwer vorzubringen.[84]

Die Region Ostmitteleuropa in der SCHM

Für die Frage nach der Position von Ostmitteleuropa als Geschichtsregion innerhalb der UNESCO-Weltgeschichte ist das Register des sechsten Bandes aufschlussreich, denn aus den verzeichneten kontinentalen und nationalstaatlichen Räumen ist die mentale Weltkarte der am Projekt maßgeblich Beteiligten ablesbar. Der 1966 erschienene Band ist das Ergebnis einer zehnjährigen Debatte über globalhistorisch relevante Prozesse und Regionen der jüngsten Vergangenheit in ihren geschichtlichen Ursprüngen.
Rechnet man zur Behandlung von Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn die vereinzelte Erwähnung von Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien und Serbien hinzu, kommen die Länder Ostmitteleuropas auf den über 1000 Seiten des Werkes gerade einmal an 34 Stellen zur Sprache. Weit wichtiger ist, dass innerhalb des Textes von „Osteuropa“ die

82 F. Glatz, Politics and Historical Sciences in the Countries of the Soviet System, in: ders. (Hrsg.), The Soviet System and Historiography, 1917–1989. The Influence of Marxism-Leninism on the Historical Sciences, Budapest 1995.

83 I. S. Miller, Osvoboditel'naja vojna 1648-1654 gg. i pol'skij narod, in: Voprosy Istorii 29 (1954) 1, S. 96-116; V. D. Koroljuk (Hrsg.), Istoriia Pol'shi, 3 Bd, Moskau 1955–1956, siehe übergreifend zur sowjetischen Imperialgeschichtsschreibung: M. Aust, A la Recherche d'Histoire Imperiale: Histories of Russia from the Nineteenth to the Early Twenty-First Century, in: M. Middell / L. Roura y Aulinas (Hrsg), World, Global and European Histories as Challenges to National Representations of the Past (= Writing the Nation, Bd. 4), London 2010 (im Erscheinen).

84 Eine der vereinzelten Passagen in den archivalischen Überlieferungen, die man als kritische Haltung gegenüber der sowjetischen Darstellung der Geschichte der UdSSR lesen könnte, findet sich in einem Kommentar der tschechoslowakischen UNESCO-Kommission. Darin ist auf eine strukturelle Ähnlichkeit der russischen (slawophilen) und westlichen Haltung gegenüber China im 19. Jahrhundert verwiesen, vgl. Comments from the National Commission of Czechoslovakia (Anm. 60), S. 27.

Rede ist, dieser Begriff jedoch ebenso wenig im Register vermerkt ist wie der Terminus Ostmitteleuropa. Und wiewohl Europa als Stichwort auftaucht, deuten die Unterverweise (decay in, hegemony, recovery, self-image) darauf hin, dass darunter mehr der westliche, denn der östliche Teil Europas verstanden wurde.

Desgleichen zeigt sich in den anderen Bänden, in den Kommentaren sowie in den Diskussionen, dass Ost- und Ostmitteleuropa als historisch vielfältig verwobener Raum mit Beziehungsnetzen in andere Weltteile in der SCHM keine nennenswerte Rolle spielte. Die Region wurde nur bedingt als ein die globalen Verhältnisse prägendes Element begriffen.

War von Ost(mittel)europa explizit die Rede, an fürwahr wenigen Stellen, dann als Region verspäteter Modernisierungsprozesse. Beispielhaft hierfür ist der Band, den Charles Moráze herausgab. Denn darin ist eines der beiden etablierten Narrative über das Verhältnis Ost(mittel)- zu Westeuropa aufgegriffen, jenes, welches eine strukturelle Divergenz betont.[85] Die einzige Stimme, die sich gegen diese Sichtweise erhob war diejenige eines Briten (rumänischer Herkunft).[86]

Im Kern ist das auf den inhaltlich-regionalen Fokus dieses Weltgeschichte-Projektes zurückzuführen, die nicht-westlichen Vergangenheiten gerade in ihren Verbindungslinien zu den zeitgenössischen Dekolonisierungsprozessen darzustellen. In den Bänden 5 und 6 wurde pointiert, was als historische Bedingungsgefüge in den damaligen modernisierungs- und entwicklungspolitischen Debatten diskutiert wurde. Namentlich die Synthese zum 20. Jahrhundert behandelt Prozesse in Asien, Afrika, Lateinamerika und im Mittleren Osten. Fast alle Länder dieser Regionen sind mehrfach thematisiert, wobei Indien, China und Japan besondere Aufmerksamkeit erfahren, die in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen in knapp 150 Passagen erwähnt werden.[87] Die Entwicklungen in Europa werden im Vergleich dazu viel kursorischer behandelt, allemal jene in Ostmitteleuropa.

Diese Schwerpunktsetzung hat auch damit zu tun, dass besonders seit den 1940er Jahren die außereuropäische Geschichte in der westlichen Forschung (vornehmlich in den USA) zu einem prominenten Thema geworden war. Die Autoren konnten daher auf eine relativ dichte, zumal in westeuropäischen Sprachen verfasste Literatur zurückgreifen.[88] Die Herausforderung britischer und französischer kolonialer Vorrechte durch nationale

85 Das Rückständigkeitsnarrativ in der Variante für Polen: Der Fortbestand des mittelalterlichen Systems der Gutsherrschaft hatte die Vorherrschaft des Gutsbesitzeradels konserviert, die Industrialisierung und die Herausbildung bürgerlicher Schichten gehindert, mit gravierenden Konsequenzen für die Nationalbewegung. Detaillierter dazu: R. Jaworski, Ostmitteleuropa. Versuch einer historischen Spurensicherung, in: E. Hübner / M. Niendorf / H.-C. Petersen (Hrsg.), Ostmitteleuropa im Fokus, Osnabrück 2009, S. 117-129, hier S. 123.

86 David Mitrany, Kommentar zu Bd. 6 für die britische UNESCO-Kommission, 18. Januar 1960, Box 41, Fd. 2.84 (20).

87 Das ist wenig verwunderlich. Die UN, und mit ihr die UNESCO, griffen aktiv in die zeitgenössischen Prozesse des Wandels in Asien ein. China und Korea waren als unabhängige Staaten wiederhergestellt, alte und neue Imperialismen standen einander gegenüber. Insgesamt kristallisierten sich in der Region die weltpolitischen Aushandlungen der damaligen Zeit heraus: die Auflösung der kolonialen Eroberung der Verlierer des Krieges, Nationalstaatsbildungen und ihre Konsequenz für die noch bestehenden siegreichen Kolonialmächte.

88 Dokumentiert ist dies in ihrer detaillierten und breiten Auflistung als weiterführende Lektüre in dem Band.

Befreiungsbewegungen und deren Folgen für die Weltordnung bildeten den zeitgenössischen Hintergrund für diese Untersuchungen. Die UNESCO war, wie andere internationale Akteure auch, auf vielfältige Weise in die Aushandlungen involviert, die sich aus diesen Prozessen ergaben und diese Tatsache schlug sich ebenfalls in der Agenda der SCHM nieder.[89]

Etwas überspitzt könnte man formulieren: Die 1949 von Lucien Febvre geforderte Überwindung des Eurozentrismus der traditionellen Universalgeschichte wurde im Rahmen der SCHM auf die zeitgenössischen Umbruchsprozesse in der Dritten Welt fokussiert.[90] In der nachdrücklichen Akzentuierung der außereuropäischen Geschichte geriet Ostmitteleuropa an den Rand der Aufmerksamkeit.[91]

Erschwerend kam hinzu, dass die sowjetischen Kommentatoren die Geschichte ihrer westlichen Nachbarn in jene des sozialistischen Blocks einbanden und dabei regionale Entwicklungen negierten. Fraglos trafen zahlreiche Stellungnahmen in Paris ein, in denen eine stärkere Betonung und vor allem positive Bewertung der wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritte im Sozialismus gefordert wurde. Doch waren sie jenseits der repetitiven Lobreden über die Oktoberrevolution verhältnismäßig unkonkret, gerade im Vergleich zu den Kommentaren bezüglich der Darstellung Außereuropas. Oft rekurrierten sie auf abstrakte Erörterungen marxistisch-leninistischer Theoriebildung und beschränkten sich auf generelle Darlegungen der Gerichtetheit des historischen Verlaufes. Folglich wurden sie weder als tatsächlich überzeugend und über eine Randbemerkung in den Fußnoten hinaus in die Manuskripte integrierbar wahrgenommen, noch boten sie konkretes Material zu spezifischen Phänomene und Ereignisse in Ostmitteleuropa, das leicht hätte in die Bände eingefügt werden können. Diese Tatsache verfestigte einmal mehr die ohnehin in den westlichen Historiographien vorherrschende Annahme, die, ganz in der bipolaren Sichtweise des Kalten Krieges, Ostmitteleuropa als sowjetisiert ansah. Es reichte, das sozialistische Gesellschaftsmodell anhand der Sowjetunion zu illustrieren, lediglich China war noch von Interesse.[92] „Die Region Ostmitteleuropa wurde zum ‚Ostblock' geschlagen, sie war integriert in die Geschichte Osteuropas, die Geschichte der sozialistischen Staaten Europas."[93]

89 Daher wird es nicht überrascht haben, dass die sowjetische UNESCO-Kommission auf der 8. UNESCO-Generalversammlung, der ersten, an der das Land nach seinem Eintritt teilnahm, ihre bildungs- und wissenschaftspolitischen Prioritäten auf Nationalisierungsprozesse, insbesondere in der asiatischen Welt, richtete. Pressemitteilung, Nr. 1160, 15. November 1954, Box 5, Fd. 2.116.

90 Zum Bemühen um eine nicht-eurozentrische Perspektive in der frühen Phase der Arbeit an der SCHM siehe, obgleich des affirmativen Duktus, Duedahl, Selling mankind (Anm. 32).

91 Das veranschaulicht u. a. der Index des sechsten Bandes, wo die Einträge zu den außereuropäischen Ländern oftmals thematisch aufgeschlüsselt sind, ganz im Gegensatz zu jenen der ostmitteleuropäischen Länder.

92 In den Fußnoten von Bd. 6 sind zwar auch ungarische und polnische Kommentare abgebildet, aber im Grunde nur solche, die sowjetische Positionen bekräftigten, etwa Vilmos Peschka (Ungarn), S. 820, und Radim Foustka (Tschechoslowakei), S. 1045 und 1047. Bezeichnend ist, dass der Anteil solcher Reaktionen in den archivalischen Quellen viel geringerer ist, als der Fußnotenapparat suggeriert.

93 F. Hadler, Mitteleuropa – Zwischeneuropa – Ostmitteleuropa. Reflexionen über eine europäische Geschichtsregion im 19. und 20 Jahrhundert, in: Slovanské štúdie (1996) 1, S. 14-21, hier S. 19. Dagegen hätte man von ostmitteleuropäischer Seite nicht direkt argumentieren können. Lediglich eine pro-sowjetische und zugleich

Nur von einer Seite wurde Ostmitteleuropa als eigenständige Region wiederholt ins Gespräch gebracht, von Oskar Halecki. Nicht indes in seiner bekannte Konzeption als ein Zwischenraum, der von der fragilen Zugehörigkeit zum Westen bei kontinuierlicher Bedrohung aus dem Osten charakterisiert ist und zum „Zankapfel zwischen den Begierden benachbarter Imperien“[94] wurde. Vielmehr drängte er darauf, die sowjetische Präsenz in Ostmitteleuropa unmissverständlich als Fremdherrschaft und Unterdrückung herauszustellen. Beispielhaft ist dafür seine Kritik am Manuskript des sechsten Bandes:

> *… a one-sided judgment on a whole group of nations, the one which usually is considered with some kind of prejudice: the peoples of East Central Europe liberated after World War I and deprived again of their freedom during and after World War II. While their recent tragedy is only briefly indicated … the effect of their restored independence forty years ago is deplored in a sentence (p. 19, line 21-25) full of political implications which will be deeply resented by those concerned. It will be hard for them to understand why, f. i., the new state of Ghana receives a warm welcome in the very first paragraph of the volume, while their free existence is blamed as a threat to the stability of Europe*.[95]

Allein der sich in der Rolle des Fürsprechers ostmitteleuropäischer Gesellschaften spiegelnde Anspruch der Exilhistoriographie als einzig legitime Geschichtsschreibung verbot Historikern aus Volkspolen, Haleckis Sichtweise aufzugreifen.[96]

Auf einen weiteren Aspekt ist in diesem Zusammenhang hinzuweisen: Eine breite Diskussion innerhalb der ostmitteleuropäischen Historiographie über die strukturellen Besonderheiten, die historisch determinierten Charakteristika und verbindenden Ähnlichkeiten der Region kam erst nach 1989/91 auf. Zwar verband eine Gruppe ungarischer Historiker (u. a. Domokos Kosáry, Zoltán I. Tóth, László Makkai und László Hadrovics) zwischen 1945 und 1948 die gemeinsame Vergangenheit von Slowaken, Rumänen, Serben und Ungarn zu kulturgeschichtlichen Synthesen zusammen, in denen Ostmitteleuropa als spezifischer Raum sichtbar wurde.[97] Parallel dazu entstanden in der Tschechoslo-

nationalkommunistische Position wäre als geschichtspolitisch alternative Strategie möglich gewesen. In den Quellen finden sich allerdings keine Spuren von einer solchen Haltung.

94 Bömelburg (Anm. 80), hier S. 101 und 121.

95 Halecki, Kommentar, 18. Februar 1960, Box 41, Fd. 2.84 (20). Deutliche Worte fand er auch in Bezug auf die Darstellung Polens: „As usually, too, the attitude towards Poland is particularly unfriendly. While for obvious reasons not particular frontier problems are discussed, the Polish-German boundary is criticized in a statement (p. 19, line 12-15) which follows the well-known pattern of German propaganda with reference to Silesia, East Prussia and the so-called corridor.“ Ferner Bd. 6 (Anm. 15): „The treatment of Eastern Europe in the text for the period following WW II has be criticized by scholars who think that the ‘satellite’ relationship between these states and the Soviet Union has not been shown adequately. Among those expressing this view are Professor Oskar Halecki and Robert-Strausz-Hupé.“, S. 741.

96 Zum Verhältnis der sozialistischen und Exil-Historiographien: M. Górny, Marxist History of Historiography in Poland, Czechoslovakia and East Germany (late 1940s-late 1960s), in: B. Apor / P. Apor / E. A. Rees, The Sovietization of Eastern Europe. New Perspectives on the Postwar Period, Washington 2007; R. Stobiecki, Klio nawygnaniu. Z dziejów polskiej historiografii na uchodźstwie w Wielkiej Brytannii po 1945 r, Poznań 2005.

97 L. Makkai (Hrsg.), Magyar-román közös múlt, Budapest 1948; D. Kosáry, The Idea of a Comparative History of East Central Europe. The Story of a Venture, in: D. Deletant / H. Hanak (Hrsg.), Historians as Nation-Builders. Central and South East Europe, London 1988, S. 124-138; B. Trencsényi / P. Apor, Fine-Tuning the Polyphonic Past. Hun-

wakei komparatistische Arbeiten sowie Studien, in denen die Geschichte der Region in ihren europäischen Zusammenhängen beschrieben wurde, etwa Josef Macůreks 1946 in Prag publizierte „Dějepisectví evropského východu". Doch diese regionengeschichtlichen Forschungen brachen im Kontext der Sowjetisierung der Geschichtswissenschaften ab, bis Historiker wie Zsigmond Pál Pach, Péter Gunst, Marian Małowist, Witold Kula und Jerzy Topolski in den späten 1950er und beginnenden 1960er Jahren wieder daran anknüpften.[98]

Und schließlich war der Eurozentrismus der mental map, die dem UNESCO-Projekt zugrunde lag, zwar für die Beteiligten aus Außereuropa offenkundig ein Problem.[99] Heftig und beständig kritisierten sie daher dessen historiographischen Ausdruck.[100] Für die Polen, Tschechoslowaken und Ungarn war die Situation allerdings eine andere. Der in dieser Weltsicht gleichermaßen angelegte innereuropäische Zentrismus auf den westlichen Teil scheint für sie von geringerer Bedeutung gewesen zu sein, als die Frage, ob ihre Region als Teil der alten Welt begriffen wurde. In diesem Sinne kommentierte zumindest die tschechoslowakische UNESCO-Kommission eine Passage in Band 6, wiewohl darauf verweisend, dass für die europäische Geschichte zu differenzieren sei:

> *… in the analysis of the transition from feudalism to capitalism one must not confine oneself to western Europe only and state only that this process lasted till the end of the 18th century. It has been explained above that the question must be dealt with separately for each region – the importance of the year 1848-49 for Central Europe, 1861 for Russia. The difficulties of a uniform dating are correctly shown later on.*[101]

garian Historian Writing in the 1990s, in: B. Trencsényi / P. Apor / S. Antohi (Hrsg.), Narratives Unbound. Historical Studies in Post-Communist Eastern Europe, Budapest 2007, S. 1-100.

98 D. Mishkova / B. Stråth / B. Trencsényi, Regional History as a 'Challenge' to National Frameworks of Historiography. The Case of Central, Southeast, and Northern Europe, in: M. Middell / L. Roura y Aulinas (Hrsg), World, Global and European Histories (Anm. 83); zur Sowjetisierung der Historiographien Ostmitteleuropas: J. Connelly, Captive University. The Sovietization of East German, Czech and Polish Higher Education 1945–1956, Chapel Hill 2000; R. Stobiecki, Historia pod nadzorem. Spory o nowy model historii w Polsce [Geschichte unter Aufsicht. Der Streit um ein neues Geschichtsmodell in Polen], Łódź 1993.

99 Zur Eurozentrik kontinentaler Raumkategorien: M. Lewis / K. E. Wigen, The Myth of the Continents. A Critique of Metageography, Berkeley 1997.

100 Zwei der vielen Beispiele: 1954 antwortete Silvio Zavala (Mexiko) auf einen Textentwurf für Bd. 3: „mainly a study of the currents of Western culture, materials concerning other regions of the world seems insufficient … the concept that European culture having spread to other areas of the world continues to be fundamentally Caucasoid", S. Zavala, Comments on the Introduction to vol. IV Louis Gottschalk, 26. Januar 1954, Box 32, Fd. 2.83 (13). In Reaktion auf die Darstellung Indiens im Manuskript von Bd. 5 schrieb R. C. Majumdar (Indien) 1958 „absolutely hopeless, and it must be altogether rejected. … Since it is highly offensive and sure to sound the susceptibilities of all Indians I am sure it will create a storm of indignation all over India." Majumdar an Carneiro, 17. August 1958, Box 21, Fd. 2.629.2.

101 Comments from the National Commission of Czechoslovakia (Anm. 60), S. 13.

Die Geschichte nicht-westlicher Kulturen in tschechoslowakischen und ungarischen Kommentaren[102]

Nach den Unabhängigkeitsbewegungen in Asien spielten seit den späten 1950er Jahren auch jene in Afrika in der internationalen Politik eine wachsende Rolle. Ab 1960 verschoben sich die Mehrheitsverhältnisse in allen UN-Strukturen. Auch in der UNESCO bewirkten die neuen Mitglieder eine globale Orientierung, so dass der Ost-West-Konflikt zusehends von einer Aufmerksamkeit gegenüber dem Nord-Süd-Gegensatz überlagert wurde. Damit verbunden stand diese Periode ganz im Zeichen von Entwicklungs- und Modernisierungspolitik. Die UNO hatte die 1960er Jahre unter das Leitmotiv einer *decade of development* gestellt, und die beiden Hegemonialmächte mobilisierten technische, militärische ebenso wie ideelle Ressourcen, um sich Einfluss und Zugriff auf die sich dekolonisierenden Länder zu sichern. Im Zusammenhang mit der regen Mitwirkung von Akteuren aus nicht-westlichen Weltregionen musste dies geradezu seinen Niederschlag in der SCHM finden. Während der Kommentierung der Bände in den Jahren von 1958 bis 1963 wurde die Kritik am Eurozentrismus zu einem zentralen Topos der Interventionen.

Unmittelbar nach dem Versand der ersten Textfassungen brach ein schnell eskalierender Konflikt zwischen den USA und der UdSSR um die Interpretation des gesellschaftlichen und politischen Wandels in Asien, Lateinamerika und Afrika aus, nachdem der Vize-Präsident der Moskauer Akademie der Wissenschaften im Herbst 1959 gegen einen der ersten Entwürfe des sechsten Bandes vehement protestiert hatte.[103] Monate scharfer Debatten und ein Treffen der Autoren mit sowjetischen Wissenschaftlern in Moskau, um die Überarbeitung des Textes überhaupt voranzubringen, führten am Ende dazu, dass im Haupttext die US-amerikanische Sicht dominiert, die wortgewaltige Gegenposition dagegen in den Fußnoten dokumentiert ist. Beispielhaft hierfür ist die Beurteilung des Einflusses des 14-Punkte-Programmes von Woodrow Wilson auf die nationalen Befreiungsbewegungen in Asien. Im Haupttext ist Wilsons Rede als Grundlegung der beiden Prozesse beschrieben, die nach Sicht der Autoren das 20. Jahrhundert kennzeichnen, nämlich das Streben nach nationaler Selbstbestimmung und die Regelung der weltweiten Beziehungen im Rahmen internationaler Organisationen. Die dazugehörige Fußnote

102 Die Kommentare der Polen Bogdan Suchodolski, Boleslaw Skarzynski, Armin Teske und Eugeniusz Oleszewski zu Bd. 6 enthalten keine Ausführungen zur Geschichte Außereuropas (Box 41, Fd. 2.84 [20]). Jene zu Bd. 5 sind nicht überliefert, lediglich das Dankesschreiben von Métraux an M. Zulawksi (UNESCO-Kommission Polen) vom 22. März 1960 ist erhalten (Box 12, Fd. 2.51 [4]). Dort findet sich indes eine interessante Notiz. Noch 1967 reagierte man auf einen Kommentar von Tadeusz Lewicki zur Darstellung der afrikanischen Geschichte in Bd. 3 mit dem Beschluss, diese Passage vollständig zu arbeiten. Zudem bat man Lewicki um einen Beitrag für das CHM (Jg. 9, Heft 4), Métraux an Lewicki, 8. Dezember 1967, Box 12, Fd. 2.51 (4).

103 Im Auszug: „La lutte des peuples coloniaux contre le colonialisme et pour leur libération nationale est à peine éfleurée. La rôle civilisateur des Etats impérialistes dans les colonies est exagéré de toutes façon possible, l'aide des USA aux pays insuffisamment développés est protée aux nues, mais le fait que ce soient justement les 'démocraties libérales' qui apparaissent dans le rôle peu séduisant de métropoles, exploitant sans pitié les millions d'hommes qui peuplent les colonies, es passé sous silence." K. V. Ostrovitianov an Carneiro, 26. September 1959, S. 2, Box 12, Fd. 2.51 (6).

gibt die sowjetische Sicht wieder, nämlich dass im Wesentlichen die Oktoberrevolution die Herausforderung der Kolonialmächte bewirkt habe.[104] Im Ringen um die Erklärung der wirtschaftlichen Rückständigkeit der Dritten Welt betonte die eine Seite den Mangel an einer rationalistischen Orientierung sowie gesellschaftlichen Differenzierung und plädierte für schnelle Industrialisierung. Die andere Seite stellte hingegen Kolonialismus und Imperialismus als wesentliche Ursachen heraus und bot das sozialistische Gesellschaftsmodell als Lösung an.[105]

Im Schatten dieser Auseinandersetzung gingen mehrere Kommentare aus der Tschechoslowakei und Ungarn zur Geschichte Außereuropas im 19. und 20. Jahrhundert ein. Zunächst einmal fällt an ihnen auf, dass sie häufiger als andere darauf insistierten, nichtwestliche Kulturen aus ihren inneren Entwicklungsdynamiken heraus zu begreifen und ihre Agency im historischen Verlauf zu betonen. Minn Latt (Prag) argumentierte hinsichtlich der Dekolonisierungsprozesse in Südostasien, dass Japan im Kampf gegen die alliierten Kolonialmächte im Zweiten Weltkrieg fraglos nationale Befreiungsbewegungen in der Region unterstützt habe, Burma und Indonesien indes, wie andere Länder auch, über eine lange Tradition anti-kolonialen Widerstandes verfügten.[106] Tibor Bodrogi (Budapest) schlug für die Beschreibung Afrikas und Ozeaniens vor, mit einem umfassenden Portrait der Kulturen dieser Region zu beginnen, denn

> *every nation has a history of its own, and on no account should an outline illustrating it be omitted … not even when if the people in question, have played no dominant part in the history of world affairs.*[107]

Gleichermaßen unterstrichen seine Budapester Kollegen Barnabás Csongor, Sándor Józsa und Ferenc Tökei, dass die chinesische Wirtschaft im 19. Jahrhundert im Handel mit Europa ihre Unabhängigkeit bewahrt habe,[108] während Tibor Horváth die Aussage kritisierte, Japan hätte keine eigenständige kulturelle Entwicklung vollzogen.[109]

Weiterhin zieht sich durch die Kommentierungen aus Polen und Ungarn die Thematik der Interaktionen zwischen Asien und der westlichen Welt. Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová (Prag) plädierte dafür, die wechselseitigen interkulturellen Einflüsse zwischen

104 Bd. 1, S. 39 und 53.

105 So ist bezüglich der Faktoren, die in Afrika zur Unabhängigkeit führten, zu lesen: „the trend everywhere except in South Africa was to offer Africans increased access to the education, manner of life, occupations, status and values which Europeans enjoyed", die Fußnote hingegen stellt als den zentralen Auslöser den Kampf gegen die koloniale Unterdrückung heraus: „It was this struggle, and not the general attitude of the colonialists, that induced the colonial powers to make concessions to the liberal movements." S. 1035, Fußnote 19, S. 1050. Beispielhaft ist auch das Kapitel „The Triumph of Industrialism", S. 90 ff., samt der Fußnoten 2-4, S. 93 ff.

106 Abgedruckt als Fußnote in Bd. 6, S. 1108.

107 Nachfolgend sollten die kolonialen Eroberungen als Wechselspiel mit Widerstandsbewegungen dargelegt sowie jene Prozesse der Integration beider Regionen in weltweite Zusammenhänge beschrieben werden, die größere Handlungsspielräumen bewirkten, T. Bodrogi, Comments on Chapter V, Africa and Oceania, S. 3 f., in: Molnár an Métraux, 15. April 1960 (Anm. 63).

108 B. Csongor, S. Józsa, F. Tökei, Comments on Chapter IV, S. 3, in: ebd.

109 Zudem „It is wrongly mentioned that in the 16th century the superiority of the West was recognized by the Japanese." Comments on Chapter VI, Japan, S. 3, in: ebd.; kritisch in diesem Sinne auch Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová, Kommentar zu Bd. 5, Kap. 6, Japan, S. 3, Box 41, Fd. 2.84 (19).

Japan und Europa zum Kern der Ausführungen zu machen und dabei gerade jenen Rezeptionsprozessen nachzugehen, die sich neben und unterhalb der offiziellen politischen Beziehungen entfaltet hatten.[110] Gleiches gilt für Csongor, Józsa und Tökei, denen an einer eingehenden Beschreibung der chinesisch-europäischen Beziehungen gelegen war.[111] Mehrfach wurde in diesem Zusammenhang vorgeschlagen, die Produktion wissenschaftlichen Wissens über den jeweils anderen zu thematisieren[112] sowie die Konsequenzen imperialer Herrschaft für die Bildungssysteme in Asien zu diskutieren, für Indien gestützt auf Zitate von Rabindranath Tagore und Jawaharlal Nehru.[113]

Hier deutet sich der dritte Strang in den tschechoslowakischen und ungarischen Stellungnahmen an – die Beschreibung und Bewertung der britischen Kolonialherrschaft. Während Jaroslav Purš eine kritischere Haltung gegenüber ihrer Rolle in Afrika forderte[114], war Tibor Horváth mit den Ausführungen zum indischen Fall zwar prinzipiell einverstanden, monierte jedoch die fehlende Reflexion der Autoren hinsichtlich einer Schieflage in der Sekundärliteratur. Dort dominiere eine Perspektive, die vom britischen Zentrum her indische Entwicklungen nachvollziehe, anstelle auf jene Prozesse innerhalb Indiens zu rekurrieren, die zur Unabhängigkeit des Landes geführt hatten.[115]

In allen drei Schreiben warb Horváth zudem dafür, indische Forschungsliteratur zu rezipieren und Publikationen aus den ostmitteleuropäischen Ländern zur Kenntnis zu nehmen. Darin spiegelt sich eine Entwicklung, die stärker noch in der disziplinären und generationellen Zusammensetzung der Beteiligten aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn greifbar wird (Tab. 3). Sieht man von anderen Fächern ab, waren neben der Gruppe der Historiker aus allen Ländern Regionalwissenschaftler beteiligt: die polnischen Orientalisten Tadeusz Lewicki (Direktor des Institutes für Orientalistik an der Universität Krakow) und Edward Szymański, ferner die Asienwissenschaftler Barnabás Csongor, Sándor Józsa und Ferenc Tökei von der Akademie der Wissenschaften in Budapest, sowie schließlich Zdeňka Schäfflerová-Vasiljevová, die am *Orientální ústav* (Orientalistik) an der Akademie der Wissenschaften in Prag arbeitete. Mit Ausnahme von Lewicki (1906–1992) waren sie allesamt Nachwuchswissenschaftler, geboren in den 1920er und 1930er Jahren und zum Zeitpunkt der Diskussionen zwischen 30 und 40 Jahre alt.[116]

110 Ebd., S. 3 f.; Jaroslav Purš würdigte indes die Skizze der gegenseitigen Wahrnehmung, da deren Konfliktpotential einsichtig werde, Comments from the National Commission of Czechoslovakia (Anm. 60), S. 6.

111 B. Csongor, S. Józsa, F. Tökei, Comments on Chapter IV (Anm. 108), S. 1.

112 "We believe that much more valuable than the mass of data given here would be review of contemporary Chinese views about European Science. … It would have been a good idea to have at least a short section on the history of European Sinology during the period under discussion, which is certainly no negligible factor in the relations of China and Europe." Ebd., S. 4.

113 Dušan Zbavitel, Tomás Földessy in den Fußnoten von Bd. 6, S. 1107.

114 Comments from the National Commission of Czechoslovakia on Volume 5, S. 29, Box 41, Fd. 2.84 (19).

115 T. Horváth, Comments on Chapter II, India, in: Molnár an Métraux, 15. April 1960 (Anm. 63). Ähnlich seine Kritik an der Skizze zur Geschichte Vietnams, Comments on Chapter III, South-East Asia, S. 2, in: Molnár an Métraux, 15. April 1960 (Anm. 63).

116 Schäfflerová-Vasiljevová (Jg. 1935), Szymański (Jg. 1930), Csongor (Jg. 1923), Josza bezeichnete sich ebenso wie Csongor 1960 als ‚assistant professor', Tökei war Doktorand.

In den 1950er Jahren ist eine neue Generation in den ostmitteleuropäischen Regionalwissenschaften ausgebildet worden, die sich sowohl darum bemühte, an die internationale Vernetzung ihrer Lehrer anzuknüpfen als auch innerhalb ihrer Länder die institutionellen Strukturen ihrer Fächer auszubauen. Diese gleichermaßen generationelle wie intellektuelle Transformationsphase der akademischen Beschäftigung mit Außereuropa in der Mitte des 20. Jahrhunderts, die auch in anderen Ländern ein Pendant aufweist, lässt sich besonders gut für die Afrikanistik und Nahost-Studien beobachten. In der Tschechoslowakei wurde Afrika bis zum Zweiten Weltkrieg im Rahmen von vereinzelten philologischen und anthropologischen Studien thematisiert. Nach 1945 weitete sich das Interesse an dieser Region hingegen in einem Maße aus, dass Anfang der 1960er Jahre bereits acht Afrika-Zentren etabliert waren.[117] Ähnlich verlief die Entwicklung in Polen. Begründet von dem Anthropologen Jan Czekanowski (1882–1965) waren Afrikastudien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Sache weniger, wiewohl international renommierter Soziologen und Anthropologen, etwa Ludwik Krzywicki (1859–1941) an der Universität Warschau.[118] Nach dem Krieg führten Jerzy Szacki und andere Krzywickis Studien zum interkulturellen Ideentransfer sowie Transformationsprozessen in traditionalen Gemeinschaften fort. Zugleich entstanden neue Ansätze, beispielsweise durch Marian Małowist am Institut für Geschichte der Universität Warschau, wo 1962 ein eigenes Afrikazentrum etabliert wurde, ebenso seitens der Schüler von Tadeusz Lewicki in Krakau.[119] Wenngleich die polnischen Nahost-Studien bereits in den 1920er und 1930er Jahren institutionalisiert worden sind (drei Lehrstühle entstanden, mehrere Zeitschriften wurden gegründet sowie ein Fachverband ins Leben gerufen), bewirkte auch hier eine neue Generation den Ausbau des Faches.[120] Dass sie dafür ihre Arbeiten an internationale Diskussionskontexte anbinden wollten, ist angesichts der strategischen Bedeutung von

117 Die Afrikanistik wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von R. Dvorak, R. Ruzicka und A. Musil am Lehrstuhl für Semitische Sprachen der Karls-Universität Prag betrieben und war von den Studien des Anthropologen P. Šebesta geprägt. Zu den Zentren, die nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden, gehören das Institut für Orientalistik an der Akademie der Wissenschaften mit einer eigenen Abteilung für Afrikanistik, sowie das Institut für Asien- und Afrikastudien an der Karls-Universität Prag (gegründet 1961), siehe dazu: V. Jeřábková / J. Voderadský, Africa Research in Czechoslovakia, in: Africa Spectrum 25 (1990) 2, S. 223-226; sowie P. Skalník, African Studies in Czechoslovakia: Achievements and Perspectives, in: African Studies Bulletin 12 (1969) 2, S. 213-222.

118 A. Jones (Hrsg.), Jan Czekanowski, Africanist, Ethnographer and Physical Anthropologist in early twentieth-century Germany and Poland, Leipzig 2002; A. Czekanowska-Kuklińska / J. Bar, Jan Czekanowski (1882–1965). Antropolog i etnograf, profesor uniwersytetów we Lwowie, Lublinie i Poznaniu, in: Etnografowie i Ludoznawcy polscy-Sylwetki, Szkice autobiograficzne, Kraków 2002, S. 52-56; H. Kozakiewicz, Ludwik Krzywicki. Sociologist and Activist, in: P. Sztompka (Hrsg.), Masters of Polish Sociology, Wroclaw 1984, S. 53-65. Bronislaw K. Malinowski war 1921 nach London ausgewandert und hatte 1927 einen Lehrstuhl für Anthropologie an der London School of Economics gegründet, blieb aber in enger Verbindung zu seinen Kollegen in Polen.

119 I. Kowalski, African Studies in Poland, in: Journal of Modern African Studies 5 (1967) 2, S. 269-272.

120 A. Krasnowolska, Iranian Studies in Poland, in: Iranian Studies 20 (1987) 2/4, S. 179-221; S. Strelcyn (Hrsg.), Szkice z dziejow polskiej orientalistyki (= Essays on the History of Polish Orientalism),Warschau 1957; A. Zajaczkowski, Dorobek polskich uczonych w zakresie badan Wschodu muzulmanskiegow I pol. XXw (= Contributions of Polish Scholars to the Research on the Muslim East in the First Half of the Twentieth Century), Zycie Nauki 8(1949), S. 446-452, ders.: Bibliografia polskich prac orientalistyczny 1945-55 (A Bibliography of Polish Oriental Studies, 1945-55), Warszawa 1957; W. Zajaczkowski, Z dziejow orientalistyki w Uniwersytecie Jagiellonskim (= A History of Oriental Studies at the Jagiellonian University), Krakow 1964.

Internationalität bei der Durchsetzung von eher randständigen Forschungsbereichen an und für sich naheliegend.[121]

Polnische, tschechoslowakische und ungarische Weltgeschichtsschreibung in internationalen Kontexten

Eine Forschungsdebatte, in der die transregionalen Verflechtungen Ostmitteleuropas im Mittelpunkt standen und eine historische Periode behandelt wurde, während der die Region in den globalen Beziehungen tonangebend gewesen war, ist die bereits erwähnte Ostsee- und Hanseforschung. In der polnischen Geschichtsschreibung der 1950er und 1960er Jahre interessierten sich zwar nur wenige für das Dominum Maris Baltici, da seine Vergegenwärtigung geschichtspolitisch weniger opportun und signifikant erschien als in der Vorkriegszeit. Gleichwohl wurden neue Fragestellungen entworfen. Man begann sich für die Ostseeregion als Wirtschaftsraum zu interessieren, thematisierte den Rußlandhandel sowie die Getreideexporte nach Westeuropa und verglich Handelsbilanzen. Dem in diesen Themen zum Vorschein kommenden „universalhistoriographischen Reiz"[122] folgte man in einem Kreis von Gleichgesinnten aus der DDR, der Tschechoslowakei und der UdSSR wie aus westeuropäischen Ländern. Der institutionelle Rahmen für eine internationale Diskussion über den mächtigen Städtebund und seine Stellung in der frühzeitlichen Welt war 1955 mit der Gründung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der DDR entstanden, initiiert von dem Leipziger Mittelalterhistoriker Heinrich Sproemberg. Zum einen wollte er damit der Beschwörung der Hanse als Vorläuferin deutscher Siedlung und Kultur im Osten bzw. der Aneignung ihrer Geschichte für die Propaganda eines hansisch-großdeutschen Kulturraumes von Brügge bis Nowgorod entgegentreten, die während des Nationalsozialismus vom Hansischen Geschichtsverein betrieben worden waren. Zum anderen war ihm daran gelegen, die deutsche Hansegeschichte zu transnationalisieren und als Element einer sozial- und wirtschaftshistorisch ausgerichteten Weltgeschichte zu ergründen.[123] Unter Sproembergs Leitung wurde die Arbeitsgemeinschaft zu einem Ort der länderübergreifenden Zusammenarbeit, ähnlich wie der von ihm eingerichtete „Leipziger Arbeitskreis mittelalterlicher Historiker", und sein Leipziger Lehrstuhl entwickelte sich schnell zu einer Schaltstelle, an der die Fäden der Ostsee-Debatten zusammenliefen.[124]

121 Umso mehr als etwa Lewickis internationale Kontakte und seine Rezeption im Ausland bereits den Weg in transnationale Netzwerke geebnet hatten. Beispielhaft für seine Präsenz in französischen Forschungszusammenhängen sind folgende seiner Publikationen: L'État nord-africain de Tāhert et ses relations avec le Soudan occidental à la fin du VIIIe et au IXe siécle, in: Cahiers d'études africaines 2 (1962) 8, S. 513-535; Un État soudanais médiéval inconnu: le royaume de Zāfūn, in: Cahiers d'études africaines 11 (1971) 44, S. 501-525; Les sources hébraïques consacrées à l'histoire de l'Europe centrale et orientale et particulièrement à celle des pays slaves de la fin du IXe jusqu'au milieu du XIIIe siècle, in: Cahiers du monde russe et soviétique 2 (1961) 2, S. 228-241.

122 Zernack, Imperiale Erfahrungen in der Ostseeregion (Anm. 79), S. 70; vgl. auch die Forschungsberichte zum Zeitraum 1945–1990, in: Zapiski Historyczne poświęcone historii Pomorza i krajów Bałtyckich 57 (1992) 1.

123 Middell, Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung (Anm. 3), S. 944 ff.

124 Als Leiter des Instituts für Allgemeine Geschichte der Universität Leipzig hatte Sproemberg ein regelmäßiges

Für die erste Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft im Jahr 1956 hatte Sproemberg neben knapp 50 westdeutschen auch neun polnische Hanseforscher eingeladen.[125] Mit Marian Małowists Vortrag über die Handelspolitik des Adels der Ostseeländer im 15. und 16. Jahrhundert begann eine mehrjährige Auseinandersetzung mit der weltwirtschaftlichen Rolle der Hanse. Im Folgejahr diskutierten Małowist und der sowjetische Historiker M. P. Lesnikow über Aspekte der zweiten Leibeigenschaft und die Höhe der Profite im Ostseehandel im Hinblick auf die Möglichkeit frühkapitalistischer ursprünglicher Akkumulation. 1959 hatte sich der Fragehorizont bis zum spanisch-amerikanischen Kolonialmarkt ausgedehnt und der Kreis der Diskutanten nicht nur um Historiker aus Großbritannien, Frankreich, den Niederlanden und Belgien erweitert, sondern mit Josef Polišenský flossen überdies tschechoslowakische Forschungen in die Debatten ein.[126] Auch in den kommenden Jahren beabsichtige man sich weiter mit der Geschichte des Ostseehandels in ihren globalen Bezügen befassen, zumal in der Hanseforschung der DDR die „internationalen Probleme des Ost- und Nordseehandels … [sowie die] Stellung des hansischen und hanseatischen Handels im Rahmen des Welthandels“[127] zu Schwerpunkten geworden waren. Doch mit dem Mauerbau lösten sich sowohl die internationale Zusammenarbeit als auch die transregionale Perspektive der Hansischen Arbeitsgemeinschaft auf. Sproemberg wurde 1963 aus der Leitung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft gedrängt. Danach nationalisierte sich die Erforschung der Hanse.[128] Mit der Gründung der *Association Internationale d'Histoire des Mers Nordiques d' Europe* im Jahr 1974 war zwar ein neuer Angelpunkt für eine internationale Diskussion der

Kolloquium etabliert, in dem zwischen 1953 und 1957 fast 40 Historiker aus der BRD und dem europäischen Ausland vortrugen. Aus Ostmitteleuropa: Frantisek Graus, Josef Polišenský, Emma Lederer, Marian Małowist. Siehe eine entsprechende Aufstellung in: V. Didczuneit, Geschichtswissenschaft an der Universität Leipzig, Zur Entwicklung des Faches Geschichte von der Hochschulreform 1951 bis zur ‚sozialistischen Umgestaltung' 1958, Dissertation Leipzig 1990, Teil 1, S. 118.

125 G. Heitz / M. Unger, Hansische Arbeitstagung in Schwerin vom 24. bis 26.10. 1956, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 5 (1957) 1, S. 148-151; diess., Hansische Forschung in der DDR, ZfG 4 (1956) 6, S. 1055f.

126 Zur Bedeutung des spanisch-amerikanischen Kolonialmarktes für den preußischen Leinwandhandel am Ausgang des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts referierte W. Markov; aus Polen trugen B. Zientara und H. Samsonowicz vor. M. Unger / M. Kossok / K. Fritze, Hansische Arbeitstagung in Berlin, in: ZfG 7 (1959) 5, S. 1108-1115; an der Tagung im Jahr 1960 nahmen zudem A. Maczak (Warschau) und M. Hroch (Prag), vgl. G. Heitz, 6. Tagung der Arbeitsgemeinschaft des Hansischen Geschichtsvereins in der DDR, in: ZfG 9 (1961) 3, S. 652-656.

127 Sie „als eine vor allem oder gar ausschließlich ‚europäische Erscheinung' darzustellen, heißt letztlich, ihre Geschichte aus der Nationalgeschichte ihres Volkes herauszulösen. Daher lehnen die Hansehistoriker der DDR eine solche Auffassung, die unmittelbar die NATO-Ideologie unterstützt, ab …“ K. Fritze / E. Müller-Mertens / J. Schildhauer / M. Unger, Forschungen zur Stadt- und Hansegeschichte in der DDR, Historische Forschungen in der DDR. Analysen und Berichte. Zum XI. Internationalen Historikerkongress in Stockholm 1960, Berlin 1960, S. 74-104, hier S. 77.

128 J. Schildhauer, Grundzüge der Geschichte der deutschen Hanse, zusammengestellt von der Arbeitsgruppe Hansegeschichte der Universität Greifwald, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 11 (1963) 4, S. 725-746, hier S. 730; E. Engel, Konstituierung der Hansischen Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Historiker-Gesellschaft, in: ZfG 19 (1971), S. 667-669. Zudem Middell, Weltgeschichtsschreibung im Zeitalter der Verfachlichung und Professionalisierung (Anm. 3), S. 946. Dass man in der DDR zumindest bis in die 1970er Jahre ostmitteleuropäische Forschungen zur Hanse rezipierte, zeigt sich in: E. Engel / E. Müller-Mertens / J. Schildhauer / B. Töpfer, Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Historische Forschungen in der DDR 1970–1980. Analysen und Berichte. Zum XV. Internationalen Historikerkongress in Bukarest, Berlin 1980, S. 46-66.

Ostsee-Geschichte entstanden, doch wurde sie dort selten aus einer übergreifenden, vergleichend-integrativen Perspektive betrachtet.[129] Ihre Einfassung in globalgeschichtliche Prozesse und Interpretationen setzte erst in den 1990er Jahren wieder ein.[130] Das resultierte einerseits daraus, dass die Frontlinie des Kalten Krieges durch die Ostsee verlief und ihre Anrainer in zwei Blöcke spaltete. Die Rekonstruktion der Jahrhunderte langen Interaktionen entlang und zwischen ihren Ufern wurde von dieser weltpolitischen Konstellation zerrieben und damit schwand die Möglichkeit, über dieses Themenfeld Ostmitteleuropa in die Weltgeschichte hineinzuschreiben. Zum anderen eröffnete sich ostmitteleuropäischen Historikern in den frühen 1960er Jahren ein neuer Ansatzpunkt für ein solches Bemühen.

Mit den Arbeiten von Hugh Seton-Watson und dem 1962 publizierten Buch von Alexander Gerschenkron „Economic Backwardness in Historical Perspective" lagen strukturalistische Analysen der ost(mittel)europäischen Geschichte vor, in denen eine postulierte Rückständigkeit der Region mit modernisierungs- und entwicklungstheoretischen Argumentationen zu erklären versucht sowie in Zentrum-Peripherie-Modelle eingebunden wurde. Aus ungarischer Perspektive wurden diese Ansätze von György Ránki and Iván T. Berend aufgegriffen und weitergedacht. Parallel dazu untersuchten etwa die Warschauer Historiker Andrzej Wyczański und Marian Małowist für das 16. und 17. Jahrhundert wirtschafts- und sozialgeschichtliche Prozesse in Polen. Insbesondere Małowists Arbeiten zur Agrarproduktion, dem Handel und Handwerk weiteten sich alsbald zu strukturgeschichtlich-komparatistischen Betrachtungen des gesamten mittel- und osteuropäischen Raumes aus. Darüber hinaus rückten in seinen späteren Forschungen europäische und globale Zusammenhänge in den Mittelpunkt. So ging er u. a. dem schlesischen Textilhandel in Westafrika nach, der kolonialen Expansion Portugals in Afrika sowie der Rolle der Sklaverei in den weltwirtschaftlichen Entwicklungen der Frühen Neuzeit nach.[131] Seine Europa und Afrika vergleichenden Studien, die an dependenztheoretische Annahmen des Rumänen Mihail Manoilescu anknüpfend mit Überlegungen zur strukturellen Beschaffenheit der frühneuzeitlichen Weltwirtschaft verbunden waren, wurden überall dort rezipiert, wo man Verbindungslinien zwischen den Vergangenheiten einzelner Weltregionen zog und daraus globalhistorisch anlegte Interpretationen formulierte.

In der Weltgeschichtsschreibung der 1950er bis 1970er Jahre entwickelten sich zwei Ansätze, die zwar ähnliche Fragestellungen an oftmals gleiche Entwicklungen anlegten,

129 Berichte über die Arbeit dieser Organisation finden sich in: ZfG 22 (1974) 10, 24 (1976) 1, 27 (1979) 11.

130 Einen Überblick über jüngere Arbeiten zur Ostsee-Geschichte im Bemühen um eine Situierung der Region in allgemeinhistorischen Verläufen geben: A. Komslosy / H.-H. Nolte / I. Sooman (Hrsg.), Ostsee 700–2000. Gesellschaft – Wirtschaft – Kultur (= Edition Weltgeschichte Bd. 11), Wien 2008; neuere Forschungen entstehen zudem gegenwärtig im Graduiertenkolleg „Kontaktzone Mare Balticum: Fremdheit und Integration im Ostseeraum" an der Universität Greifswald.

131 Studia z dziejów rzemiosła w okresie kryzysu feudalizmu w Zachodniej Europie w XIV i XV wieku (1954), Wielkie państwa Sudanu Zachodniego w późnym średniowieczu (1964), Śląskie tekstylia w Zachodniej Afryce w XVI i XVII wieku (1964), Ekspansja portugalska w Afryce a ekonomika Europy na przełomie XV i XVI wieku (1968), Europa a Afryka Zachodnia w dobie wczesnej ekspansji kolonialnej, Z problematyki wzrostu gospodarczego Europy Środkowo-Wschodniej w późnym średniowieczu i na początku XVI wieku (1969).

dafür aber verschiedene konzeptionell-theoretische Vorgehensweisen wählten. Der eine analysierte globale Verflechtungen aus weltsystemtheoretischer Perspektive, der andere widmete sich sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Prozessen der *longue durée*. Beide differierten von der Konzeption der UNESCO-Weltgeschichte, da sie auf weltweite Herrschaftsstrukturen und asymmetrische Machtbeziehungen abhoben, während die viel stärker kultur- und geistesgeschichtlich orientierte SCHM auf jene Prozesse fokussierte, die zur interkulturellen Annäherung und Völkerverständigung beitrugen.

Allein ein kursorischer Blick auf diese beiden Forschungsstränge lässt erkennen, dass viele der ostmitteleuropäischen Historiker, die an der SCHM beteiligt waren, ihre Forschungen und Interpretationen in erster Linie auf diese Alternativen zum UNESCO-Projekt bezogen, die auch größere Schnittmengen mit der marxistischen Theoriedebatte aufwiesen.

Beispielhaft für den Bereich der Weltsystemtheorie sind die Studien von Immanuel Wallerstein. Im Vorwort zu seiner Geschichte des modernen Weltsystems weist er zwei Autoren aus, die ihn maßgeblich zu seinen Untersuchung anregt haben, neben Fernand Braudel steht Marian Małowist.[132] Vor allem im ersten der drei Bände greift Wallerstein wiederholt Argumente von Małowist auf, etwa bezüglich der Ursachen für die europäischen Kolonialexpansionen und der Existenz einer internationalen Schuldknechtschaft in der Frühen Neuzeit.[133] Gleiches gilt für Małowists Rekonstruktion paralleler landwirtschaftlicher Entwicklungen in West- und Osteuropa bis zur europaweiten Rezession im 14. Jahrhundert, wo ihm Wallerstein in der Analyse ihrer Konsequenzen folgte – dass sie in Osteuropa Ansätze von Industrialisierung beendete, zu einer Refeudalisierung führte und eine Wirtschaft nach klassisch kolonialem Muster hervorbrachte; in England indes die gesunkenen Einkommen in der Landwirtschaft das Entstehen von Textilindustrien bewirkten, die dem Exporthandel Auftrieb gaben.[134]

In Wallersteins Hauptwerk spiegelt sich zudem der Einfluss anderer ostmitteleuropäischer Historiker auf die Weltsystemtheorie-Diskussion wider, u. a. Stefan Czarnowski, Wladyslaw Czalpinski, Stanislaw Hoszowski, Antony Maçzak, Witold Kula, Stanislaw Arnold, Janusz Tazbir und Jerzy Topolski aus Polen; Erik Molnár und Zsigmond Pál Pach aus Ungarn sowie Josef Válka und Josef Macůreks aus der Tschechoslowakei.[135] Zugleich zeigt sich die bedeutende Rolle der internationalen Historikerkongresse für diese Debatten, denn in deren Folge wurden in Warschau, Prag und Budapest Sammelbände mit den Vorträgen und Debatten publiziert, die in westeuropäischen Historiogra-

132 Vorbemerkung, in: I. Wallerstein, Das moderne Weltsystem, Bd. 1, Die Anfänge kapitalistischer Landwirtschaft und die europäische Weltökonomie im 16. Jahrhundert, Wien 2004 (Erstausgabe 1974).

133 Ebd., S. 48, 370, 146, gleiches gilt für Małowists Nachweis der Ähnlichkeiten zwischen dem Ausgreifen Portugals auf Afrika, jenem des deutschen und dänischen Adels in Skandinavien und der Ausdehnung politisch-wirtschaftlicher Herrschaft in Osteuropa, ebd., S. 90 f.

134 Ebd., S. 125 und 342.

135 Vgl. dazu die Bibliographie in Bd. 1., S. 531-573 und die zitierte Literatur zu den Ausführungen über die Struktur der europäischen Wirtschaft, S. 449-484; für Bd. 2 besonders die Fußnoten zu den Seiten 149-169, I. Wallerstein, Das Moderne Weltsystem II. Der Merkantilismus. Europa zwischen 1600–1750, Wien 1998 (Erstausgabe 1980).

phien zirkulierten.[136] Da spätere Studien auf das von Wallerstein zusammengetragene empirische Material und demzufolge auf seine Interpretation von Ostmitteleuropa als semi-periphere, folglich global integrierte Region, rekurrierten, blieb die Region in diesem weltgeschichtlichen Erklärungsmodell ein zentrales Element.[137] Obwohl die Debatte um die Entwicklung von historischen Zentren und Peripherien, ihre Verschiebung und strukturellen Ursachen bis in die Gegenwart hineinreicht und heute vor allem mit Beiträgen aus Tschechien vorangetrieben wird[138], ist sie im Bereich der Weltgeschichtsschreibung von neueren Ansätzen überlagert, in denen Ostmitteleuropa im Grunde keine Rolle mehr spielt.

In den 1970er Jahren löste sich langsam eine zweite transnationale Auseinandersetzung mit Prozessen der *longue durée* bzw. wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Strukturmodellen auf. In den sechs Dekaden zuvor hatte jedoch ein Diskussionszusammenhang bestanden, den mehrere Generationen polnischer, ungarischer und tschechoslowakischer Historiker prägten, sowohl mit Studien zu den langfristigen ökonomischen und sozialen Folgen des Spätmittelalters in Ostmitteleuropa als auch mit Forschungen zur wirtschaftlichen Integration der Region im 16. und 17. Jahrhundert in europäische wie transkontinentale Zusammenhänge.[139] Die Bandbreite der erörterten Themen reichte dabei von der Bedeutung des Außenhandels und über Entwicklungen in der Landwirtschaft bis hin zu den sozialen Umbrüchen, die sich aus Preisrevolutionen, Krisenzyklen und demographischem Wandel ergaben.

Unmittelbar nach der Weltwirtschaftskrise von 1929 war ein *International Scientific Committee on Price History* gegründet worden, das Lucien Febvre dazu inspirierte, eine interdisziplinäre *enquête collective* ins Leben zu rufen, die sich mit historischen Finanzkrisen befassen und dabei statistische Verfahren erproben würde.[140] In diesem Zusammenhang erinnerte sich Marc Bloch an seine Begegnung mit dem polnischen Wirtschaftshistoriker Jan Rutkowski, denn Rutkowski hatte 1928 die Ergebnisse einer Analyse von seriellen

136 Etwa, La Pologne aus X[e] Congrès International des Sciences Historiques à Rome, Poland at the XI[th] International Congress of Historical Sciences, Warschau 1960; J. Topolski, Développement des études historiques en Pologne 1945–1968, in: La Pologne au XVIII[e] Congrès International des Sciences Historiques à Moscou, I-ère partie: La recherche historique en Pologne 1945–1968, rédigée par A. Wyczański, Warschau 1970, S. 7-75. Das gilt auch für andere internationale Kongresse, wie die Conférence Internationale d'Histoire Economique.

137 Im deutschsprachigen Raum vor allem in den Arbeiten von H.-H. Nolte: Zur Stellung Osteuropas im internationalen System der Frühen Neuzeit. Außenhandel und Sozialgeschichte bei der Bestimmung der Regionen, in: Jahrbuch für Geschichte Osteuropa 28 (1980), S. 161-197. In der Rezeption bei Wallerstein: Das Moderne Weltsystem III. Die große Expansion. Die Konsolidierung der Weltwirtschaft im langen 18. Jahrhundert, Wien 2004 (Erstausgabe 1989), S. 192.

138 M. Hroch / L. Klusáková (Hrsg.), Criteria and indicators of backwardness. Essays in uneven development in European history, Prag 1996, sowie die Beiträge von L. Klusáková, J. Musil und J. Topolski in: H.-H. Nolte (Hrsg.), Europäische Innere Peripherien im 20. Jahrhundert, Stuttgart 1996.

139 Zur den Traditionen der Wirtschaftsgeschichte in Polen und Ungarn siehe: H. Madurowicz-Urbańska, Wirtschaftsgeschichte in Polen als Universitätsdisziplin. Entstehung und Anfangsperiode (1905/6-1921/22), in: K. Baczkowski / C. Simon (Hrsg.), Historiographie in Polen und der Schweiz, Krakow 1994, S. 157-163; K. Pomian, The Impact of the Annales School in Eastern Europe, in: Review 1 (1978) 3 / 4, S. 101-118, S. 104 f.

140 O. Dumoulin, Aux origines de l'histoire des prix, in: Annales (1990) 2, S. 507-522, A. Burguière, The Annales School. An Intellectual History, Ithaka 2006, S. 93-99.

Quellen publiziert, in der er Einkommensunterschieden nachgegangen war und sie als ein Bindeglied zwischen der Sphäre der Produktion und sozialen Strukturen theoretisiert hatte.[141] Nur kurze Zeit später rezensierte Bloch das Buch für seine französischen Kollegen und von da an wurden Rutkowskis Studien seitens der Annales-Historiker kontinuierlich rezipiert.[142] Gleiches gilt für die Arbeiten von Kula, Topolski, Wyczanski und Gieysztor, die nach dem Zweiten Weltkrieg die von Rutkowski begonnene Tradition der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung mit neuen Fragestellungen fortsetzten.[143] Im Jahr 1940 waren Kula und Gieysztor in deutscher Kriegsgefangenschaft im Sonderlager Lübeck Fernand Braudel begegnet und setzten das dort begonnene gemeinsame wissenschaftliche Gespräch nach Kriegsende fort.[144] Mitte der 1950er Jahre entwickelte sich daraus ein reger polnisch-französischer Austausch. Er begann 1956 mit einem sechswöchigen Frankreichaufenthalt von 30 polnischen Nachwuchshistorikern, finanziert durch die UNESCO, und verstetigte sich im Jahr darauf mit der Etablierung eines Stipendiensystems, das bis 1989 jährlich etwa 60 historisch orientierte Sozial- und Geisteswissenschaftler vor allem der Polnischen Akademie der Wissenschaft an die EHESS führte.[145]
In Paris verfolgte man aufmerksam vier Bereiche der polnischen Wirtschafts- und Sozialgeschichtsschreibung: erstens die Entwicklung der polnischen Gutswirtschaft in der Frühen Neuzeit und die allgemeine Krise des 17. Jahrhunderts, in Anknüpfung an eigene Arbeiten zur europäischen Agrargeschichte; zweitens die Erklärungsmodelle zur Transformation des Feudalismus, speziell jene, die der Mentalität des polnischen Adels ausschlaggebende Bedeutung einräumten; drittens die Forschungen am Institut für materielle Kultur der Akademie der Wissenschaften in Warschau, wobei Gieysztors Brü-

141 J. Rutkowski, Podział dochodów w zupach ruskich za Zygmunta Augusta (Income Distribution in Ruthenian Salt Mines in the Reign of Sigismund Augustus), Poznań 1928, J. Topolsky, Jan Rutkowski (1886–1949) and his Conception of Synthesis in Historical Science, in: Storia della storiografia 3 (1983), S. 44-61. Bloch hatte Rutkowski während dessen (Post-doc)-Zeit an der Ecole Pratique des Hautes Etudes (1910–1912) kennengelernt.

142 M. Bloch, Economie de l'europe slave, in: Annales 1 (1929) 1, S. 147-150; die Rezeption spiegelt sich u. a. in: J. Rutkowski, Le probléme de la synthèse historique dans l'histoire économique, in: Revue de Synthèse Historique (1927), S. 15-27, wider; J. Rutkowski, Les centres d'etudes d'histoire économique en Pologne, in: Annales 4 (1932) 3, S. 59; eine französische Fassung seines Aufsatzes „Geneza ustroju folwarczno-pańszczyźnianego w Europie Środkowej od końca średniowiecza" erschien in: La Pologne au VI[e] Congrés International des Sciences Historiques, Warschau 1930, S. 211-217.

143 Zernack, Polnische Geschichtswissenschaft (Anm. 79); zu den divergierenden Deutungen von Kula, Topolski und Wallerstein: J. Topolski, Das Wirtschaftsmodell Polens im 16. und 17. Jahrhundert. Versuch einer vergleichenden Analyse, in: F. Adanir / C. Lübke / M. G. Müller / M. Schulze Wessel, Traditionen und Perspektiven vergleichender Forschung über die historischen Regionen Ostmitteleuropas, in: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte 1 (1996), S. 121-132.

144 E. Hinrichs, Fernand Braudel (1902–1985), in: Europa-Historiker. Ein biographisches Lexikon, Bd. 2, S. 251-270, S. 254; I. Wallerstein, Fernand Braudel, Historian, homme de la conjoncture, in: ders., Unthinking Social Science, London 1991, S. 187-201; A. Sosnowska, Models of Eastern European Backwardness in Post-1945 Polish Historiography, in: East Central Europe 32 (2005) 1-2, S. 125-146. Braudel beschrieb Kula einmal als "much more intelligent than I am." Zit. nach P. Burke, The French Historical Revolution. The Annales School 1929–1989, Stanford 1990, S. 95.

145 A. Wyczański, Historical Sciences in Poland at the time of the Tenth International Congress of Historical Sciences in Rome (1955), in: H. Cools u. a. (Hrsg.), La storiografia tra passato e futuro. Il X Congresso Internazionale di Scienze Storiche (Roma 1955) cinquant'anni dopo; atti del convegno internazionale, Roma, 21 – 24 settembre 2005, Rom 2008, S. 271-289, hier S. 283 ff.

ckenschlag hin zur historischen Anthropologie und eine auf sozialen Bedingungsgefügen fundierte Kulturgeschichte das Ausgreifen der Annales in diese Richtung anregten. Später traf man sich in der Erforschung von Armut und Marginalität im Mittelalter und der Frühen Neuzeit.[146] Die polnische Seite wiederum interessierte sich für die universalgeschichtliche Perspektivenerweiterung der Annales in den späten 1950er Jahren und die beginnenden Studien zu den *aires culturelles*. Vor allem aber wurde Labrousse rezipiert, der nach Marc Bloch der zweithäufigste gelesene französische Historiker im Nachkriegspolen war. Labrousse hatte in den 1930er und 1940er Jahren Konjunkturen und Warenströme statistisch vermessen, Bewegungsmuster von Ernten, Preisen, Einkommen und Renten im spätabsolutistischen Frankreich verfolgt und war dabei auf einen Agrarzyklus gestoßen, dessen krisenhafte Zuspitzung er in direkter Verbindung zur Französischen Revolution sah.[147] Dessen Substantiierung in weiteren Analysen hin zu einem Modell agrarischer Krisenzyklen, in deren Dynamisierung revolutionäre Bewegungen entstehen konnten, aber auch seine auf wirtschaftshistorischen Argumenten beruhende Revolutionsdeutung, wurde in Polen wie im gesamten ostmitteleuropäischen Raum gleichermaßen als intellektuelle Herausforderung und Bekräftigung gelesen.

Im Ergebnis wurde von den 1930er Jahren bis zum Beginn der 1970er Jahre, auch und gerade während der Zeit des Eisernen Vorhanges, eine rege transnationale Forschungsdebatte geführt.[148] In welch hohem Maße die Historiographien verflochten waren, veranschaulicht sich in der Präsenz von Autoren aus Ostmitteleuropa in der Zeitschrift Annales. Zwischen 1958 und 1972 erschienen dort allein 27 Aufsätze aus Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei (vier von Wyczanski, je zwei von Kula, Graus und Małowist[149], sodann u. a. von Erik Fügedi, István N. Kiss sowie György Spira[150]), hinzu kam eine Fülle von Rezensionen und Tagungsberichten.[151] Ersichtlich wird anhand der Zeitschrift

146 L. Raphael, Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Historiographie und nouvelle histoire in Frankreich 1945–1980, Stuttgart 1994, S. 472-474.

147 Esquisse du mouvement des prix et des revenues en France au XVIII[e] siècle, Paris 1933; La crise de l'économie française à la fin de l'Ancien Régime et au début de la Révolution, Paris 1944; Comment naissent les révolutions, in: Comité Français des Sciences Historiques (Hrsg.), Actes du Congrès historique du centenaire de la Révolution de 1948, Paris 1948, S. 1-20.

148 K. Pomian, Annales School (Anm. 139); T. Łepkowski, Nowa seria Kwartalnika Hsitorycznego 1953–1963 w świetle liczb, in: Kwartalnik Historycny LXX (1963), S. 627-643. R. Mandrou, Les Annales en Pologne, in: Annales 15 (1960) 2, S. 328-329.

149 Von Wyczański: Une nouvelle synthèse de l'histoire de Pologne, 13 (1958) 1, La consommation alimentaire en Pologne au XVI[e] siècle, 17(1962) 2, L'économie du domaine nobiliaire moyen, 18 (1963) 1, Revenue national en Pologne au XVI[e] siècle. Premiers résultats, 26 (1971) 1, S. 105-113, sowie zwei Aufsätze 1974 und 1978; von Kula: Histoire et économie. La longue durée, 15 (1960) 2, La seigneurie et la famille paysanne en Pologne aux XVIII[e] siècle 27 (1972) 4; von Graus: Au bas Moyen Âge: Pauvres des villes et pauvres des campagnes 16 (1961) 6, Autour de la peste noire au XVI[e] siècle en Bohême, 18 (1963) 4; von Małowist, Un essai d'histoire comparée: les mouvements d'expansion en Europe aux XV[e] et XVI[e] siècles, 17 (1962) 5, Quelques observations sur le commerce de l'or dans le Soudan occidental au Moyen Âge, 25 (1970) 6.

150 Ferner: Celina Bobinska, Andrzej Brzeski, Irena Gieysztorowa, Karol Gorski, Witold Hensel, Stanislas Hoszowski, Mariusz Kulczykowski, Lech Leciejewicz, Kazimierz Majewski, Karol Modzelewski, Irena Powlowska, Jan Reychman, Marian Serejski, Stanislas Tabaczynski, Teresa Wasowicz, Imre Wellmann, Zbigniew Zabinski, Andrzej Zajaczkowski.

151 Eine statistische Erhebung aller Beiträge von der Vorkriegszeit bis in die 1970er Jahre findet sich in: K. Pomian, Annales School in Eastern Europe (Anm. 139).

auch, dass sich dieser transnationale Austausch mit dem schwindenden Einfluss von Fernand Braudel Ende der 1960er Jahre langsam auflöste und damit ein Strang der Debatte um Weltgeschichte wegfiel, in der ostmitteleuropäische Historiker ihre Region als einen zentralen historischen Raum situieren konnten.

Zusammenfassung

Polnische, tschechoslowakische und ungarische Wissenschaftler beteiligten sich verhältnismäßig zurückhaltend an dem Weltgeschichte-Projekt unter der Schirmherrschaft der UNESCO, das darauf abzielte, durch eine möglichst umfangreiche Repräsentation ihrer Mitglieder zu einer Synthese zu gelangen, die überall auf der Welt plausibel wäre – in diesem Punkt der Logik traditioneller Universalgeschichten folgend, nämlich die eine „Geschichte für alle" zu verfassen.

Dies ist nicht in erster Linie darauf zurückzuführen, dass ostmitteleuropäische Länder marginalisiert waren und unter sowjetischer Vorherrschaft standen. Vielmehr war die SCHM von geschichtspolitischen Prioritäten geprägt – insbesondere der Deutung von zeitgenössischen Dekolonisierungs- und Modernisierungsprozessen – die mit den historischen Grundlagen für Entwicklungspolitik zusammenhingen. Dafür erschien die Geschichte Ostmitteleuropas von untergeordneter Bedeutung. Ihr wurde keine eigenständige Rolle in allgemeinhistorischen Prozessen zugeschrieben. Daher war sie für diejenigen Akteure dieser Region, die sich um eine solche Rolle bemühten, nur von begrenztem Interesse.

Zudem beruhte die UNESCO-Geschichte auf dem Grundsatz, dass jedes Land seine eigene Geschichte vertreten und in die Synthese integrieren würde. Im Blick auf die Nationalgeschichtsschreibung in Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei hat sich gezeigt, dass deren jeweiliger thematischer wie geschichtspolitischer Fokus nur schwerlich in die SCHM zu integrieren war. Da dort in den beiden Dekaden nach dem Zweiten Weltkrieg transnationale Perspektiven eher randständig waren, wurden solche Perspektiven ebenfalls nicht in das Projekt hineingetragen; ähnliches gilt für die vergleichende Analyse der Geschichtsregion Ostmitteleuropa. Ferner ließen sich nationalgeschichtliche Entwürfe, die den historischen Deutungsansprüchen der UdSSR für die gesamte sozialistische Welt im Rahmen des marxistisch-leninistischen Erklärungsmodells entgegenstanden, im Kontext der SCHM schon aus institutionellen Gründen schwer artikulieren.

Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass für eine Gruppe von Nachwuchswissenschaftlern der ostmitteleuropäischen Weltregionen-Studien das UNESCO-Weltgeschichte-Projekt ein Spielfeld war, von dem man sich einiges versprach, während dies weit weniger für die etablierten Historiker mit Interesse an Weltgeschichte galt. Ein erheblicher Teil von ihnen widmete sich beziehungsgeschichtlichen Fragen, europäischen und globalen Zusammenhängen sowie allgemeinen Prozessen welthistorischer Entwicklungsdynamiken. Diese Interessen, wie das Bestreben, die eigenen welthistorischen Interpretationen, die Ostmitteleuropa einen Platz gaben, in internationalen Kontexten zu etablieren, suchte

man in anderen Arenen einzubringen. Bis in die späten 1960er Jahre geschah dies sehr erfolgreich, wie die Beispiele zur Hanseforschung, der Weltsystemtheoriedebatten und das transnationale Netzwerk um die Annales-Historiographie verdeutlicht haben. Dazu hatte man insofern leichten Zutritt, als bereits vor dem Zweiten Weltkrieg Netzwerke existierten, an die sich leicht anschließen ließ.

Zusammengenommen, und über die SCHM hinausblickend, ergibt sich somit das Bild einer beachtlichen transnationalen Verflechtung polnischer, tschechoslowakischer und ungarischer Wissenschaftler im Bereich der Weltgeschichtsschreibung. Man redete mit über die Deutung weltweiter Verflechtung und Integration.

In Bezug auf die Weltgeschichtsschreibung der 1950er und 1960er Jahre ist deutlich geworden sich, dass historiographische Entwürfe in Begleitung der Aushandlungen und Gestaltung der Nachkriegsordnung keineswegs nur von US-amerikanischer und sowjetischer Seite formuliert wurden. Diese multipolare Geschichte der Weltgeschichtsschreibung in ihren Elementen zu rekonstruieren und damit zu erinnern, ist angesichts der gegenwärtigen Fehlperzeption einer vorrangig auf Nordamerika fixierten Historiographieentwicklung durchaus von Bedeutung. Denn schließlich stützt sie heutige Bemühungen um die Entfaltung einer globalen Vielstimmigkeit für den Bereich globalhistorischer Studien.

BUCHBESPRECHUNGEN

John Adamson (Hrsg.): The English Civil War. Conflict and Contexts, 1640–49 (= Problems in Focus Series), Palgrave Macmillan: Basingstoke, 2009, 344 S.

Rezensiert von
Roland Ludwig, Hanau

Mit dem Sammelband liegt eine aktuelle Übersicht über zentrale Ergebnisse, Probleme und Fragen der postrevisionistischen Historiographie zum Thema vor.[1]
Die Geschichte des Revisionismus, Enzo Traverso[2] hat es übersichtlich zusammengefasst, ist in drei zentrale Punkte zu gliedern: die marxistische Kontroverse, die Spaltung der kommunistischen Bewegung und eine Reihe historiographischer Debatten nach dem Zweiten Weltkrieg. Zu dem dritten Komplex zählt z. B. die Fischer-Debatte über die Ursprünge des Ersten Weltkriegs oder auch die Revision der jakobinisch-marxistischen Interpretation der Französischen Revolution durch François Furet.
Eine in der anglo-amerikanischen Historiographie zum 17. Jh. allseits bekannte revisionistische Richtung lehnt weitgehend langfristige Kausalitäten und Konfliktpotentiale beim Ausbruch und bei der Entwicklung des Bürgerkriegs in den vierziger Jahren des 17. Jh.s in England ab. Der Begriff „Englische Revolution", wie er in der prärevisionistischen Geschichtsschreibung durchaus gängig war, wurde ebenso über Bord geworfen wie die Beschäftigung mit langfristigem sozialem und ökonomischem Wandel in den Hintergrund geriet. Stattdessen wurde, wie z. B. bei Conrad Russell[3], der Zusammenbruch des Politik- und Finanzsystems der Stuartmonarchie unter dem Einfluss von Inflation und stetig steigenden Militärausgaben minutiös untersucht.
Die Welle des Revisionismus hat längst ihren Höhepunkt überschritten; dem trägt Adamsons Essaysammlung Rechnung. In seiner Einführung komprimiert Adamson zentrale Entwicklungen und Problemstellungen der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema. Heute ist die wissenschaftliche Forschung und Debatte von einer neuen Unübersichtlichkeit geprägt, oder – wie es Adamson bezeichnet – von einer „Balkanisierung" des Untersuchungsgegenstandes bzw. des Themenkomplexes. Darunter wird auch die Abwesenheit einer Meistererzählung verstanden.
Mit einer Meistererzählung begann allerdings die moderne Geschichtsschreibung über die Krise der 1640er Jahre, nämlich

in den 1880er Jahren mit S. R. Gardiners „History of the Great Civil War, 1642–49“, dessen roter Faden die fortschrittliche Kraft des Protestantismus und die letztlich liberal-demokratischen Implikationen der puritanischen Revolution waren. Die Themen Gardiners waren durchaus vielfältig, und sie sind nie völlig verschwunden. Dazu gehört neben dem religiösen Aspekt des Konfliktes die „britische“ Frage, d. h. eine Geschichtsschreibung aus der englisch-schottisch-irischen Perspektive, der Perspektive der drei Königreiche. Diese Perspektive geriet zu Beginn des 20. Jh.s zu Gunsten der Probleme eines einheitlichen Nationalstaats ins Hintertreffen. Die Fragestellung Gardiners wurde von den revisionistischen Historikern ebenso wieder aufgegriffen wie die Fokussierung auf die religiöse Spaltung.

Stand bei Gardiner das fortschrittliche Parlament im Kampf gegen den König im Mittelpunkt, so sah R. H. Tawney in der puritanischen Gentry den revolutionären Protagonisten. Die von der Gentry geführte Revolution wurde in der ersten Hälfte des 20. Jh.s von Tawney, der sich auf die Soziologie Max Webers stützte, und später auch von Christopher Hill, der einen marxistischen Ansatz mitbrachte, als ökonomisches Fortschrittsmodell interpretiert.[4] Seit den dreißiger Jahren des 20. Jh.s wurde von anglo-amerikanischen Historikern – ganz gleich ob sie aus der Schule Webers, Tawneys oder des Marxismus kamen – die Strukturanalyse der reinen Narrativität vorgezogen.

Mit der Diskreditierung der Meistererzählung im Stil der Whig-Geschichtsschreibung oder der marxistisch und sozialistisch inspirierten Historiographie ist die Skepsis gegenüber einer alles erklärenden und umfassenden Theorie, gegenüber der Erklärung politischer Konflikte aus einer Ursache oder auf der Grundlage eines Erklärungsmodells wie Klasse, sozialer Wandel, politische Prinzipien oder religiöse Gegensätze gewachsen. Langfristiger sozialer oder ökonomischer Wandel geriet fast völlig aus dem Blickfeld einer ganzen Reihe Historiker einer neuen Generation, denen die Konzentration auf die Gentry und ihre sozialen und ökonomischen Interessen obsolet erschien.

In den siebziger Jahren hatten sich vor allem linke Historiker – auch im Zuge des Trends zur Alltags- und Lokalgeschichte – für die Radikalen des 17. Jh.s interessiert. Hatte es nach der Ära Gardiner eine Zuwendung zu Fragen einer einheitlichen Nation gegeben, so dominierte nun stärker der regionale und lokale Ansatz, die „county“-Perspektive. Ein anderer Trend ist der oben genannte Revisionismus, der ebenfalls die „grand narratives“ ablehnte, mit dieser Ablehnung aber einen eher konservativen Hang zur Verklärung des alten Regimes, eine Hervorhebung der Stabilität der alten Ordnung, verband. Die säkularen ideologischen Konflikte, auch Teil der Vorgeschichte der revolutionären Ereignisse in den vierziger Jahren, wurden ausgeklammert; der revolutionäre Charakter der Ereignisse in den Jahren 1640 und 1641 wurde verneint.[5] Wenn überhaupt von revolutionären Vorgängen ausgegangen wurde, dann frühestens für den Zeitraum ab Dezember 1648 mit „Pride’s Purge“. Aber wenn das Königreich so royalistisch und so aristokratisch war, wie von den Revisionisten geschildert, wie ist der Zusammenbruch des alten Regimes zu erklären. Auch kann die Religion nicht als einzige ideologische Kraft gelten, denn

woher kam der Republikanismus, wenn er keine Vorgeschichte hatte? Adamson geht basierend auf der neueren Forschungslage und wissenschaftlichen Debatte davon aus, dass sich der Konflikt (eventuell deutlich) früher entwickelte als von den Revisionisten, die noch den Spätsommer 1642 als frühesten Zeitraum annahmen, beschrieben. Auch kann von einer deutlich breiteren Basis und einer erkennbar aktiveren Haltung von Schichten unterhalb der Elite im revolutionären Lager ausgegangen werden.

David Scott und Anthony Milton gehen in ihren Beiträgen auf Fragen der royalistischen Politik, ein lange Zeit stark vernachlässigtes Feld der „Revolutionsforschung", ein. Milton, bezeichnet die religiöse Ausrichtung der royalistischen Seite als „a more shifting, dynamic and complex phenomenon" und bringt Beispiele für die Vielfältigkeit der religiösen Ausrichtung von Royalisten. Nach Miltons Ansicht ist Zweifel an der Festlegung der royalistischen Partei als der episkopalen Partei angebracht, wie auch hinterfragt werden kann, ob es sich tatsächlich um einen Religionskrieg gehandelt hat. Zwar war die Religion Gegenstand des Konfliktes, aber: „…the relationship between an individual's personal piety and his or her actions in the sphere of public affairs was often far from straightforwardly linear and causative" (S. 26).

Jason Peacey widmet sich in seinem Beitrag zum Parlament und seinen Parteien der Wahrnehmung in den Berichten von zeitgenössischen Kommentatoren, die Westminster als im Parteienkampf zerrissen schilderten. Ermöglicht durch das auf dem Fortschritt der Drucktechnik basierende Nachrichtenwesen und das im gesellschaftlichen Konflikt gewachsene Interesse an nationalen Angelegenheiten wurden das Parlament, seine Parteien und die parlamentarische Taktik zu einem wichtigen Gegenstand der Wahrnehmung im Land.

Jane Ohlmeyer beschäftigt sich mit dem Konzept der Ehre und seinem Einfluss auf politische und militärische Aktionen. Ein zentraler Aspekt ihres Beitrags ist der Zusammenhang zwischen dem Ehrenkodex und der religiösen Bindung.

Allan I. Macinnes berichtet über die Einbeziehung der Schotten in die britischen Angelegenheiten im Zeitraum 1638–1645. Zeitweise oblag ihnen nicht nur die praktische politische Führung auf den britischen Inseln, sondern sie verfügten auch über die ideologische Führerschaft: „The institution of the Committee of Both Kingdoms in February 1644 was the culmination of an alternative Scottish agenda for the British Isles which had commenced confrontationally with Scotland's constitutional defiance of Charles I in 1638 and was subsumed gradually by the splits among English Parliamentarians into the factions known as the Presbyterians and Independents from 1645" (S. 126). Die schottischen „Covenanters" brachten nach Macinnes Auffassung eine föderative, konstitutionalistische Perspektive in die politische Landschaft, die der gotischen („gothic") Perspektive englischer Parlamentarier, die sich auf das „common law" und die Überlegenheit des englischen Parlaments beriefen, entgegengesetzt war. Macinnes hat bereits in seinem Buch „The British Revolution, 1629–1660" eine integrierende, die Beiträge der Schotten und Iren berücksichtigende und den europäischen und transozeanischen Kontext

einbeziehende Geschichte der „britischen Revolution“ gefordert.[6] In diesem Buch stellt Macinnes die „gotische“ Perspektive als eindeutig anglozentrisch, der „britannischen“, der schottischen und der irischen gegenüber. Auch wenn Macinnes‘ begriffliches Instrumentarium in Bezug auf den Diskurs der Briten des 17. Jh.s nicht unbedingt überzeugt, die anglozentrische Perspektive hat zumindest in der britischen Geschichtswissenschaft weitgehend ausgedient. So schreibt Adamson in der Einleitung: „Without that wider, multiple-kingdoms dimension, at least during the 1640s and 1650s, any purely `English´ explanation is incomplete and necessarily flawed” (S. 29).

Clive Holmes führt in seinem Beitrag „Centre and locality in Civil-war England“ aus, wie gut informiert – der Druckkunst sei Dank – man in den einzelnen Landesteilen über politische Vorgänge im Zentrum war. Sein integrationistisches Modell erteilt einer „Revolt of the Provinces“, die John Morrill 1976 nahelegte, eine Absage. Er erklärt, dass auch lokale Anliegen in einer Sprache nationaler Identität und des „common law“ vorgebracht wurden und die Verfechter lokaler Interessen mithin in das komplexe, nationale Spiel der Politik eingebunden waren.

Erkennbar antirevisionistische Positionen bzw. Erkenntnisse enthält Ian Gentles Beitrag über die New Model Army unter dem Kommando von Sir Thomas Fairfax: Gentles wendet sich klar gegen das von Mark Kishlansky vorgebrachte Modell einer aus dem Geist der Konsenspolitik entstandenen New Model Army. Laut Gentles – der sich damit in Gesellschaft des überwiegenden Teils der neuesten Forschung sieht – waren bereits im Sommer 1643 die ersten Zeichen der Unzufriedenheit mit der militärischen Führung des Earl of Essex erkennbar, und es entbrannte ein heftiger Parteienstreit um die Frage der Kriegsführung: „Far from springing from a desire for ‚consensus‘ and unity, the new Model was a factional project from its outset, and at a legacy of division that lasted well into the late 1640s” (S. 182 f.).

Auch in der Frage der Einflussnahme der Londoner Radikalen, der Levellers, auf die Politisierung der Armee widerspricht Gentles Kishlansky, Morrill und anderen, die deren Bedeutung für die Radikalisierung der Armee minimiert hatten. Auch war nach Gentles der politische Horizont der radikalisierten Soldaten auf wesentlich abstraktere Forderungen wie politische Freiheit, Wahlrecht und soziale Gleichheit ausgerichtet, als es Kishlansky und andere annahmen, die den Fokus auf Fragen der Ehre, der Indemnität, von Sold und Pensionsansprüchen gerichtet hatten und damit von einem politisch beschränkteren Horizont der Soldaten ausgegangen waren. Die Frage, mit welcher Intensität und wann in der Armeeführung der Entschluss zur Hinrichtung Karls I. durchgesetzt wurde, vermag auch Gentles nicht abschließend zu beantworten. Er tendiert aber dazu, den Zeitpunkt der Entscheidung gegen Ende des Zweiten Bürgerkriegs, also in den Herbst des Jahres 1648, zu legen.

Während die Revisionisten den religiösen Grundzug des Radikalismus der Zeit des Bürgerkriegs und der Revolution überbetonten, ist es eine Aufgabe der Forschung, neben der Bibel den klassischen Republikanismus als eine weitere Quelle des Radikalismus zu berücksichtigen und die Wechselseitigkeit und Verbindung dieser beiden Ideenbereiche zu ergründen. Ein

drittes Feld ist der Rückgriff auf mittelalterliche Präzedenzfälle und den Mythos der „gotischen" Vergangenheit.
Philip Baker interpretiert den Radikalismus zu einem guten Teil als ökonomisch und politisch motivierte Attacke der „middling sort" gegen den Zehnten, gegen Monopole und übertriebene Steuern, auf Aspekte des Rechtssystems und auf die Privilegien des Hochadels und der Gentry. Grundsätzlich sieht Baker den Radikalismus aber als ein dynamisches und mannigfaltiges Phänomen, das sich auf alle gesellschaftlichen Schichten der britischen Inseln erstreckte. Ein radikales Anliegen war sowohl den konstitutionellen Innovationen der politischen Elite eigen wie auch dem mystisch inspirierten Kommunalismus der Diggers.
Die Debatte in der britischen und angloamerikanischen Geschichtswissenschaft über Bürgerkrieg und Revolution im 17. Jh. wird mit neuen und alten Fragestellungen weitergehen; mit dem vorliegenden Buch verfügen wir über eine kompetente Bestandsaufnahme.

Anmerkungen

1 Für den Forschungs- und Diskussionsstand bis in die neunziger Jahre des 20. Jh.s ist immer noch heranzuziehen R. C. Richardson, The Debate on the English Revolution, Manchester 1998³.
2 E. Traverso, Gebrauchsanleitung für die Vergangenheit. Geschichte, Erinnerung, Politik, Münster 2007, S. 95-105
3 C. Russell, The Fall of the British Monarchies, 1637–42, Oxford 1991.
4 D. Parker (Hrsg.), Ideology, Absolutism and the English Revolution. Debates of the British Communist Historians 1940–1956, London 2008. Leser, die die marxistische Debatte nachvollziehen möchten, können hier die Diskussionspapiere der Sektion zum 16. und 17. Jh. der berühmten „History Group of the Communist Party of Great Britain" studieren.
5 Das „Kurze Parlament" hatte dem König 1640 Finanzmittel verweigert und wurde daraufhin aufgelöst. Das bald darauf einberufene „Lange Parlament" griff in die Prärogativrechte des Monarchen ein und verweigerte dem König den Oberbefehl über das Heer gegen die aufständischen Iren. Karl I. wurde gezwungen, das Todesurteil gegen seinen Berater Strafford, der am 15. Mai 1641 hingerichtet wurde, zu unterschreiben.
6 A. I. Macinnes, The British Revolution, 1629–1660, Basingstoke 2005. Siehe meine Besprechung in Comparativ 16 (2006) 3, S. 124-130.

William Beik: A Social and Cultural History of Early Modern France, Cambridge: Cambridge University Press, 2009, 401 S.

Rezensiert von
Guido Braun, Bonn

Die angelsächsische Forschung befasste sich in den letzten drei Jahrzehnten intensiv mit der Sozial- und Kulturgeschichte Frankreichs in der Frühen Neuzeit. Dennoch sind Gesamtdarstellungen in englischer Sprache selten. Diese Lücke wird nun durch William Beik geschlossen, der nicht zuletzt durch seine Studien zu städtischen Protesten in Frankreich im 17. Jh. internationales Renommee erlangte. Der Begriff „Kultur" wird in Beiks jüngstem Buch im anthropologischen Sinne definiert und umfasst Verhaltensmuster, Weltvorstellungen und rituelle Praktiken („customary behaviour, belief systems, and ritual practices", xiv). Formen der „Hoch-"

oder „Elitenkultur“ wie bildende Kunst, Literatur und Philosophie werden entweder nur gestreift oder ausgeschlossen.
Die Kenntnis der politischen Geschichte Frankreichs setzt der Verfasser voraus. Zur Orientierung ist der Darstellung ein fünfseitiger Überblick über die allgemeine und die politische Geschichte angehängt. Aspekte der Wirtschaftsgeschichte werden nur insofern thematisiert, als sie mit der vom Verfasser vertretenen Konzeption von Gesellschafts- und anthropologisch ausgerichteter Kulturgeschichte in unmittelbarem Zusammenhang stehen.
Im Mittelpunkt der Darstellung steht die Alterität der Frühen Neuzeit. Beik unterstreicht die spezifischen Aspekte, durch die sich die frühneuzeitliche Welt von der heutigen unterscheidet, und versucht bewusst, die Frühe Neuzeit als Epoche sui generis und nicht als Weg zur Moderne zu beschreiben. Daraus ergibt sich hinsichtlich der Chronologie eine leichte Verschiebung der Grenzen der Frühen Neuzeit in das Spätmittelalter hinein und eine Straffung der Ausführungen zum 18. Jh.
Beik beginnt seine Darstellung mit der Zeit um 1400, während die Endphase des Ancien Régime seit 1700 nur ganz knapp abgehandelt wird. Im Zentrum stehen das 16. und das 17. Jh. als Kristallisationskern der besonderen, nicht zuletzt von einer vorherrschenden Adelskultur geprägten frühneuzeitlichen Gesellschaftsform, die nach Beik die Zeit zwischen 1400 und 1789 umfasste („the center of gravity of this distinctive society which spans the years from 1400 to 1789“, xv). Die Darstellung steht also unter der unzweideutig vorweggeschickten Prämisse, dass das Spezifikum der frühneuzeitlichen Gesellschaft und Kultur ihre exotische Fremdheit, nicht ihre Verbindung zur Moderne war. Das Buch ist in zwölf thematische Kapitel unterteilt. In den ersten beiden Kapiteln behandelt es den ländlichen Raum, Landwirtschaft und dörfliche Lebenswelten sowie Herrschaftsformen. Die folgenden sechs Kapitel befassen sich mit dem Adel, Gesellschaft und Kultur der Städte, Monarchie und Amtsadel, Kirche und Religion, Kriegswesen und Armee sowie sozialen Bindungen und sozialem Protest. Die Kapitel 9 und 10 sind den „traditionellen“ Mentalitäten und Identitäten sowie der Erziehung und der Herausbildung neuer Identitäten („emerging identities“, 289) gewidmet, zu denen Beik namentlich den Jansenismus mit seinen herrschafts- und gesellschaftskritischen Implikationen zählt. Kapitel 11 und 12 beschäftigen sich mit der höfischen Gesellschaft bzw. mit der „letzten Blüte“ („last bloom“, 342) der Aristokratie und den progressiven Kräften („forces of change“, ebd.) im Kontext der Industriellen und sich ankündigenden politischen Revolution.
Konkret und prägnant werden Lebensumstände und Lebensweise der französischen Bevölkerung des Ancien Régime geschildert. Von der spartanischen Einrichtung der Bauernstuben um 1600 bis zum Hof der französischen Könige werden Gesellschaft und Kultur in ihren verschiedenen Facetten dadurch sehr anschaulich dargestellt.
Beik veranschaulicht seine Darstellung durch prägnant ausgewählte Quellenzitate, gibt jedoch nur ausnahmsweise weiterführende Quelleneditionen an. Das Buch ist durch 40 Karten, Abbildungen (s/w) und Tabellen reich illustriert und bietet dadurch gerade dem Studierenden und dem interessierten Laien einen guten

ersten visuellen Eindruck von wichtigen Quellengattungen.

Zu den großen Verdiensten des Buches gehört es, die Heterogenität, Vielschichtigkeit und zum Teil auch Widersprüchlichkeit zu verdeutlichen, welche die kulturelle Entwicklung der Regionen und Bevölkerungsgruppen prägte, die durch das Band der französischen Monarchie zusammengehalten und erst sehr allmählich und nicht vollständig in Richtung auf eine zentralisierte Einheit umgeformt wurden. Eine französische Identität („concept of Frenchness", 8) musste sich über die Jahrhunderte ausbilden – ihr entsprach zu Beginn der Frühen Neuzeit keine klar abgegrenzte kulturelle und sprachliche Realität.

Das Buch korrigiert bisweilen überholte Forschungspositionen wie die These fehlender elterlicher Emotionalität gegenüber ihren Kindern (Philippe Ariès) oder zur unterschätzten Rolle der Frauen in der städtischen Arbeitswelt und deutet ferner gewisse Forschungsdebatten wie die von Wirtschaftshistorikern kontrovers diskutierte (und von Beik verneinte) Frage nach möglichen Parallelitäten in der Entwicklung der französischen und der englischen Landwirtschaft im 18. Jh. an. Es bietet jedoch keinen fundierten Einblick in die Forschungsdiskussion. Der Verfasser strebt bewusst eine kohärente Darstellung („consistent view", xv) an und überlässt es ausdrücklich seinem Leser, alternative Ansätze und Interpretationen bei der Lektüre der angegebenen weiterführenden Literatur zu entdecken.

Beik führt ausschließlich englische Titel und einige wichtigere (treffend ausgewählte) französische Werke an. Dies mag den Lesegewohnheiten vieler angelsächsischer Studierender und den Präferenzen des Verlages entsprechen – zumindest die Tatsache, dass auch in anderen Sprachen eine Forschung zum Thema existiert und wahrgenommen zu werden verdient, hätte gleichwohl erwähnt werden können. Norbert Elias wird mit seinem „Prozess der Zivilisation" zumindest in englischer Übersetzung genannt – die sich um Elias' Werke rankende intensive deutschsprachige Forschung wird dagegen völlig ausgeblendet. Habermas' Name wird im Zusammenhang mit dem „rise of the public sphere" (351) erwähnt, allerdings ohne Literaturangabe. Auch wenn Beik auf das Konzept der Sozialdisziplinierung rekurriert, werden die nicht-englischen Forschungsbeiträge ignoriert, sodass gewissermaßen als ‚Erfinder' des „social disciplining" (255) Ronald Po-Tsia erscheint.

Hinsichtlich des Kulturverständnisses ist anzumerken, dass Beik sich zwar vom dichotomischen Konzept einer von der „Elitenkultur" strikt getrennten „Volkskultur", wie es in den vergangenen Jahrzehnten unter anderem von dem französischen Historiker Robert Muchembled vertreten wurde, distanziert. Die Kritik an diesem Konzept beschränkt sich aber auf seine Relativierung durch das Konstatieren einer Reihe von Gemeinsamkeiten und Parallelen im Weltbild und in den Wertvorstellungen der Eliten und namentlich des Adels auf der einen und des gemeinen Volks, insbesondere der breiten Mehrheit der Landbewohner („the vast rural majority", 256) auf der anderen Seite. Zwar werden mit Peter Burke / Michel Foucault und Norbert Elias alternative (ebenfalls ältere) Interpretationen des Verhältnisses von „Volks-" und „Elitenkultur" in der Frühneuzeit vorgestellt, aber trotz der

von Beik geforderten, gegenüber diesen drei Modellen differenzierteren Analyse dürfte sich der Leser vor allem in den kulturgeschichtlichen Kapiteln 9 und 10 stellenweise in die in den 1970er- und 1980er-Jahren geführten Diskussionen zurückversetzt fühlen. „Volkskultur" wird als Summe traditioneller Vorstellungen und Verhaltensformen und das „Volk" weitgehend als Gegenstand obrigkeitlicher sozialer Kontrolle und von den Eliten ausgehender Akkulturation verstanden. Allein in den Werken Rabelais' und La Fontaines deutet Beik beiläufig in wenigen Zeilen Elemente volkstümlicher Provenienz an. Immerhin folgt er ausdrücklich nicht der zugespitzten These hermetisch voneinander getrennter Kulturen. Eine veritable neue kulturgeschichtliche Perspektive vermag der Verfasser hier jedoch nicht zu eröffnen.

Ferner sind in einer vier Jahrhunderte umspannenden Überblicksdarstellung gelegentliche kleinere sachliche Ungenauigkeiten fast unvermeidlich. Es wäre zu wünschen, dass in einer eventuellen Neuauflage die Bemerkung, Karl V. habe das Heilige Römische Reich geerbt („inherited", 367), korrigiert würde.

Zusammenfassend betrachtet handelt es sich um eine konzise, eingängig geschriebene und illustrativ ansprechende Überblicksdarstellung, die jedoch durch die inhaltlichen und formalen Beschränkungen, die sich der Verfasser selbst auferlegt und im Vorwort auch klar offenlegt, weder den Forschenden und Lehrenden noch den deutschen Studierenden ganz zufriedenstellen dürfte. Dennoch vermag das Buch innerhalb des dort abgegrenzten Rahmens zu überzeugen und bietet unter Berücksichtigung dieser Prämissen in der Tat eine kohärente, faktenreiche, differenziert argumentierende und ausgewogene Darstellung von Gesellschaft und Kultur Frankreichs in der Frühen Neuzeit.

Christian Büschges / Joana Pfaff-Czarecka (Hrsg.): Die Ethnisierung des Politischen. Identitätspolitiken in Lateinamerika, Asien und den USA, Campus: Frankfurt a. M. / New York 2007, 309 S.

Rezensiert von
Carla Schraml, Marburg

Die Überlegungen zum Sammelband ‚Die Ethnisierung des Politischen. Identitätspolitiken in Lateinamerika, Asien und den USA' (2007) dienen dazu aufzuzeigen, wie unterschiedlich die Frage „Wer ethnisiert?"[1] beantwortet wird, die sich mit Relevanz und Salienz von Ethnizität in der Politik auseinandersetzt.[2] Zur Beantwortung eben dieser Frage wird teilweise in instrumentalistischer Tradition nach den Motivationen der politischen Akteure, häufig der Elite, gefragt (Brass 1991, Chazan 1988). Andere Argumentationen fokussieren strukturelle Komponenten und betrachten Diskriminierung und Ungleichheit als Ursache für die Salienz ethnischer Konfliktlinien (Hechter 1975, Horowitz 1985). Wiederum andere versuchen in einer diskurstheoretischen Perspektive dominante (ethnische) Interpretationsweisen sozialer Ungleichheit aufzuzeigen

und Vorstellungen von (politisierter) Ethnizität in spezifische zeitgeschichtliche Kontexte zu verorten (Calhoun 1993). Hierbei gibt es Ansätze, die die Sprecher und ihre Position im machtpolitischen Raum für relevant erachten (Brubaker 2004), andere begreifen bestimmte (ethnische) Erzählungen als überindividuelle, gesamtgesellschaftlich dominante Interpretationsmuster (Laitin / Faeron 2000: 851). Viele empirische Studien vollziehen ohne eine explizite methodologisch-theoretische Perspektive, also ohne genau zu sagen „Wer ethnisiert?", im historischen Verlauf nach, das ethnische Konfliktlinien eine prominente politische Rolle erlangten (Chazan 1982, Lemarchand 2004).

Der hier besprochene Sammelband nimmt zunächst eine diskurstheoretische Perspektive ein, aus der untersucht werden soll, „wie Rechte auf politische Partizipation diskursiv und performativ ausgehandelt werden" (S. 12). Es wird also „die Bedeutung ethnischer Semantiken für die Inklusions- und Exklusionsprozesse im Raum des Politischen" betrachtet (S. 12) Letztendlich finden die Beiträge nicht immer eine aus dieser Perspektive konsistente Antwort auf die Frage „Wer ethnisiert?". Vor allem die Beschreibungen als wissenschaftlicher Beobachter werden selten als eine – wenn auch dominante – Interpretationsformel betrachtet, die durch diese Beschreibungen wiederum (re)produziert wird. Darüber hinaus gehend wird hinsichtlich der Frage ‚Wer ethnisiert' in einem Teil der Beiträge die Rolle verschiedener Akteure ungleich bewertet: Sie stellen trotz ähnlichen politischen Anspruchsformulierungen unter Bezugnahme auf Ethnizität von Seiten der politischen Akteure nicht für alle gleichermaßen eine Ethnisierung des Politischen fest. Ethnisierung des Politischen wird teilweise nicht im Sinne Wimmers (1997) oder Calhouns (1993) als der politischen Organisationsform des modernen Nationalstaates inhärent und damit als potentielles und sehr wirkungsmächtiges Legitimationsmuster verstanden. Büschges und Pfaff-Czarnecka definieren wie folgt: „ethnische Identitäten [werden], in verschiedenen historischen Konjunkturen, Teil des politischen Raums (das heißt politisiert)" (9). Dennoch stellt der Sammelband vor allem für die außereuropäische Welt fest, dass Ethnizität eine wichtige Ressource geworden ist, um „politische Ansprüche zu legitimieren und durchzusetzen" (S. 8).

Begreift man politisierte Ethnizität als etwas der Moderne und unserer Denkweise als moderne Menschen Inhärentes, wird deutlicher wie schwierig – auch als vermeintlicher Beobachter – es ist, sich von einer scheinbar so natürlich erscheinenden Argumentation zu lösen, wie z. B. dass ‚Indigene' politisch repräsentiert werden müssen. Die Reflektion über die ideengeschichtlich bedingte Verbindung zwischen Ethnizität und Politik und ihre Rolle als Träger dieses Diskurses lassen manche Beiträge stärker vermissen als andere.

Claudia Haake beschreibt am Beispiel der Delawaren und der Schaffung des ‚Indian Law' in den USA die Ethnisierung eines limitierten legalen Forums, die mit einer De-ethnisierung des Politischen einhergeht. Die Forderung der Indianer nach politischer Selbstbestimmung erscheint in dieser Beschreibung eher als schon fast selbstverständliche Konsequenz dieser Geschichte und erfasst sie weniger als ethnisierende Akteure, die durch Bezugnahme auf ihre Indigenität politische Rechte einfordern, wie z. B. ‚self-determination'.

Aus einer diskursanalytischen Perspektive betrachtet, wäre der Beitrag vollständiger erschienen, wenn eine solche Artikulation seitens der Akteure wie auch die eigenen Beobachtungen, die diese Artikulation als natürlich beschreiben, ebenfalls als Ethnisierung des Politischen begriffen worden wären. Das gilt auch für Fragestellungen, wie „Warum die Indianer als Indianer unsichtbar bleiben?" und „Warum es dort wo die Indianer zum Thema werden, meistens um etwas ganz anders geht?" (S. 85), die Ulrich Mücke in seinem Beitrag zu den „Unsichtbaren Indios" in Peru aufwirft. Denn hier wird impliziert, dass es eigentlich, d. h. gemäß unserer inhärent politisierten Vorstellung von Ethnizität, anders sein müsste und Indianer – als eigentliche Ureinwohner verstanden – als solche auch politisch repräsentiert sein müssten. Die Beschreibung der Wahlen der Präsidenten Perus als zunehmende Ethnisierung, ohne dass dabei klar wird worauf diese Interpretation Mückes fußt, reproduziert eine essentialistische und dadurch scheinbar selbsterklärende Verbindung zwischen Ethnizität und politischer Repräsentation. Auf ähnliche Weise scheint der Beitrag „Politische Gemeinschaften und indigene Proteste" von Olaf Kaltmeier essentialistische Vorstellungen von Ethnizität und Politik zu befördern. Er beschreibt unterschiedliche (kommunale, nationale, transnationale) Ebenen und Motive ‚indigener Gemeinschaften' in Lateinamerika. Die Interessenartikulation von Seiten dieser Akteure weist aber „weit über die eigene, indigene Gruppe hinaus, Forderungen anderer subalterner Gruppen" werden dabei aufgegriffen (S. 204). Einerseits wird die Differenzierung der ‚indigenas' Bewegung beschrieben, andererseits wird sie weiterhin so benannt, und damit eine ethnische Beschreibung des Politischen reproduziert. Der Beitrag zu „Indianische Heilkunde im politischen Raum" von Michael Knipper beschreibt die interessante Entwicklung einer zunehmenden Ethnisierung der Medizin in Zusammenhang und Wechselwirkung mit Ethnisierung des Politischen in Ecuador. Die in der vorliegenden Besprechung aufgeworfene Frage nach „Wer ethnisiert", die politischen Eliten (S. 245) oder aber überindividuelle diskursiven Logiken, bleibt dabei ungeklärt. Martin Gaenszle hingegen schreibt die Entwicklung der Kiranti Sprachbewegung zu Beginn des 20. Jh.s in Ostnepal – verstanden als eine ethnische Widerstandsbewegung – vor allem einem religiösen Führern, Phalgunanda, zu. Obwohl die Instrumentalisierung der Sprache zunächst in den Vordergrund gerückt wird, konzentriert sich der Beitrag stark auf die Biographie Phalgunandas und zitiert zwischendurch historische Rahmenbedingungen der Bewegung, so dass auch hier die angenommenen Zusammenhänge hinsichtlich der Frage „Wer ethnisiert" uneindeutig bleiben.

Der Beitrag „Ethnisierung und De-ethnisierung des Politischen" von Pfaff-Czarnecka, Büschges, Friso Hecker und Kaltmeier versteht hingegen Ethnisierung als eine Form bestehende soziale Ungleichheit und Vorstellungen von politischer Repräsentanz im politischen Raum zu thematisieren. Der Beitrag rekonstruiert wie diese Form, die Ethnisierung, in Nepal und Ecuador seit den 1990er Jahren – auch aufgrund bestimmter Möglichkeitsstrukturen – im politischen Feld zugenommen hat. Ergänzend weisen die Autoren darauf hin, dass exklusive auf Ethnizität bezogenen politische Forderungen (wie auch der Na-

tionalstaat selbst), einerseits mit demokratischen, universellen Ansprüchen konform gehen, auf ihnen basieren und sie ermöglich, ihnen aber andererseits (durch Exklusion) widersprechen (S. 21). Auf ähnliche Weise versteht Stephan Scheuzger „den ethnischen Diskurs" als „eine zusätzliche Identitätsoption in der politischen Auseinandersetzung" (S. 167) (neben u. a. Klassenidentitäten), die in den 1970er Jahren in Mexiko erstarkte. Aus diskustheoretischer Sicht weiterhin konsistent erweitert der Beitrag von Sebastian Thies über die Identitätspolitiken indigener Intellektueller in Mexiko den Fokus hinsichtlich der Beantwortung der Frage „Wer ethnisiert?". Sowohl ‚indigenas' als auch die europäische und später mestizische Führungsschicht werden als Akteure verstanden, die „symbolische Kapital des Ethnischen als verfügbare „Verhandlungsmasse" strategisch in identitäre und politische Aushandlungsprozesse" einbringen (S. 111). Auf ähnlich Weise sieht Wolfgang Gabbert die Ausbreitung ethnischer Diskurse in unterschiedlichen Zeiten in der Geschichte Mexikos sowohl „von oben" als auch „von unten", d. h. sowohl von Seiten des Staates als auch von der indigenen Bildungselite und indianischen Bauernorganisationen (S. 164) vorangetrieben. Diese Diskurse sind Ausdruck von (und nehmen Bezug auf) einem dominanten, „bis in den letzen Winkel der Welt" (ebd.) ausgebreiteten Nationalstaatsmodell: „Sowohl die Nationalismen der etablierten Staaten als auch die Ideologien der ethnischen Bewegungen beruhen auf derselben westlichen Vorstellung" (ebd.). „Die Wahrheitskommissionen in Guatemala und Peru" werden von Anika Oettler hinsichtlich ihres performativen Charakters betrachtet. Die Analyse kommt zu dem interessanten Schluss, dass in beiden Fällen „die blutigen Konflikte des 20. Jh.s ethnisiert [wurden], um damit zu einer De-ethnisierung der politischen Zukunft beizutragen" (S. 283). In diesen Beiträgen werden politische Ansprüche, die in Bezugnahme auf Ethnizität legitimiert und begründet werden als (Re)produktion von Ethnisierung des Politischen verstanden und die Frage nach „Wer ethnisiert?" aus einer diskurstheoretischen Sicht einerseits breiter andererseits methodisch-theoretisch konsistenter beantwortet. Dieser eingenommene und durchgehaltene Fokus, lässt die Thematisierung von Komplexität wiederum zu: Sowohl auf den unterschiedlichen de- und ethnisierenden Einfluss eines Akteurs, wie Oettler es tut, als auch auf den Beitrag wissenschaftlicher Akteure „die politische Ressource der Ethnizität aufzubauen" (S. 168), wie Scheuzger das tut, oder auf die Exklusion durch Inklusion, wie Pfaff-Czarnecka, Büschges, Hecker und Kaltmeier das tun, kann verwiesen werden.

Rez. hat diesen vornehmlich auf die Beantwortung der Frage „Wer ethnisiert?" hin gelesen – auch deshalb, weil die gesamte Diskussion um Politisierung von Ethnizität theoretische Explikation vermissen lässt und die angenommenen (strukturellen) Zusammenhänge und (diskursiven) Logiken häufig implizit bleiben. In diesem Zusammenhang ist diese Lesart der Beiträge als ein Hinweis sowohl auf die noch zu leistende als auch schon geleistete theoretische Arbeit zu verstehen. Auch wenn die Frage „Wer ethnisiert? nicht immer konsistent beantwortet wird, liefern alle Beiträge detaillierte und sehr informierte Beschreibungen der politischen Geschichte von Ländern Lateinamerikas, Asien und

den USA. Lesern, die sich für die Sichtweisen von Experten auf die politische Geschichte ausgewählter Länder sowie für methodisch-theoretische Problematik von Ethnisierung des Politischen interessieren, ist die Lektüre des Sammelbandes zu empfehlen.

Anmerkungen:

1 Selbst die Fragestellung eignet sich nicht gleichermaßen für die Beschreibung aller theoretischen Perspektiven. Je nach diskursanalytischem Verständnis lässt sich diese Frage aus dieser Perspektive überhaupt nicht beantworten. Die Fragestellung wird dennoch hier verwendet, um auf genau diese Unterschiede aufmerksam zu machen.

2 Im Folgenden wird auf diesen Diskussionszusammenhang mit ‚Politisierung von Ethnizität' Bezug genommen, ohne dass alle Autoren ihre Diskussionsbeiträge selbst so benennen würden.

Philip Graf: Die Bernheim Petition 1933. Jüdische Politik in der Zwischenkriegszeit (= Schriften des Simon-Dubnow Instituts Bd. 10), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2008, 342 S.

Rezensiert von
Natan Sznaider, Tel-Aviv

Philip Graf has written an important book about the theory and praxis of Jewish politics. On first sight, this is a very detailed study about a very particular case of Jewish politics which occurred in 1933 just after the Nazis seized power. The book deals in detail with what is called "The Bernheim Petition." This was a petition submitted to the League of Nations in May 1933. Franz Bernheim – the official signature on the petition – was a Jew of Upper Silesia, which was a part of Germany covered by the minority rights system put into motion at the League of Nations as part of the new order following the end of World War I. The petition was drafted by a group of Jewish trans-national diplomats working for Jewish organizations like Leo Motzkin, Nathan Feinberg, Emil Margulies and others. These were representatives of a liberal version of Jewish nationalism trying to combine Zionist aspirations on the one hand and minority rights for Jews in the diaspora on the other one. Graf reconstructs these efforts and situates them in a larger political context of what it means to be acting in the name of the Jews.

For some few weeks in 1933, it looked like Nazi Germany could be countered by the international system of the League of Nations. More than that, the specific case study serves Graf to discuss the deeper meaning of the term "Jewish Politics" and he succeeds to explore the ethnic particular case studies in order to discuss the transition from a system of minority rights to one of human rights (following the end of World War II after 1945). Thus Graf succeeds to write Jewish history as general history, which, of course is part of the intellectual self-understanding of the Simon-Dubnow Institute in Leipzig, of which Graf is part of. His study shows how the particular Jewish contribution for the protection of fellow Jews is part of a larger effort of what will much later be called efforts of Non-Governmental Organizations (NGOs) to fight for the rights of other people.

The book is written not as a teleological story of failure of a few naïve Jewish dip-

lomats who believed that the Nazi attack on the Jews could have been countered by international legal arrangements. The book is written from the point of view of 1933 (and not 1945) and this is exactly its strength. It gives, therefore, enough intellectual and political space for those Jewish actors who in 1933 believed that something can be done against Hitler and that Jews are not helpless victims but have the international legal order – like the minority rights system – on their side. It is a book about a time which starts in 1919 and ends in 1933 – a short interval after the fall of the European empires and the rise of Nazi Germany. And Graf succeeds in reconstructing this time which is usually over-shadowed, and how it cannot be, by the year 1945. Graf reconstructs step by step how the principal actors operated, how they had to maneuver the interests of sovereign states but not only that, how they had to maneuver between different Jewish self-perceptions. Should Jews fight as a Jewish collective? And would the demand for minority rights for German Jews not turn them automatically into Jews in Germany and re-enforce Nazi perceptions that Jews are a minority and not part of the German nation? The Nazi persecution of the Jews laid wide open the internal Jewish divisions between a Western European model of assimilation and an Eastern European understanding of collective fate.

That is why it is no co-incidence that the intellectual spirit of Hannah Arendt is hovering over this book. Arendt was constantly concerned about the possibility of Jewish political action, which she also could conceive outside the nation state. And she wrote extensively about minority and human rights. As Arendt observed in her "The Origins of Totalitarianism" (and Graf takes this as his point of departure), the greater ties between nation and state were further sanctioned in the aftermath of World War I when, after the collapse of the Habsburg and Ottoman empires in Central and Southern Europe, ethnic minorities sought state protection. The collapse of the European order created a new category of people, the ethnic minority living in midst of a nation-state's borders. When the nation state (a Western principle) was introduced in the former territories of 19th century empires throughout Eastern, Central and Southern Europe, the existence of large contingents of minorities became inevitable. This becomes crucial for the fate of the Jews, the minority group par excellence, in this region. A system of protection was imposed on these new states – a feature resented from the start by new entities such as Poland and Czechoslovakia. This is the background for the Bernheim Petition. The rights of minorities were not protected by national states, but rather by a newly constituted international institution, the League of Nations, which was envisioned as an international utopia based on the equality of nations under international law. The minority rights protections system contained a moral impetus, namely the desire to make international relations conform to a higher morality rather than be governed by amorality. But as the Jews had to find out rather quickly, the primacy of national sovereignty trumped the rights of minorities and the League of Nations had few instruments to enforce compliance of any sort. As Arendt put it: "The nation had conquered the state." Behind this lies a clear-cut notion of sovereignty which does not allow for external restraints

to dictate how states should regulate their internal affairs. For Arendt this also meant that Jews had to take their protection into their own hands. In 1964, she told the German journalist, Gunter Gaus in an interview that "if one is attacked as a Jew, one has to defend oneself as a Jew. Not as a German, not as a world-citizen, not as an upholder of the Rights of Man, or whatever. But: What can I specifically do as a Jew?"

Graf's book is an attempt to answer this still relevant question. He shows the reader the work of the Parisian Comite des Delegations Juives, a delegation of Jewish representatives which came to Paris in 1919 to represent Jewish demands for minority rights. In the period before World War II, Jews constantly experienced the tension between universalism and particularism. Jews had to be diplomats without a country, paradigmatically defining a kind of de-territorialized politics of rights. The end of World War I meant constant threats for the Jews as an ethnic minority in times of nation state formation. This threat to Jewish existence has now largely vanished from the memory of the Jews and others, subsumed by memories of World War II. The Jews as a collective became Europe's paradigmatic minority. However the international system created in 1919 could not protect them from the atrocities and their destruction experienced only two decades later. This tremendous failure of minority protection became one of the more significant catalysts for the Human Rights Regime to emerge out of the ruins of World War II. It was a particular memory of a particular group, which became constitutive of an entire rights consciousness after World War II. Graf has done well to show that minority rights are no heroic pre-cursor to what is called today "human rights" and that the framer of the Bernheim Petition were, therefore, no precursors to human rights activist. Minority and human rights are two different things. Graf's study shows clearly that debates on minority rights must be grounded in history and concrete events. If we do not want to confuse debates on minority and human rights, we have to avoid a-historical considerations that treat minorities in abstract and/or structural terms. This is why Graf's study is not only important to students of Jewish history, but also to students interested in the emergence of the current human rights system and its historical connections to the minority rights system of the time between 1919 and 1933.

Holger Stoecker: Afrikawissenschaften in Berlin von 1919 bis 1945. Zur Geschichte und Topographie eines wissenschaftlichen Netzwerkes, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2008, 359 S.

Rezensiert von
Katja Geisenhainer, Leipzig

Mit dem im vergangenen Jahr erschienenen Werk von Holger Stoecker liegt nun ein beachtlicher Meilenstein in der Erforschung der Geschichte der deutschen Afrikawissenschaften vor. Stoecker, Historiker und Mitarbeiter am Seminar für Afrikawissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin, hat mit der vorliegenden Arbeit

2006 an der Philosophischen Fakultät der Berliner Humboldt-Universität promoviert und die Dissertationsschrift für die Publikation leicht überarbeitet und ergänzt. Auf der Basis von umfangreichem Dokumentenmaterial, das er in zahlreichen Archiven in Deutschland, Großbritannien, Südafrika, in der Schweiz und den USA ausgewertet hat, unter Heranziehung umfassender Primär- und Sekundärliteratur sowie unter Bezugnahme auf zwei Interviews, darunter mit dem 2003 verstorbenen Afrikanisten Ernst Dammann, geht der Autor aus von der Frage „nach der akademischen Ordnung des Wissens in der Metropole des Deutschen Reiches und nach dem Platz, den Afrika als Forschungsgegenstand in der metropolitanen akademischen Ordnung in der Zwischenkriegszeit einnahm. Mit welchen Argumenten fochten Vertreter dieses Wissens, die Afrikanisten, und ihre Partner in Kolonialloby und Wissenschaftspolitik um die Sicherung und den Ausbau der Afrikanistik in dieser Ordnung?“ (S. 12). Anhand von vier Fragekomplexen, und zwar nach Theorie und Innovation, Personalia, Wissenschaft und Politik sowie nach Organisationsformen, analysiert Holger Stoecker die afrikanistische scientific community in Berlin zur Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus. Er verfolgt bewusst eine multiperspektivische Herangehensweise und hebt sich damit von den Studien ab, die die Geschichte der Afrikaforschung binnenwissenschaftlich, d. h. weitgehend unter Ausschluss der gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen schildern.

Das Buch beginnt mit einer gründlichen Einführung in die Thematik und den Aufbau der Arbeit, um dann im Kapitel 2 auf die politischen und wissenschaftlichen Rahmenbedingungen einzugehen, die die Institutionalisierung einer afrikabezogenen Wissenschaft in Berlin ermöglichten. Dabei geht Holger Stoecker auch in das 19. Jahrhundert zurück und beschreibt Berlin nicht nur als Wissenschaftsstandort, sondern auch als bedeutendstes „politisch-administrative(s) Zentrum des deutschen Kolonialimperialismus“ (S. 24), zwei Sachverhalte, die Berlin – neben Hamburg – besonders interessant für eine wissenschaftshistorische Behandlung der Afrikanistik machen.

Im darauf folgenden Kapitel stehen afrikabezogene universitäre Veranstaltungen in Berlin im Zentrum. Von besonderer Bedeutung war hier das 1887 gegründete Seminar für Orientalische Sprachen an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, wenngleich sich schon vor 1887 Gelehrte unterschiedlicher Disziplinen mit dem afrikanischen Kontinent, bevorzugt mit seinen Sprachen befasst hatten. Parallel zu den hier detailliert geschilderten Reformdebatten nach Ende des Ersten Weltkrieges um die Abwicklung der Afrikanistik an jenem Seminar wurden Dietrich Westermann und Martin Heepe als Professoren für afrikanische Sprachen an der Philosophischen Fakultät der Berliner Universität eingesetzt. Was zunächst wie eine „Reduzierung der Afrika-Studien“ (S. 68) in der Reichshauptstadt aussah, entpuppte sich jedoch als Beginn der Etablierung der Afrikawissenschaften in Berlin, wenngleich die Gründung eines eigenen Afrika-Instituts zunächst ausblieb. Berlin war als Großstadt auch Anlaufstelle für Afrikaner, die aus unterschiedlichen Gründen nach Deutschland kamen und einerseits mitunter die Lehre afrikanischer

Sprachen unterstützten, andererseits aber auch oft genug selbst als Forschungsobjekt dienten. Lautforschungen und Sprachaufnahmen in Berlin bzw. von Berlin ausgehend erhalten in dem vorliegenden Band eine ausführliche kritische Behandlung. Aufschlussreich sind gleichfalls Stoeckers Schilderungen der „Sprachaufnahmen unter afrikanischen Kriegsgefangenen" während des Zweiten Weltkrieges in Frankreich.

Im vierten Kapitel werden die „Berliner Afrikawissenschaften im nationalen und internationalen Kontext" behandelt. Zunächst wird aufgezeigt, inwiefern die Afrikaforschung in Berlin Förderung durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft bzw. die Deutsche Forschungsgemeinschaft erfahren hat, welche in¬stitutionellen Strukturen dabei eine Rolle spielten und welche Personen hier im Falle der Afrikanistik entscheidungsbefugt waren. Mit dem Verlust der deutschen Kolonien wurde deutschen Wissenschaftlern das Reisen nach Afrika wesentlich erschwert bzw. konnten keine Posten mehr im Kolonialdienst angestrebt werden. Während sich dem Leser der Vergleich zur Ethnologie aufdrängt, wo sich in jener Phase eine Reihe von Völkerkundlern vielfach auf europäische und / oder deutsche Bevölkerungsgruppen konzentrierten, zeigt Holger Stoecker im Falle der Afrikanistik auf, dass in Folge des Verlustes der Kolonien ein „Prozess der wissenschaftlichen Professionalisierung" einsetzte und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft bzw. die Deutsche Forschungsgemeinschaft zu dieser „Professionalisierung und Akademisierung der Afrikaforschung" beigetragen hatte (S. 161), indem sie Afrikaforscher bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten unterstützte. Für die Afrikaforschung nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa war gleichfalls das „International Institute of African Languages and Cultures" (IAI) in London von großer Bedeutung, dem der nächste Abschnitt gewidmet ist. Besonders hervorzuheben sei hier der geschichtliche Überblick über die Gründung und weitere Entwicklung des IAI, da eine aktuelle und umfassende Darstellung der Geschichte des IAI noch aussteht. Holger Stoecker hat diesbezüglich gewiss eine Grundlage für weitere Studien geschaffen. Im weiteren Verlauf dieses Abschnitts werden u. a. Struktur und Anliegen des IAI sowie Art der Finanzierung und Förderung dargestellt, aber auch wie sich deutsche Afrikaforscher je nach Adressat nationalistisch gaben oder international ausgerichtet zeigten. Wie ein roter Faden zieht sich durch die Darstellung der Geschichte der Ber¬liner Afrikanistik die Bedeutung der „kolonialen Frage", die auch für die Afrikaforschung anderer europäischer Kolonialmächte von höchster Relevanz war, in Deutschland jedoch aufgrund des Verlustes der Kolonien und der zeitweise großen Hoffnung auf Rückgewinnung einen anderen Charakter hatte. Holger Stoecker widmet der Frage, „mit welchen Argumenten Berliner Afrikawissenschaftler sich am kolonialen Diskurs beteiligten", das 5. Kapitel und stellt der pro-kolonialen Argumentation von Westermann das Dekolonisierungskonzept des Berliner Wirtschaftswissenschaftlers Moritz Julius Bonn gegenüber. Auf den Beginn des Nationalsozialismus reagierten, so Holger Stoecker, Berliner Afrikanisten zunächst gar nicht, stellten sich jedoch mit der zunehmenden Aussicht auf Rückgewinnung der Kolonien hinter das

Regime. Gleichzeitig muss¬ten von ihnen Charlotte Leubuscher, Leonhard Adam, Erich Moritz von Hornborstel, Eugen Mittwoch aufgrund der antisemitischen Gesetzgebung und Paul Kirchoff aus politischen Gründen emigrieren.

Verhältnismäßig umfangreich ist das 6. Kapitel „Die Berliner Afrikawissenschaften im Zweiten Weltkrieg", das mit Westermanns Eintritt in die Preussische Akademie der Wissenschaften beginnt, einem „vorläufigen Höhepunkt im Prozess der akademischen Etablierung der Afrikanistik in Deutschland" (S. 238). Westermann setzte sich aber auch hier für die koloniale Frage und die Gründung einer entsprechenden Kommission ein. Für das kolonialpolitische Engagement deutscher Wissenschaftler war jedoch die 1940 gegründete Kolonialwissenschaftliche Abteilung (KWA), „ein staatlich-parteiamtliches Joint Venture des 1937 gegründeten Reichsforschungsrates und des kolonialpolitischen Amtes" von größerer Bedeutung (S. 254). Das „institutionelle Wirrwarr" (S. 257), die personellen Verflechtungen um das KWA sowie sein wissenschaftliches Programm und die entsprechenden Projekte erfahren in dem vorliegenden Werk eine ausführliche Darstellung. Stoecker bezeichnet die KWA als ein „NS-typisches Wissenschaftsmodell" (S. 279), das jedoch seine Aktivitäten ab Frühjahr 1943 wesentlich reduzierte und 1945, wie eine Reihe weiterer für die Afrikaforschung bedeutender deutscher Institutionen, aufgelöst wurde.

Trotz der Dichte der Informationen, der von Natur aus eher trockenen historischen und strukturellen Erläuterungen verschiedener Institutionen sowie des positiv zu bewertenden sachlichen Schreibstils liest sich das Werk überaus angenehm. Für Auflockerung sorgen nicht zuletzt auch die detaillierteren Darstellungen einzelner Personen im Kontext des übergeordneten Themas. Hierzu zählen namentlich bekanntere Wissenschaftler, wie Dietrich Westermann, der in dem vorliegenden Werk verständlicher Weise immer wieder umfassende Erwähnung findet, oder der Kunst-Ethnologe Eckart von Sydow, den Stoecker als „Randfigur der Afrikaforschung" in sein Werk aufgenommen hat (S. 163-167). Stoecker präsentiert nebenbei eine Reihe von Fakten, die dagegen sprechen, dass von Sydow ein politisches Opfer des Nationalsozialismus gewesen sei (S. 166 f.), wie es in der Vergangenheit wiederholt hieß. Weniger bekannt dürfte die Berliner Staatswissenschaftlerin und Nationalökonomin Charlotte Leubuscher sein, die in Deutschland kaum Anerkennung fand, schließlich 1933 nach England emigrierte, wo sie in die dortige Afrikaforschung einsteigen konnte (S. 167-171). Auch ihre oben bereits erwähnten Kollegen, die gleichfalls emigrieren mussten, erfah¬ren detailliertere Beachtung. Besonders hervorzuheben sind die – wenn auch mitunter knappen – biographischen Erläuterungen in Stoeckers Werk zu den zu jener Zeit in der akademischen Peripherie gehaltenen afrikanischen sogenannten Sprach- oder Lehrgehilfen, wie beispielsweise Mdachi bin Sharifu (S. 51 f., S. 56-61), Abdallah Adam (S. 52 f.), Subeiro bin Adamu (S. 62-64), Bonifatius Folli (S. 85-95), Muhammed bin Juma (S. 95 f.), Georg Sopó Ékambí Mensá (S. 96 f.) oder Bayume Muhammed Hussein (S. 98-101). Während Bonifatius Folli auch in „Unbekannte Biographien" von Holger Stoecker umfangreicher gewürdigt wird[1], ist über

das Leben der anderen afrikanischen Lehrkräfte außerhalb ihrer Rolle in der Afrikaforschung leider wenig zu erfahren. Dies ist allerdings der Quellenlage geschuldet, die die einzelnen Fälle vorwiegend aus der Perspektive deutscher Akademiker und Beamter darstellen lässt. Anhand von Archivmaterial bringt Stoecker die anhaltende Diskriminierung an das Tageslicht, die diese afrikanischen Kollegen während ihrer Tätigkeit in Deutschland erfahren haben. Außerdem schildert er den genauen Vorgang, als das IAI es u. a. mit Unterstützung von Westermann ablehnte, den zu jener Zeit noch unbekannten Benjamin Nnamdi Azikiwe bei einer Forschung in seiner Heimat Nigeria zu unterstützen, obwohl dieser bereits eine wissenschaftliche Laufbahn sowie Referenzen vorweisen konnte (S. 205-208).

Die umfassende Darstellung des „Auslandsforschers" Otto Schulz-Kampfhenkel, obwohl dieser kaum zur „Afrikaforschenden scientific community" zu rechnen ist (S. 307), rechtfertigt Stoecker überzeugend: Wenngleich seine Publikationen keinen „wissenschaftlichen Charakter" haben, hatte Schulz-Kampfhenkel durch das Sammeln von Tieren und Objekten, die zum großen Teil an Berliner Museen gingen, zur „kognitiven Funktion der Afrikaforschung" beigetragen und erreichte u.a. auch mit seinem Film ein großes Publikum. Stoecker möchte mit Hilfe der Person Schulz-Kampfhenkel, der während des „Dritten Reiches" wohl nicht zuletzt aufgrund seiner besitzergreifenden, kühlen und unempathischen Art Fremden gegenüber so erfolgreich war, verdeutlichen, „welche große Rolle ausserwissenschaftliche Gesichtspunkte […] in der Forschungsförderung spielten" (S. 308).

Holger Stoecker beschließt sein Werk nach einem Fazit mit einem Blick auf die Zeit nach 1945, auf die er auch im Verlauf seines Buches wiederholt vorgreift. Dass hier noch Forschungsbedarf besteht, steht außer Frage. Stoecker hat mit seinem Werk jedoch bereits dazu beigetragen, dass eine große Lücke in der Geschichtsschreibung der deutschen Afrikanistik in der Zeit der Weimarer Republik und des „Dritten Reiches" weiter geschlossen wird.

Im Anhang erfolgt eine Auflistung „Individuelle[r] und kooperative[r] Mitglieder des IAI aus Berlin". Außerdem werden in einer weiteren Aufstellung 31 afrikanischen Sprachlehrer und -informanten namentlich genannt, die am Seminar für Orientalische Sprachen, der Auslandshochschule sowie an der Universität Berlin zwischen 1889–1945 tätig gewesen sind. Das Buch ist mit einem umfangreichen Personenindex versehen und wird aufgrund einer ordentlichen Hardcover-Ausgabe mit Fadenheftung auch bei intensiver Benutzung nicht aus dem Leim gehen.

Anmerkung:

1 H. Stoecker, Sprachlehrer, Informant, Küchenchef. Der „preußische" Afrikaner Bonifatius Folli aus Anecho (Togo) im Dienste der Berliner Afrikanistik, in: U. v. d. Heyden (Hrsg.), Unbekannte Biographien. Afrikaner im deutschsprachigen Raum vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Berlin 2008, S. 217-237.

Johannes Hürter / Jürgen Zarusky (Hrsg.): Besatzung, Kollaboration, Holocaust. Neue Studien zur Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 97), München: Oldenbourg Verlag, 2008, 210 S.

Rezensiert von
Klaus-Peter Friedrich, Marburg

Wie erst seit den 1990er Jahren genauer herausgearbeitet wurde, beruhte der nationalsozialistische Judenmord nicht nur auf Initiative und Handeln der daran beteiligten deutschen Stellen. Er ging vielmehr einher mit einer mehr oder weniger engen Zusammenarbeit mit den jeweiligen einheimischen Verwaltungen und Bevölkerungen. Der Sammelband „Besatzung, Kollaboration, Holocaust" enthält neun Beiträge, deren Autoren sich mehrheitlich mit der alltäglichen Judenverfolgung in regionalen und lokalen Zusammenhängen in den besetzten Gebieten des NS-Imperiums befassen. Christoph Kreutzmüller zeichnet nach, auf welche Weise die sehr akkurate „Erfassung der Juden" im Reichskommissariat der besetzten Niederlande vonstatten ging, während Insa Meinen die Rolle deutscher Zollbeamten des Devisenschutzkommandos, einer Dienststelle der Reichsfinanzverwaltung, bei der Deportation der Juden aus Belgien untersucht – die Behördenkooperation war hier deutlich weniger ausgeprägt als in Frankreich oder den Niederlanden.

Sieben Aufsätze betreffen Länder Osteuropas. Pavel Polian stellt ein bisher kaum bekanntes sowjetisches Dokument vor. Demnach richteten SS-Dienststellen Anfang Februar 1940 eine Anfrage an die Umsiedlungsverwaltung der UdSSR, ob diese bereit sei, die jüdische Bevölkerung aus dem „Dritten Reich" im Jüdischen Autonomen Gebiet Birobidžan und in der westlichen Sowjetukraine anzusiedeln. Der Leiter der Umsiedlungsbehörde teilte dies am 9. Februar Regierungschef Molotov mit. Die Briefe aus Deutschland sind bislang nicht aufgefunden worden, doch ist zu vermuten, dass die Initiative von der „Reichszentrale für jüdische Auswanderung" in Berlin und der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung" in Wien ausging, in der Eichmann eine führende Rolle spielte. Damals kooperierten die SS und die sowjetische Umsiedlungsverwaltung bei dem Bevölkerungsaustausch über die Demarkationslinie im besetzten Polen (S. 13 f.), von dem bis zum 4. Februar 1940 130.000 Personen betroffen waren. Polian ordnet den zu dieser Zeit lancierten Plan der SS in die Reihe der rasch wechselnden Projekte ein, für die Vertreibung der – damals mehr als zwei Millionen – Juden im nationalsozialistischen Machtbereich eine territoriale Lösung zu finden. Er geht davon aus, dass die sowjetische Seite wegen der „pathologischen Spionomanie des Stalinschen Regimes" auf die Offerte nicht einging (S. 19). Zu korrigieren ist, dass nicht Generalgouverneur Hans Frank das „Nisko-Projekt" beendete (S. 8), sondern Gestapo-Chef Müller und Himmler selbst, der dem Ansiedlungsprogramm für Zehntausende Auslandsdeutsche Vorrang einräumen wollte.[1] Das Wartheland umfasste nicht das östliche Oberschlesien (S.

6), denn Letzteres war Teil des Regierungsbezirks Kattowitz im Gau (Ober-)Schlesien. Die Behauptung, „man" deportierte 1939/40 über eine Million Polen und Juden aus den annektierten westpolnischen Gebieten, um für Auslandsdeutsche Platz zu machen (S. 10), trifft nicht zu; ins Generalgouvernement (GG) verschleppt wurden vielmehr rund 280.000 Personen (darunter etwa 15000 Juden)[2] – wenngleich die verschiedenen Pläne der SS weit darüber hinaus gingen. Bis März 1940 wurden 110.000 Menschen deportiert – vor allem in die benachbarten Distrikte Radom und Warschau, die von jüdischen Flüchtlingen bereits überlaufen waren. Dazu kamen schon 1940/41 tausende Juden aus Pommern und aus Wien und die Betroffenen von zahlreichen Vertreibungsaktionen innerhalb des GG. 82.000 Personen siedelten die Besatzer bis Januar 1942 innerhalb des Warthegaus und noch Zehntausende bei der Anlegung von ausgedehnten Truppenübungsplätzen im besetzten Polen um. Stephan Lehnstaedt beschäftigt sich angesichts der von den deutschen Besatzern in Warschau vorbereiteten und schließlich aktiv betriebenen Ermordung der jüdischen Bevölkerung mit der „alltäglichen Gewalt" unter dem Okkupationsregime zwischen 1939 und 1943. Sie habe zu „einer Art Gewöhnungsprozess" geführt, mit dem der Verf. erklärt, „warum die Deutschen im Osten so bereitwillig Handlungen begingen, die ihnen in der Heimat kaum je in den Sinn gekommen wären" (S. 82). Je länger der Krieg andauerte, galt exzessive Gewalt als legitim, „um die eigene, vorteilhaft bewertete Existenz als Besatzer zu schützen" (S. 102). Richtig gestellt werden muss hier die Behauptung, im Zuge der Einrichtung des Gettos in Warschau seien innerhalb der Stadt 250.000 Menschen umgesiedelt worden (S. 85) – tatsächlich waren etwa 30.000 Polen und 100.000 von den Nationalsozialisten als Juden definierte Warschauer gezwungen, in eine andere Wohnung umzuziehen.[3] Diese „Umsiedlung" begann auch nicht erst nach dem 2. Oktober 1940, sondern sie setzte – durch die 1939/40 ständig vermehrten antijüdischen Aufenthaltsbeschränkungen in Gang gesetzt – davor ein und zog sich über einen längeren Zeitraum hin.[4] Ebenso wenig trifft zu, dass die Besatzer schon im Januar 1943 beabsichtigten, die Insassen des Restgettos in Warschau direkt nach Treblinka in den Tod zu deportieren (S. 94); sie sollten vielmehr zunächst zur Zwangsarbeit in Lagern des Distrikts Lublin verschleppt werden. Unverständlich ist zudem, warum der Verf. hervorhebt, es seien in der „Warschauer Zeitung" zwischen Dezember 1939 und Oktober 1940 „keine Texte mehr" erschienen, welche die Notwendigkeit der Gettoisierung thematisierten (S. 86).[5] Interessant wäre es zudem, mehr über den Journalisten Robert Greiff (1915–1967) zu erfahren, der von Oktober 1940 an mehrfach über das Warschauer Getto schrieb; in den 1960er Jahren war er für den SPIEGEL als Leiter des Ressorts „Deutschland und Internationales" tätig. Der Verf. suggeriert pauschal (S. 94), dass „rassische Kriterien" bei der Bewertung der Vergewaltigung von jüdischen Frauen durch deutsche Gerichte keine Rolle spielten; doch wurden deutsche Polizeibeamte aus rassistischen Beweggründen durchaus strafrechtlich belangt, wenn sie vergewaltigt hatten.[6] Fragwürdig erscheint die Angabe, die Truppen des SS-Generals Stroop hätten im Frühjahr 1943 bei der Niederschlagung des Getto-

Aufstands 12.000 Getto-Insassen „an Ort und Stelle erschossen“ (S. 95); die meisten Opfer sind vielmehr verbrannt.[7]

Joachim Tauber untersucht die litauische Lokalverwaltung in Wilna / Vilnius in den ersten Jahren der NS-Herrschaft. Mit Blick auf die Handlungsspielräume der einheimischen Exekutive, die an der Vernichtung des Gettos ihren Anteil hatte, stellt er abschließend fest, dass das „Beziehungsgeflecht“ zwischen Besatzern, litauischer Verwaltung und Getto „vielschichtiger und komplexer war als bisher angenommen“ (S. 114). Weitere Beiträge von Franz Sz. Horváth und Shlomo Aronson sind der antijüdischen Politik in Nordsiebenbürgen bzw. der Geschichte des Budapester Gettos gewidmet.

Zwei Berichte zur Judenvernichtung in der Ukraine, wo im Juni 1941 etwa ein Viertel der (späteren) Opfer des nationalsozialistischen Judenmords lebte, schließen den Band ab. Patrick Desbois und Edouard Husson stellen ein „Yahad-in Unum“ genanntes Oral History-Projekt der Universität Sorbonne-Paris IV vor, mit dem der alltägliche Vernichtungsprozess besser dokumentiert werden soll. Für diesen Zweck wurden etwa in Busk, wo 17 – nach dem Krieg nicht geplünderte – Massengräber entdeckt wurden, Zeugen der Massenerschießungen befragt, die meist als „kleine Helfer“ der Mordkommandos oder passive Zuschauer das Geschehen beobachtet hatten. Parallel dazu wurden die Unterlagen der sowjetischen Untersuchungskommissionen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit ausgewertet. Jürgen Zarusky hat eine Reportage des russisch-jüdischen Schriftstellers und Journalisten Vasilij Grossman (1905–1964) ediert und übersetzt, der Kriegsreporter für die Zeitung der Roten Armee Krasnaja Zvezda (Roter Stern) war. Im Herbst 1943 schilderte er in „[Die] Ukraine ohne Juden“ auf sehr beeindruckende Weise seine Betroffenheit beim Vormarsch in die ukrainischen Gebiete. Nach seinen Beobachtungen waren nur noch wenige jüdische Einzelpersonen am Leben, und er begriff: „Alle wurden ermordet […]. Es geht um die Ermordung eines Volkes, […] um die Ermordung eines Lebensbaumes, um das Absterben der Wurzeln, nicht nur der Zweige und Blätter. Es geht um die Ermordung der Seele und des Körpers eines Volkes, die Ermordung eines großartigen Schatzes von Fertigkeiten, der […] in vielen Generationen angehäuft wurde“ (197). Seinen Schmerz über den totalen Genozid verstärkten Schuldgefühle darüber, dass er seine Mutter, die in Grossmans Heimatstadt Berdyčiv als Lehrerin tätig gewesen war, nicht rechtzeitig hatte evakuieren können. Im russischen Original konnte er den Text damals nicht publizieren – es erschien Ende 1943 nur eine jiddische Übersetzung in der „Eynikayt“, dem Blatt des Jüdischen Antifaschistischen Komitees (S. 191).

Der schmale Band vermag unseren in Teilbereichen weiterhin recht lückenhaften Kenntnissen vom Verlauf des Judenmords in (Ost-)Europa neue Facetten hinzufügen. Indem sie die Handlungsoptionen der Mitbeteiligten ausloten, rücken die Autoren einmal mehr die – von Raul Hilberg so genannten – „Zuschauer (bystanders)“ in den Mittelpunkt. Ein Personenregister erleichtert die schnelle Orientierung.

Anmerkungen:

1 S. Goshen, Eichmann und die Nisko-Aktion im November 1939, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 29 (1981), S. 74-96, bes. S. 92-94; und http://www1.yadvashem.org/odot_pdf/Microsoft%20Word%20-%205965.pdf.

2 Dies ergibt sich aus den Forschungsergebnissen von P. T. Rutherford, Prelude to the Final Solution. The Nazi Program for Deporting Ethnic Poles, 1939–1941, Lawrence 2007, S. 97, 124, 170, 190.

3 M. Urynowicz, Stosunki polsko-żydowskie w Warszawie w okresie okupacji hitlerowskiej, in: Polacy i Żydzi pod okupacją niemiecką 1939–1945. Studia i materiały [Polen und Juden unter der deutschen Okkupation 1939–1945. Studien und Materialien], Warszawa 2006, S. 537-626, hier S. 584.

4 K.-P. Friedrich, Rassistische Seuchenprävention als Voraussetzung nationalsozialistischer Vernichtungspolitik: Vom Warschauer „Seuchensperrgebiet" zu den „Getto"-Mauern (1939/40), in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 53 (2005), 7, S. 609-636.

5 Der Ökonom P.-H. Seraphim (1902–1979) befasste sich mit der „Restriktion des Judentums": Die Polen machten Warschau zur Judenmetropole, in: Warschauer Zeitung, Nr. 171 vom 21./22.7.1940, S. 5 f., und D. Redeker (1911-1979), der schon 1930 der NSDAP beigetreten war, ging ausführlich auf die Lage im „Ghetto" von Krakau ein: Warschauer Zeitung, Nr. 61 vom 13.3.1940, S. 3 f.

6 Der Meister der Gendarmerie Walter Schlamilch etwa wurde im Oktober 1943 in Lemberg aufgrund der „§§ 2 und 5 des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" rechtskräftig zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt, nachdem er beschuldigt worden war, „mit 3 Jüdinnen Rassenschande betrieben zu haben"; Bundesarchiv Berlin, Mf 56900; siehe auch D. Pohl, Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens, München 1996, S. 309.

7 Siehe die Enzyklopädie des europäischen Ostens: http://eeo.uni-klu.ac.at/index.php/Warschau_(Getto-Aufstand).

Andrea Franc: Wie die Schweiz zur Schokolade kam. Der Kakaohandel der Basler Handelsgesellschaft mit der Kolonie Goldküste (1893–1960) (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 180), Basel: Schwabe Verlag, 2008, 297 S.

Rezensiert von
Angelika Epple, Bielefeld

Die Schweiz hat zu keiner Zeit Kolonien erworben. Aus völkerrechtlicher Sicht war sie niemals Kolonialmacht. Dennoch ist die Schweiz auf vielfältige Weise in die Geschichte des Kolonialismus verstrickt: Söldner haben in den Kolonialkriegen des 18. und 19. Jh.s unter anderer Flagge gekämpft, Bankiers waren an der Finanzierung des Sklavenhandels beteiligt, andere Schweizer besaßen oder verwalteten Plantagen in fast allen Weltregionen, Handelsunternehmen und Missionen expandierten in die kolonisierten Länder. Die Schweiz gründete ihre industrielle Revolution auf den Export von Waren nach Übersee. Dieser Export war nur möglich, weil zuvor Rohstoffe – häufig aus denselben Regionen – importiert wurden. Fragt man also wie z. B. David/Etemad 1998 nach der schweizerischen Ausprägung des Imperialismus,[1] so ist man von Anfang an auf die herausragende Bedeutung des Handels verwiesen.

Hier setzt die Arbeit von Andrea Franc an. Die Schweiz ist seit den 1950er Jahren unter allen Industrienationen diejenige, die in die (ehemaligen) Kolonien das

größte Volumen Pro-Einwohner exportiert. Gleichzeitig hat sie – neben anderen – ein Konsumgut zu einem nationalen Symbol stilisiert, das aufs engste mit der Geschichte des Kolonialismus verbunden ist: die Schweizer Schokolade. Eines der bekanntesten Exportgüter der Schweiz gründet seinen Erfolg als nationales Symbol darauf, dass es gerade nicht mit den Kolonien, sondern mit den Schweizer Bergen assoziiert wird. Bisherige Studien zur Schweizer Schokolade – erwähnenswert ist vor allem die Arbeit von Roman Rossfeld – haben gezeigt, wie dieser Geniestreich in Sachen Marketing gelingen konnte.[2] Sie haben dabei jedoch eine empfindliche Forschungslücke aufgerissen, indem sie die Frage nach der Rolle der Kolonien ausgespart haben.

Diese Lücke zumindest ansatzweise zu schließen, ist das Anliegen von Andrea Franc. „Wie die Schweiz zur Schokolade kam" ist der aussagekräftige Titel ihrer Studie. Mit einer Unternehmensgeschichte der bedeutendsten Schweizer Handelsgesellschaft des 19. und 20. Jh.s, der „Basler Handelsgesellschaft", untersucht sie, wie der Rohstoff Kakao von der Goldküste in die Schweiz gelangte. Hauptanliegen ist es, die Rolle der Handelsgesellschaft für die Schweizer Schokoladenindustrie zu analysieren. Dabei verbindet sie Frage nach einem schweizerischen Imperialismus oder einem schweizerischen Anteil am Kolonialismus mit der Frage nach der Entwicklungszusammenarbeit. Ist die Basler Handelsgesellschaft bei allen Unterschieden zur heutigen Fair-Trade-Bewegung als deren Vorläufer einzuordnen?

Ursprünglich, so Franc, war die Basler Handelsgesellschaft aus der Basler Mission hervorgegangen, bis sie sich 1917 juristisch trennte. In Indien gründeten sie Ziegeleien und Webereien, während in Westafrika der klassische Kolonialhandel im Vordergrund stand. Gegen Fertigwaren wurden „cash crops" – ausschließlich zum Export bestimmte landwirtschaftliche Produkte wie Palmöl, Baumwolle und später auch Kakao – eingetauscht. Damit sich die Handelsgesellschaft dem Handel mit Kakao zuwenden konnte, musste zunächst der Kakaoanbau von Südamerika nach Westafrika verlagert werden.

Als sich die Handelsgesellschaft schließlich 1893 in den Handel einschaltete, begann der bis zum Ersten Weltkrieg anhaltende Kakaoboom. Die Gesellschaft, so kann Franc überzeugend zeigen, fühlte sich dabei der „Industriemission" verpflichtet. Die Einheimischen sollten nicht nur zum Christentum bekehrt werden, sondern mit Berufsausbildung und dem Aufbau neuer Wirtschaftszweige sollten sie einen höheren zivilisatorischer Status erreichen. Gleichzeitig sollte der Export von Sklaven durch den Export von „cash crops" ersetzt werden. Gegen die These von Antony Hopkins, dass mit der Abolition in Westafrika eine Adaptionskrise ausgelöst worden sei, stützt die Studie von Andrea Franc die in der Zwischenzeit weithin geteilte Auffassung, die Sklaven seien stattdessen im Inland für den Anbau von „cash crops" eingesetzt worden, finanzielle Einbußen seien daher zunächst nicht aufgetreten. Trotz der juristischen Trennung (bei Kontinuität in der ideologischen Grundüberzeugung) von der Basler Mission im Jahr 1917 folgte die Beschlagnahmung der Güter durch die Briten 1918 aufgrund vermeintlicher Deutschfreundlichkeit. Die afrikanischen Besitzungen wurden 1928 erstattet. 1921 hatte die Gesellschaft unter anderem

Namen (Union Trading Company) ihre Arbeit in Afrika jedoch schon längst wieder aufgenommen. Über die juristischen und weltgeschichtlichen Zäsuren hinweg wurden die Handelsgesellschaft und ihre zahlreichen Tochtergesellschaften von der Basler Familie Preiswerk geführt, teilweise stand ein Aktionariat zur Seite, das überwiegend aus dem Basler Bürgertum stammte und sich ebenfalls der Mission verpflichtet fühlte.

Es zeigt sich, dass der Erste Weltkrieg eine nachhaltige Veränderung in der Geschichte der Gesellschaft bewirkte. Davor waren schweizerische Direktimporte aus Ghana die Ausnahme gewesen (die Qualität des Kakaos wurde als geringer eingestuft) und die Lieferungen größtenteils nach Hamburg gegangen. Nun wurde die Verschiffung von selbständigen afrikanischen Exporteuren vorgenommen. Als sich die Gesellschaft 1931 erneut in das Kartell der europäischen Handelsgesellschaften eingliederte, wurde sie wieder Teil des Systems, das den Preis auf Kosten der afrikanischen Exporteure und Produzenten drückte.

Die Autorin stellt als eines der Hauptergebnisse heraus, dass die Handelsgesellschaft vor allem in Krisenzeiten die benötigten Rohstoffe zur Verfügung stellen und so einen Beitrag für den langfristigen Fortbestand der Schweizer Schokoladeindustrie leisten konnte. Weit interessanter nimmt sich jedoch aus, dass Andrea Franc auf das Entstehen afrikanischer Handelsgesellschaften in Ghana aufmerksam macht, die Ghanaer somit nicht nur als produzierende Kleinbauern, sondern auch als international tätige Unternehmer ausweist. Zwar wäre hier eine ausführlichere Diskussion der aktuellen Forschung zu afrikanischen Unternehmern wünschenswert gewesen, aber Franc kann überzeugend zeigen, wie die Handelsgesellschaft versuchte, über einflussreiche Ghanaer wieder einen Einstieg ins Küstengeschäft zu finden und wie so – zumindest für ein knappes Jahrzehnt – eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe aus ökonomischen Gründen notwendig wurde.

In der allmählichen Verstaatlichung des Kakaohandels in Ghana sahen einheimische Kakaoproduzenten die Möglichkeit, gegen die Preiskontrolle des Kartells europäischer Firmen und Handelsgesellschaften vorzugehen. Die Verstaatlichung bedeutete jedoch zugleich das Ende der privaten ghanaischen Außenwirtschaft, die so ihr Hauptexportgut verloren hatte. Aufgrund dieser Entwicklungen zog sich die Handelsgesellschaft in den 1950ern aus dem Kakaoeinkauf an der Goldküste zurück und engagierte sich im Anschluss auf andere Art und Weise in Westafrika. Der Untersuchungszeitraum endet somit um 1960.

Andrea Franc wirft am Ende ihrer Studie die Frage nach „Imperialismus oder Entwicklungszusammenarbeit“ neu auf. Dabei vertritt sie die These, dass die Aktivitäten der Baseler Handelsgesellschaft in dem Zeitraum als Entwicklungszusammenarbeit zu werten seien, in dem sie an der Goldküste Qualitätsverbesserung und Infrastruktur eingeführt, Ghanaer tatsächlich ausgebildet und in Europa einen Markt für afrikanischen Kakao geschaffen habe. Sobald die Ghanaer jedoch einen höheren Produktpreis gefordert oder eigene Konkurrenzfirmen gegründet hätten, um den europäischen Markt selbst zu bedienen, sei die Entwicklungszusammenarbeit in Imperialismus umgeschlagen.

Tatsächlich kann Andrea Franc äußerst interessante Ergebnisse bezüglich der Geschichte der Basler Handelsgesellschaft und deren überragender Bedeutung für die Schweizer Schokoladenindustrie während der Kriege bieten. Weit darüber hinaus erlaubt sie Einblicke in das Reglement der Handelsgesellschaften, in die verheerende Wirksamkeit von Kartellen und in die Aktivitäten afrikanischer Exporteure und Händler.

Die letztgenannte Hauptthese der Autorin zum Verhältnis von Imperialismus und Entwicklungszusammenarbeit kann jedoch nicht überzeugen. Stattdessen erlaubt das ausgebreitete Material Hypothesen, die in eine andere Richtung zeigen und das Verhältnis von Imperialismus und Entwicklungszusammenarbeit nicht als Alternative beschreiben würden. Ist die Forcierung einer „Entwicklungszusammenarbeit" nicht die Wendung hin zu einer Form des Imperialismus, die z. B. Dirk van Laak in Anschluss an den Sozialphilosophen Alexandre Kojève als „gebenden Imperialismus"[3] bezeichnet hat? Wer prägte das von der Autorin in die Untersuchung hineingetragene Verständnis von Entwicklung? Wird damit nicht der Eurozentrismus auf konzeptioneller Ebene fortgeschrieben? Die Autorin hätte diese Begrifflichkeit kritischer hinterfragen und sie mit anderen Theorieangeboten und aktueller Forschungsliteratur abgleichen müssen.

Auch andere Passagen hätten eine weitere Überarbeitung verdient. So betont Andrea Franc z. B. die „Agency des Afrikaners" als Kritik an überbordender Imperialismusforschung (S. 38). Hier wäre nicht nur der Singular „des" Afrikaners in Frage zu stellen, sondern auch das Verständnis von Imperialismus, gegen das sich Andrea Franc abgrenzen möchte. Hinzukommt, dass auch in ihrer Untersuchung nicht die Weltsicht ghanaischer Kakaoproduzenten oder -händler in den Blick gerät. Da Andrea Franc die Geschichte der Basler Handelsgesellschaft aus deren Quellen schreibt, ist dies durchaus legitim. Und wie die Studie verdeutlicht: sehr gewinnbringend, da sie auch ghanaische Akteure in den Blick bekommt. Aber: eine Reflexion auf diese dennoch eingeschränkte Sichtweise ist unumgänglich.

An anderer Stelle setzt Franc das Vorhandensein von Historiographie mit dem Vorhandensein von Identität gleich (S. 17) – solche und ähnliche Kurzschlüsse hätten sich leicht vermeiden lassen. Ebenfalls empfehlenswert wäre eine Umgewichtung der Thesen: Nicht die Frage nach der Bedeutung für die Schweizer Schokoladenindustrie sollte bei dieser gehaltvollen Studie im Vordergrund stehen, sondern die Diskussion darüber, wie Konsum und Handel in einer postkolonialen Welt mit Imperialismus verbunden sind.

Anmerkungen

1 T. David/E. Bouda Etemad, Gibt es einen schweizerischen Imperialismus?, in: Traverse – Schweiz-Dritte Welt. Von der Expansion zur Dominanz (1998). Zum ersten Einstieg in das Thema geben R. v. Albertini und A. Wirtz einen prägnanten Kurzüberblick, in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version 31.5.2009, URL: http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D26457.php.

2 R. Rossfeld, Schweizer Schokolade. Industrielle Produktion und kulturelle Konstruktion eines nationalen Symbols 1860–1920, Baden 2007.

3 D. v. Laak, Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert, München 2005, S. 166.

Angelika Lampen, Armin Owzar (Hrsg.): Schrumpfende Städte. Ein Phänomen zwischen Antike und Moderne (= Städteforschung Reihe A: Darstellungen, Bd. 76), Köln: Böhlau Verlag, 2008, 357 S.

Rezensiert
von Anne Brandl, Zürich

Die in Ostdeutschland zu beobachtenden Schrumpfungsprozesse scheinen die bis dato existierenden Leitbilder und Handlungsweisen von Stadtforschung und -politik infrage zu stellen. Es wird nicht auf-, sondern zurückgebaut; Brachen entstehen nicht durch Stilllegung von Industrieareal-en, sondern durch Abriss; es wird nicht der zehntausendste neue Einwohner begrüßt, sondern das Dableiben des Neuntausendsten umworben. Schrumpfung ist in kürzester Zeit zum selbstverständlichen Thema in der wissenschaftlichen und planungspolitischen Diskussion über Fragen der Stadtentwicklung geworden. Dennoch ist die Forschung in Bezug auf eine theoretische Fundierung der Transformationsprozesse spärlich, was angesichts der tief greifenden Auswirkungen des ökonomischen und sozialen Strukturwandels und der Radikalität, mit der sich die Planungspolitik im Rahmen des Stadtumbau-Ost-Programms dem Abriss von Wohnungen verschreibt, verwundert.[1]

Insofern sind Arbeiten zu begrüßen, die nicht nur dieses Forschungsdesiderat aufgreifen und zu einer differenzierten Betrachtung der Schrumpfungsprozesse beitragen, sondern auch die Bewertung des Strukturwandels als irreversible Krise hinterfragen und nach Potentialen und Chancen der Entwicklung suchen. Dies nimmt der vorliegende Sammelband für sich in Anspruch, wobei er aus historischer und interdisziplinärer Perspektive einen Bogen von der antiken zur postmodernen Stadt schlägt.

Das von Angelika Lampen und Armin Owzar herausgegebene Buch stellt eine überarbeitete Fassung von Vorträgen der im März 2006 durchgeführten Tagung „Schrumpfende Städte in historischer Perspektive“ am Münsteraner Institut für vergleichende Städtegeschichte dar. Die einzelnen Beiträge lassen sich der Antike, dem Mittelalter, der Frühen Neuzeit, der Industrialisierung im 19. Jahrhundert, der Jahrhundertwende sowie dem aktuellen Strukturwandel zuordnen. Sie sind von dem Anliegen bestimmt, das Thema Schrumpfung für die historischen Wissenschaften selbst ins Zentrum der Aufmerksamkeit zu rücken, zu einer Differenzierung in der aktuellen Auseinandersetzung mit dem Strukturwandel beizutragen sowie pauschalisierende Gewissheiten und Wertvorstellungen zu hinterfragen. Aufgrund der vielfältigen Perspektiven und unterschiedlichen deskriptiven, analytischen und interpretativen Herangehensweisen werden hier nur einzelne Beiträge skizzenhaft vorgestellt.

Der allgemeinen Auffassung, dass die Spätantike eine Epoche des Niedergangs und der Dekadenz ist, widerspricht Christian Witschel in seinem Beitrag zur römischen Antike. Die Stadtentwicklung zwischen 300 und 600 n. Chr. verlief regional und zeitlich äußerst heterogen, so dass Schrumpfung nur ein Aspekt unter

mehreren war. Dem methodischen Problem der Quellenarmut zum Nachweis von Schrumpfungsprozessen begegnet er durch die Betrachtung städtebaulicher Veränderungen im Stadtbild. Anhand der Auflassung bestimmter Gebäudetypen wie Theater oder Sportstätten lässt sich ein Wandel an Bedürfnissen und Prioritäten bezüglich öffentlicher Bauten feststellen. Das Beispiel Ostia zeigt, dass teilweise sogar ganze Stadtquartiere aufgegeben und zur Gewährleistung eines weiterhin ästhetischen Stadtbildes ihre Zugänge mit repräsentativen Bauten verschlossen wurden.

In Auswertung aktueller Forschungen zu den Britischen Inseln des Mittelalters zeigt Terry R. Slater, dass vor allem ökonomische Rahmenbedingungen über Aufschwung, Stagnation oder Niedergang einer Stadt bzw. Region entschieden. Während landwirtschaftlich ausgerichtete Regionen äußerst fragil waren, konnten Regionen mit innovativen Produkten und einer guten kommunikativen und infrastrukturellen Vernetzung mit prosperierenden Wirtschaftsräumen durchaus den veränderten politischen und ökonomischen Entwicklungen standhalten.

Matthias Untermann beschreibt aus archäologischer Sicht die Schrumpfungsprozesse in den spätmittelalterlichen Städten Offenburg und Freiburg im Breisgau und offenbart dabei interessante Unterschiede im Umgang mit Strukturwandel. Während die Offenburger Strategie darin bestand, leer stehende Gebäude abzureißen und in Gartenland umzuwandeln, gab es in Freiburg die Pflicht, brach liegende Grundstücke mit straßenbegleitenden Scheunen zu bebauen und dadurch den Eindruck eines homogenen Stadtbildes aufrecht zu erhalten. Untermann weist auf das methodische Problem des Nachweises von Teilwüstungen hin, weil es sich meist um ein temporäres Brachfallen von Stadtteilen handelte. Eine mangelnde Präsenz des Themas Schrumpfung in der Mittelalterarchäologie führt seiner Meinung nach zu einer fehlenden Distanz gegenüber Schrift- und Bildquellen, so dass beispielsweise Gartenareale zu wenig als Indiz temporärer Wüstungsprozesse gewertet werden.

Für Philip R. Hoffmann-Rehnitz bietet die Frühe Neuzeit vielfältige, bisher von Historikerseite kaum thematisierte, Anknüpfungspunkte an die aktuellen Schrumpfungsprozesse, „da sich die Stadtentwicklung in dieser Epoche in weiten Teilen Europas und insbesondere im mitteleuropäischen Raum durch ein gleichgewichtiges Nebeneinander von schrumpfenden, stagnierenden und wachsenden Städten […] auszeichnete“ (S. 146). Anhand der Hansestadt Lübeck rückt Hoffmann-Rehnitz die kulturellen und politischen Reaktionen auf die Schrumpfungsprozesse in den Mittelpunkt und geht der äußerst spannenden Frage nach, ob und wie diese von Zeitgenossen wahrgenommen wurden und welche Auswirkungen die Bewertung des Strukturwandels auf das politische Handeln hatte. Seine Feststellung der Instrumentalisierung von Schrumpfung zur Legitimierung politischer Forderungen beispielsweise durch eine Dramatisierung der Niedergangserscheinungen, oder die normativ geprägte Rhetorik in der Diskussion über die angemessene Reaktion lesen sich im Kontext aktueller Auseinandersetzungen mit Schrumpfung nur allzu bekannt. Ähnlich wie Hoffmann-Rehnitz stellt Carsten

Benke für das 19. Jh. eine Gleichzeitigkeit von Wachstums- und Schrumpfungsprozessen fest und widerspricht damit der allgemeinen Auffassung, dass auf eine Blütezeit im Mittelalter und einer Stagnation in der Frühen Neuzeit ein erneuter Aufschwung der Stadtentwicklung im Industriezeitalter folgte. Sein Beitrag stellt ebenfalls ein Plädoyer für die Betrachtung der qualitativen Auswirkungen von Schrumpfung dar. Der Rückgang wirtschaftlicher und sozialer Differenziertheit von Städten, abnehmender städtischer Wohlstand und eine Verringerung kultureller Austauschprozesse sind Faktoren eines Strukturwandels, die nicht zwangsläufig mit einem Verlust an Einwohnern einhergingen. Anhand des Eisenbahnwesens zeigt Benke den Einfluss politischen Handelns und lokaler Machtstrukturen auf die Deutung und den Umgang mit Schrumpfungsprozessen.

Heinz Heineberg beschreibt, welche städtebaulichen Leitbilder die westdeutsche Stadtforschung und -politik des 20. Jh.s prägten und dass „sie fast ausschließlich unter Wachstumsoptionen entstanden sind“ (S. 306). Im Umgang mit den Schrumpfungsprozessen offenbaren sich verschiedene Planungsverständnisse. Während einerseits die Wachstumsorientierung im Umgang mit den Transformationsprozessen zugrunde gelegt wird, haben sich andererseits in den letzten Jahren auch Schrumpfung akzeptierende Leitbilder wie das der perforierten Stadt entwickelt.

Auch bei Markus Hesse steht die Bewertung der Schrumpfungsprozesse im Mittelpunkt der Betrachtung. Prägnant verweist der Beitrag auf die Selektivität und Normativität des aktuellen Schrumpfungsdiskurses. „Die spezifische Wahrnehmung von Schrumpfungsprozessen als Problem resultiert womöglich aus […] der Annahme des kontinuierlichen Wohlstandswachstums als Normalfall“ (S. 337). Hesse warnt aber auch davor, „Schrumpfung zum Universalparadigma der Stadtforschung“ (S.332) zu erheben. Der Aufsatz bleibt jedoch nicht bei kritischen Reflexionen stehen, sondern zeigt anhand stadtökologischer Aspekte auch Potentiale schrumpfender Städte auf.

Hartmut Häußermann weist im abschließenden Beitrag auf die Chancen von Schrumpfung für die Wohn- und Lebensqualität hin. Eine schrumpfende Stadt kann Langsamkeit und Ruhe, Nähe zur Natur sowie einen Überfluss an Wohnraum bieten. Doch damit diese und andere Qualitäten als Attraktivität wahrgenommen bzw. gezielt entwickelt werden können, bedarf es ebenso wie in Wachstumszeiten eines Stadtentwicklungskonzeptes, das Schrumpfung nicht allein Marktprozessen überlässt.

Alle Beiträge zeigen, so Armin Owzar resümierend in der Einleitung, dass wir es bei Schrumpfung „mit einem Prozess zu tun [haben], der zwar durchweg von Wachstum überlagert wurde und erst seit den 1970er Jahren zu einem Normalfall geworden ist, der aber immer schon […] einen Seitenzweig urbaner Entwicklung dargestellt hat“ (S. XXV). Owzar gibt nicht nur einen äußerst lesenswerten Überblick über die Ursachen und Folgen aktueller Schrumpfungsprozesse und die entsprechende Forschungsliteratur, er zeigt auch mit einer leider selten zu lesenden Klarheit auf, wie das Paradigma aus Wachstum, Fortschritt und Planbarkeit entstehen und sich im 20. Jh. verfestigen konnte und dass es Auswirkungen auf den Um-

gang und die Bewertung der ostdeutschen Schrumpfungsprozesse hat. Der Anspruch der Hrsg., das Qualitative von Schrumpfung sowohl in den Ursachen als auch in den Folgen herauszuarbeiten und damit zu einer Differenzierung aktueller Tendenzen der Wahrnehmung von Schrumpfung als Krise beizutragen, ist in allen Beiträgen des Sammelbandes spürbar, wenn er auch von manchen Autoren nicht immer stringent eingelöst wird. Man hätte sich eine Schlussredaktion gewünscht, welche einzelne Beiträge hinsichtlich der übergeordneten Fragestellung fokussiert und den Umfang der Fußnoten zugunsten einer Lesefreundlichkeit reduziert. Doch allein das Fragen nach den Auswirkungen des Strukturwandels auf die Lebensqualität, nach den kulturellen Deutungsmustern und ihren Einfluss auf Beschreibung und Bewertung von Schrumpfung macht „Schrumpfende Städte" zu einem gelungenen und empfehlenswerten Buch.

Anmerkung:

1 Bis zum 31.12.2007 wurden 221.776 Wohnungen in Ostdeutschland abgerissen bzw. zurück gebaut. Zu Zielstellungen, Verlauf und Umsetzungsstand des Stadtumbau Ost Programms siehe: Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung; Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (Hrsg.), Evaluierung des Bund-Länder-Programms Stadtumbau Ost, Berlin, 2008, die genannte Abrisszahl S. 72.

Andreas Gebesmair: Die Fabrikation globaler Vielfalt. Struktur und Logik der transnationalen Popmusikindustrie, Bielefeld: Transcript Verlag, 2008, 367 S.

Rezensiert von
Gunnar Otte, Zürich

Der Autor des Buches und Direktor des Internationalen Forschungsinstituts für Medien, Kommunikation und Kulturelle Entwicklung Mediacult, Wien, ist einer der führenden Musiksoziologen im deutschsprachigen Raum. Nachdem sich Andreas Gebesmair in seiner Doktorarbeit mit der Entstehung von Musikgeschmack beschäftigt hat, wendet er sich in seiner Habilitationsschrift der Angebotsseite von Musik zu. Seine Leitfrage lautet: Wie lässt sich das Ausmaß musikalischer Vielfalt bzw. Homogenität im globalen Maßstab und innerhalb einzelner Länder vor dem Hintergrund des Strukturwandels der transnationalen Musikindustrie beschreiben und erklären? Eine theoretische und empirische Auseinandersetzung mit diesem komplexen Untersuchungsgegenstand zu suchen, kann gar nicht hoch genug bewertet werden, ist unsere Alltagswahrnehmung doch von der Überzeugung geprägt, dass die Unternehmenskonzentration in der Musikindustrie stetig steigt und die Hitparaden immer mehr von globalen Superstars dominiert werden. Aber gibt es nicht auch regionale Beharrungstendenzen und sind nicht – spätestens durch das Internet – musikalische Nischengenres

jeglicher Couleur überall verfügbar? Die Bearbeitung dieser Fragen organisiert der Autor in drei Schritten. In Teil I geht es um die begriffliche Auseinandersetzung mit Popmusik und Globalisierung; in Teil II um Beschreibungen des Strukturwandels der Musik- und Medienindustrien und um empirische Analysen zur musikalischen Vielfalt; in Teil III schließlich um theoretische Erklärungen für die erzielten Befunde und um normative Fragen der Kulturindustriekritik.

In den Mittelpunkt rückt Gebesmair Popmusik – nicht Kunst- oder Volksmusik –, da sie die Verkaufshitparaden und Radioprogramme dominiere. Dass Popmusik definitorisch schwer zu bestimmen ist, macht er in Kapitel 2 deutlich, indem er neun typische Abgrenzungsdimensionen nachzeichnet. Anstatt einen weiteren unter zahllosen Versuchen einer Nominal- oder Realdefinition zu wagen, versteht der Autor sein Vorgehen als Konstruktion eines „mehrdimensionalen Raums des Populären" (42), innerhalb dessen ein Musiktitel mehr oder weniger ausgeprägte Popmusikattribute aufweisen könne. Produktionsseitig gehörten dazu industrielle, überregionale Verbreitung, individuelle Autorenschaft und heteronome, kommerzielle Produktion; rezeptionsseitig massenhafte, schichtübergreifende Nachfrage und außermusikalische Funktionalisierung (z. B. zum Tanzen); ästhetisch schließlich geringe Komplexität, Soundorientierung und beatbasierte Rhythmik. Globalisierung begreift Gebesmair als raumzeitliche Dehnung, Intensivierung und Interdependenz gesellschaftlicher Beziehungen (62). Aus dem Globalisierungsdiskurs greift er die These des Kulturimperialismus heraus und zeichnet in Kapitel 3 drei Teildimensionen nach: Beklagt würden eine Kommerzialisierung medialer Inhalte in Folge der Deregulierung nationaler Medienindustrien, eine um sich greifende Ideologie des Konsumismus, d. h. ein Denken in den medial vorgegebenen Kategorien, sowie Verluste regionaler Besonderheiten in Folge der Durchsetzung global standardisierter Produkte. Gebesmair betont zwei forschungsleitende Differenzierungslinien, die m. E. auch in weiteren Studien Beachtung finden sollten (87 ff.): Erstens sei zu unterscheiden, welche Angebotshomogenität beim Vergleich zwischen Regionen und welche innerhalb dieser Regionen bestehe. Es sei denkbar, dass sich Regionen durch Kulturaustausch immer mehr anglichen, innerhalb der Regionen aber eine umso größere Vielfalt bestehe. Zweitens seien – im interregionalen Vergleich wie in intraregionalen Analysen – die Konzentration im Mainstream und die Anzahl von Marktnischen separat zu untersuchen, denn beide könnten gleichzeitig steigen.

Vor der Präsentation derartiger Analysen beschreibt der Verfasser in Kapitel 4 und 5 den Strukturwandel der Tonträger- und Medienindustrien. Er greift damit zwar den Deregulierungsaspekt der Kulturimperialismusdebatte auf. Tatsächlich thematisiert er aber ein weiter gefasstes Spektrum struktureller Rahmenbedingungen, unter denen sich das Musikangebot entfaltet. Genauer gesagt bedient er sich der sechs Restriktionen, die Richard Peterson in seinem „production of culture"-Ansatz formuliert hat: Kulturproduktion sei eingebettet in technologische Entwicklungen, einen rechtlichen Rahmen, die Industriestruktur, Organisationsstrukturen, berufliche Rollen und Märkte. Die gleichermaßen informativ und unterhaltsam verfasste

Darstellung vermittelt dem Leser breites Hintergrundwissen. Deutlich wird, dass die Musikindustrie schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hochgradig transnationalisiert und stark konzentriert war und sich in zentralen Grundmerkmalen – Urheberrecht, Verflechtungsgrad, Kooperationsformen in Produktion und Vertrieb, Bedeutung des Radios, Marktkonstruktion anhand von Genreklassifikationen – bis heute kaum, zumindest aber nicht linear gewandelt hat.

Kapitel 6 enthält die zentralen empirischen Analysen. Hier sieht sich Gebesmair Problemen der Datenlage und Messung musikalischer Vielfalt ausgesetzt. Er entscheidet sich dafür, Jahresverkaufshitparaden (Top 50) von Singles in den USA, Australien, England, Holland, Deutschland, Österreich, Frankreich und Italien von 1961 bis 2003 auszuwerten. Um Vielfalt an territorialen Zuordnungen des Musikrepertoires festzumachen, nutzt er die nationale Herkunft eines Künstlers, gemessen am Ort des ersten kommerziellen Erfolges, als Hauptkriterium und die Sprache als Zusatzkriterium. Über die Zeit finde sich nur „eine geringfügige Abnahme der Unterschiedlichkeit der Hitparaden" (191). Nach meinen Berechnungen tauchen jährlich zwischen 50 % und 70 % aller Titel in nur einer der acht Länderhitparaden auf – ob der Rest des Repertoires über alle Länder gleich ist oder nur vereinzelt überlappt, lässt sich mit Gebesmairs Maßzahlen nicht feststellen. Auffälliger als ein klarer Trend sind fünf Homogenisierungsschübe, denen zyklisch eine steigende Vielfalt folgt. Die ersten drei schreibt der Autor der „British Invasion" im Zuge des Erfolges der Beatles (ab Mitte der 1960er), der „Disco-Welle" (Ende der 1970er) und dem vom Musiksender MTV getragenen „Videopop" britischer New Wave-Acts und amerikanischer Superstars (Mitte der 1980er) zu; für die Homogenisierung zu Beginn und Ende der 1990er gibt er keine eindeutige Erklärung. Für zwei Zeitpunkte in den 1970ern demonstriert er Ähnlichkeiten der Hitparaden in Paarvergleichen von Ländern: England und Australien bzw. Deutschland und Österreich sind einander relativ ähnlich, während Italien, Frankreich, aber auch die USA starke regionale Besonderheiten aufweisen. Leider beschreibt Gebesmair diese aufschlussreichen Muster nicht für den Gesamtzeitraum. Kaum Worte verliert er über die Aussagekraft seiner Daten, obwohl doch die Erhebungsmethoden von Hitparaden im Länder- (neben Verkäufen wird z. T. der „Airplay" einbezogen) wie im Zeitvergleich (Komposition der Verkaufsstellenstichproben; Selbstbericht vs. Soundscan) variieren.

Die Konzentration im Mainstream schätzt der Verfasser in Ermangelung tonträgerbezogener Verkaufszahlen anhand der Platinum Europe Awards: Die 42 Alben, die 1998 in Europa mehr als eine Million Mal verkauft wurden, erzielen einen Marktanteil von etwa 8%. Sodann untersucht er die acht Ländercharts anhand von Herkunft und Sprache der Interpreten auf den „heimischen Anteil", der als Maß der Konzentration auf regionsspezifische Repertoires fungiert. Bevölkerungsmäßig kleine Länder wie Australien und Holland weisen dauerhaft niedrige Anteile von rund 20% heimischer Produktion auf, England (50 %) und die USA (80 %) liegen deutlich darüber. In Deutschland und Österreich verharrt der Anteil deutschsprachiger Titel nach einer rapiden „Anglisierung" der

Charts in den 1960ern auf konstantem Niveau, während die Denationalisierung in Italien und Frankreich später einsetzt und kontinuierlicher verläuft. Ab den 1990ern sind in mehreren Fällen Zugewinne heimischen Repertoires zu verzeichnen. Gebesmair diskutiert mehrere „ad hoc Erklärungen" (215) für die Trends und Zyklen, etwa Quotenregelungen im Rundfunk sowie Angebotsverzerrungen der Major Labels und des Musikfernsehens zugunsten angloamerikanischer Acts, hält sie aber für nur bedingt erklärungskräftig. Abschließend thematisiert er die Globalisierung und regionale Vielfalt von Nischen. Dass das nicht-heimische Repertoire der acht Hitparaden allein zu 40 % aus England und 30 % aus den USA stammt, verdeutlicht bereits, wie schwierig es für Musik ohne englische Sprache ist, in die Charts vorzudringen. Man kann nun einwenden, dass Nischen gar nicht anhand von Jahrescharts, die per definitionem den Mainstream abbilden, analysierbar sind. Und in der Tat bleibt der Autor hier brauchbare Evidenz schuldig. Sein Verweis auf die Nischenverfügbarkeit qua Internet ersetzt nicht die historische Rekonstruktion der Herkunftsbezüge von Nischenmusik. Dazu hätte man genrespezifische Verkaufs-, Kritiker- oder Hörercharts untersuchen können.

Obwohl sich Makrovariablen wie die Landesgröße als erklärungskräftig erwiesen haben, sucht Gebesmair nach einer Tiefenerklärung. In Kapitel 7 und 8 diskutiert er aus der Perspektive der neoklassischen Ökonomik, inwieweit ein – empirisch nicht gegebenes – Marktversagen mangelnde Angebotsvielfalt auslösen kann, und aus wirtschaftssoziologischem Blickwinkel, ob organisationale Trägheit der Musikunternehmen Nischenpräferenzen unbefriedigt lassen kann. Neoklassisch führt er die drei Homogenisierungsschübe auf Skalen- und „first-mover"-Vorteile global agierender Major Labels beim Crossmarketing zurück (z. B. Disco-Film Saturday Night Fever; Einführung von MTV), ohne dies anhand der beteiligten Labels dezidiert zu belegen. Inspiriert durch Ronald Burts Arbeiten postuliert er wirtschaftssoziologisch, dass innovatives Unternehmertum auf der Überbrückung „struktureller Löcher" in Produktionsnetzwerken beruht. Basierend auf Vollerhebungen von Tonträger-Credits illustriert er dies netzwerkanalytisch für die Musikproduzenten Rick Rubin, einer Zentralfigur der Popularisierung von Rap-Musik, und Stock / Aitken / Waterman, dem Inbegriff musikalischer Standardisierung in den ausklingenden 1980ern (u. a. Kylie Minogue, Jason Donovan). So innovativ diese Analyse ist, sie bleibt doch auf halber Strecke stehen: Gebesmair versäumt es nachzuweisen, dass Rubins Musikercluster systematisch mit unterschiedlichen Major Labels zusammenhängen und seine Produktionen einem netzwerkinduzierten Timing folgen. Ohne Klärung dieser kausalitätsrelevanten Fragen ist die Alternativhypothese nicht auszuräumen, dass Rubin einfach eine aufgeschlossenere Persönlichkeit war als Stock / Aitken/Waterman.

Kurz kommt der Autor darauf zu sprechen, dass zum Verständnis der Angebotsentwicklung auch die Nachfrageseite zu berücksichtigen ist. Er führt die Persistenz von Nischenangeboten auf die erhöhte geographische und soziale Mobilität zurück, in Folge derer sich in den oberen Sozialschichten ein breiter Geschmack als neues Distinktionskriterium etabliert habe (Omnivores-These nach Peterson). Nicht

unerwähnt soll bleiben, dass Gebesmair eine „reflexive Kulturindustriekritik" anmahnt. Da die Musikindustrie mit ihrem Angebot unsere Alltagsnormalität definiere und wir diese durch „vorreflexive Imitation" verinnerlichten, trage sie zur „Stabilisierung sozialer Ungleichheiten" bei (295 ff.). Wie dies ablaufen soll, erschließt sich mir nicht, zumal eben noch auf die Geschmacksvolatilität durch soziale Mobilität abgestellt wurde. Normativ lehnt Gebesmair vehement die Zelebration des Populären ab, wie die Cultural Studies sie betreibe, die er in lesenswerter Weise unter Beschuss nimmt (27 ff., 76 ff.); er lehnt aber auch ästhetisch partikulare Bewertungsstandards und die Forderung einer „Diktatur der Experten" ab, wie man sie bei Adorno finde. Stattdessen fordert er mit Bourdieu dazu auf, seinen eigenen ästhetischen Standpunkt selbstreflexiv zu hinterfragen (306 ff.).

Insgesamt liefert das Buch wichtige Impulse für eine systematischere Erforschung kultureller Globalisierungsprozesse und für eine Versachlichung kulturimperialistischer Thesen. Empirisch hätte man das Material, wie oben eingewandt, eingehender auswerten können – und der Autor sollte das in Zeitschriftenartikeln unbedingt noch tun. Theoretisch überzeugt mich die Argumentation nur bedingt: Einfache Erklärungsfaktoren wie die Ländergröße, Sprache der Interpreten und Neuerungen in Technologie bzw. Marketing tragen den ermittelten Variationen musikalischer Vielfalt letztlich besser Rechnung als die in Teil III bemühten Ansätze. Mich wundert zudem, dass die Organisationsökologie nicht als theoretisches Paradigma herangezogen wird, hat die darauf aufbauende Forschung zu Zeitungs-, Hotel- und Biermärkten sich doch explizit mit dem Verhältnis von Konzentration und Nischenbildung auseinandergesetzt. Künftige Forschungsarbeiten sollte die von Gebesmair gegebenen Anstöße aufgreifen und ihren Fokus auf die – hier zu kurz gekommene – Untersuchung spezifischer Marktnischen und die Situation nichtwestlicher Länder richten.

Michael Gehler / Wolfram Kaiser / Brigitte Leucht (Hrsg.): Netzwerke im Europäischen Mehrebenensystem. Von 1945 bis zur Gegenwart (= Arbeitskreis Europäische Integration. Historische Forschungen, Bd. 6), Wien: Böhlau Verlag, 2009, 282 S.

Rezensiert von
Marcel Berlinghoff, Heidelberg

Um politische Entscheidungsprozesse in der Europäischen Union (EU) zu beschreiben, werden in der Politikwissenschaft gerne informelle transnationale Netzwerke zur Erklärung herangezogen. Im Blickfeld der Forschung liegen dabei jedoch meist nur die vergangenen 20 Jahre. In der Geschichtsschreibung zur europäischen Integration herrschen dagegen staatszentrierte Erzählweisen vor, was an der Dominanz staatlicher Quellen, aber auch am Erbe der Diplomatiegeschichte liegt. Michael Gehler, Wolfram Kaiser und Brigitte Leucht bringen in ihrem interdisziplinären Sammelband beide Forschungsstränge zusam-

men. Die 16 deutsch und englisch verfassten Aufsätze beruhen auf den Vorträgen eines 2007 veranstalteten Workshops und sind konzeptionell aufeinander bezogen. Ein Autorenverzeichnis und ein Personenregister runden den Band ab.

In ihrem einführenden Kapitel begründen die Herausgeber/innen ihren Zugang mit der besonderen Bedeutung transnationaler politischer Netzwerke für die Politikformulierung und -implementierung in der EU. Jene sei durch zwei grundlegende Strukturmerkmale gekennzeichnet, nämlich institutionelle Komplexität sowie kulturelle Vielfalt. (S. 12) Erstere beschreibt das vielfältige Zusammenspiel von Akteuren auf supranationaler, nationaler und innerstaatlicher Ebene, welches durch die Erweiterung der ehemaligen Europäischen Gemeinschaft von einst sechs auf nunmehr 27 EU-Mitglieder noch feingliedriger geworden sei und dabei eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten für nichtinstitutionelle Akteure biete. Die kulturelle (und sprachliche) Vielfalt Europas als zweiter wesentlicher Faktor für die Bedeutung von Netzwerken in der EU ermögliche einerseits Akteuren mit interkulturellen Kompetenzen eine Einflussnahme, die über den nationalen Rahmen hinausgehe. Andererseits dienten Netzwerke der interkulturellen Sozialisation, die erfolgreiche Politikgestaltung auf supranationaler Ebene erst ermögliche.

Unter politischen Netzwerken verstehen Gehler; Kaiser; Leucht dabei keine reinen policy networks, wie sie Tanja Börzel in ihrem theoretischen Beitrag definiert. Vielmehr bezeichnen sie politische Netzwerke als „set of actors […] engaged in […] forms of co-operation geared towards shaping the political organization of social life" (S. 17). Dieser weite Zugang ermöglicht die Einbindung historischer Studien, wie beispielsweise den Beitrag von Valéry Aubourg über die ökonomisch ausgerichtete Bilderberg-Gruppe oder den von Volker Berghahn zur Wirkung transatlantischer Intellektuellen-Netzwerken während des Kalten Krieges. Er deutet aber auch auf die interdisziplinären Schwierigkeiten hin, die sich bei der Zusammenarbeit von Historiker/innen und Sozialwissenschaftler/innen ergeben können, wenn strenge theoretische Konzepte aus der Politikwissenschaft auf weiche empirische Beschreibungen der Geschichtswissenschaft treffen. Eines der selbst gesteckten Ziele des Buches ist daher neben der Verbreiterung der empirischen Basis politikwissenschaftlicher Netzwerkforschung die Begründung einer interdisziplinären Herangehensweise an das Thema.

Gleich fünf Beiträge behandeln die Vor- und Frühzeit der europäischen Integration. Neben Aufsätzen Berghahns und Aubourgs sind dies eine Analyse der Rolle politischer Unternehmer bei der Entwicklung der gemeinsamen Agrarpolitik (GAP) von Ann-Christina L. Knudsen sowie die Texte der beiden Mitherausgeber Leucht und Kaiser. Leucht zeigt überzeugend wie transatlantische Akademikernetzwerke die Beratungen des Schuman-Plans beeinflussten und darüber hinaus die Strukturen der späteren EG prägten. Dabei gelingt es ihr, den wissenschaftlichen Mehrwert der Netzwerkperspektive gegenüber anderen, staatsorientierten Ansätzen herauszuarbeiten. Kaiser präsentiert Ergebnisse seiner Arbeit zur Rolle christdemokratischer Parteinetzwerke auf die Entwicklung der Europäischen Integration. Dabei skizziert er das gezielte strategische Handeln einzelner

Akteure, das darauf hinauslief, „die Amerikaner in Europa, die Briten aus einem kontinentaleuropäischen Kerneuropa heraus und die Sozialisten ‚unten' zu halten" (S. 97). Hauptaufgaben dieser christdemokratischen Netzwerke sei die Sicherung des Integrationsprojektes nach innen und nach außen sowie die Erleichterung politischer Führung gewesen. Einzelakteure stehen auch im Mittelpunkt von Knudsens Studie zur Entstehung der GAP. Dabei kommt sie zu dem Ergebnis, dass politische Unternehmer nicht auf eine einzelne Rolle festgelegt werden können sondern eine Vielzahl unterschiedlicher Interessen repräsentierten. Die daraus erwachsenden politischen Netzwerke überlappten sich und kulminierten in der EG-Kommission. Der Vorteil der diagnostizierten Entscheidungsfindung auf unterschiedlichen Ebenen sei die Einbindung möglichst vieler Akteure und dadurch eine größere Stabilität bei der Implementierung der GAP gewesen.

Es folgen eine Vielzahl unterschiedlich definierter Netzwerkansätze, ausgehend von den Netzwerken einzelner Politikerpersönlichkeiten in Oliver Rathkolbs Beitrag über die koordinierte Zusammenarbeit von Willy Brandt, Bruno Kreisky und Olof Palme in der Nahost-Politik der 1970er- und frühen 1980er-Jahre über das Beispiel des European Round Table of Industrialists, einer Lobby-Gruppe und klassischem policy network, das Maria Green Cowles vorstellt, hin zu Netzwerken politischer Stiftungen, also kollektiver Akteure, die Dorota Dakowska im Hinblick auf ihre Rolle bei der EU-Osterweiterung untersucht. In dieses Feld reihen sich auch die Abschnitte von Amy Verdun über die Rolle von Experten in den Ausschüssen der europäischen Währungspolitik sowie von Michael Gehler zur Aktivierung transnationaler Parteinetzwerken durch ÖVP und SPÖ während des internationalen Isolierung Österreichs aufgrund der Regierungsbeteiligung der FPÖ ein.

Gegen Ende des Bandes erfolgt eine Verschiebung des Schwerpunkts auf politikwissenschaftliche Ansätze, die mit einer zeitlichen Verlagerung auf das 21. Jahrhundert einhergeht. So überprüft Steven van Hecke die Behauptung des ehemaligen EVP-Vorsitzenden Hans-Gerd Pöttering, die EVP habe dank ihrer engen Kooperation weite Teile der Empfehlungen des Konvents zur Zukunft Europas bestimmen können. Van Hecke kann dies in Teilen bestätigen, weist jedoch auch auf das zahlenmäßige Übergewicht der EVP-Mitglieder im Konvent sowie auf die ausgeprägte Kompromisssuche gegen Ende des Konvents hin, die eine genaue Überprüfung unmöglich mache. Dimitrios Christopoulos und Lucia Quaglia unterziehen das Netzwerk zur Bankenregulierung der EU einer formalen Sozialen Netzwerkanalyse (SNA) um dadurch Rückschlüsse auf die Bedeutung der einzelnen Netzwerkbeziehungen ziehen zu können. Christian H.C.A. Henning schließlich untersucht die Lobbyarbeit zur Gemeinsamen Agrarpolitik mittels einer quantitativen Netzwerkanalyse um eine Veränderung der Strategien einzelner Verbandstypen von Mitte der 1990er Jahre bis heute zu diagnostizieren.

In einem abschließenden Beitrag über die Vorteile politischer Netzwerke für das Regieren in der EU und ihre demokratischen Defizite unterscheidet Karen Heard-Lauréote sechs Funktionen politischer Netzwerke (Effizienzsteigerung politischer Entscheidungen, Austausch von Ressourcen,

Vermittlung, Sozialisierung, Integrierung und Demokratisierung von Entscheidungsprozessen) und ordnet die Aufsätze des Bandes diesen Funktionen zu.
Doch auch ohne diese Zusammenschau werden die Verbindungen zwischen den teils sehr unterschiedlichen Beiträgen deutlich. Häufig nehmen die Autor/innen aufeinander Bezug und stellen Gemeinsamkeiten und Unterschiede heraus. Dies führt zu einem kohärenten Eindruck und lässt bei aller Divergenz der Forschungskontexte das Anliegen der Herausgeber/innen nach der Begründung einer interdisziplinären politischen Netzwerkforschung als geglückt erscheinen. Insbesondere bezüglich der Geschichte der europäischen Integration erweist sich die Perspektive der Netzwerke als überzeugende Ergänzung staatszentrierter Ansätze realistischer Schule. Dass erstere jedoch der traditionellen Forschung auf Quellenebene häufig unterlegen ist, zeigt sich in der Feststellung quasi aller Autor/innen, dass der Einfluss der Netzwerke auf die getroffenen politischen Entscheidungen letztlich nicht „bewiesen" werden könne. Immerhin erscheinen die Interpretationen der aufgezeigten Netzwerkverbindungen in den meisten Fällen plausibel.
Ebenfalls einig sind sich die Autor/innen über die herausragende Bedeutung, die einzelnen Akteuren in den Netzwerken zukommt. Besonders in den Beiträgen von Kaiser und Knudsen wird deutlich, dass es eher Schlüsselfiguren an wichtigen Schnittstellen der Netzwerke sind, die sich derselben strategisch bedienen, als dass den Netzwerken selbst eine autonome Steuerungsfunktion zukäme. Auf den ersten Blick ist es von hier nur noch ein kleiner Schritt zu einer „Geschichte großer Männer". Tatsächlich kam transnationalen politischen Netzwerken jedoch eine wesentliche Stabilisierungsfunktion bei der politischen Integration Europas zu.
Das Spektrum unterschiedlichster Ansätze der Netzwerkforschung zeigt, dass sich hier für Historiker neue Perspektiven für ihre Arbeit, nicht nur für das 20. Jh. bieten. Umgekehrt finden sozialwissenschaftliche Netzwerkanalytiker dank des angestoßenen interdisziplinären Dialogs „neue" empirische Beispiele für ihre Theorien. Für eine enge, auf ein gemeinsames Ziel gerichtete interdisziplinäre Netzwerkforschung ist das verwendete Netzwerkkonzept jedoch zu weit gefasst.

Sebastian Conrad / Andreas Eckert / Ulrike Freitag (Hrsg.): Globalgeschichte. Theorien, Ansätze, Themen, Frankfurt am Main: Campus Verlag 2007, 347 S.

Rezensiert von
Torsten Loschke, Leipzig

Transnationale und globale Geschichte finden seit einigen Jahren auch in Deutschland verstärktes Interesse. Als ein Zeichen und zugleich als eine bewusste Unterstützung dieser Entwicklung kann die 2007 begründete Buchreihe „Globalgeschichte" des Campus-Verlags verstanden werden, deren Eröffnungswerk der vorliegende Sammelband ist. Es ist bezeichnend, dass die Reihen-Herausgeber Sebastian Con-

rad, Andreas Eckert und Ulrike Freitag aus verschiedenen Disziplinen der Regionalforschung stammen, wenngleich sich Conrad auch um die transnationale Öffnung der Geschichte des deutschen Kaiserreiches verdient gemacht hat. Damit zeigt sich erneut, dass viele Anregungen zu globalgeschichtlichen Forschungen aus den Area Studies, weniger hingegen aus dem Mainstream der mit Deutschland und Europa befassten Historikerschaft kommen. Wer in dem vorliegenden Band ein kompaktes Handbuch erwartet, in dem systematisch aufbereitet wird, was Globalgeschichte ist und wie sie betrieben wird, könnte möglicherweise enttäuscht sein. Ebenso wenig überrascht das Buch mit aufregenden Thesen oder neuen Forschungsergebnissen. Vielmehr haben die Hrsg. eine Herangehensweise gewählt, die einem komplexen und immer noch kontrovers diskutierten Thema wie der Globalgeschichte besser gerecht werden soll: Ihr Sammelband vereint eine Reihe von Aufsätzen aus den vergangenen 15 Jahren, die sich mit zentralen Fragen und Themen von Globalgeschichtsschreibung befassen, dabei aber die Vielfalt und auch die Widersprüchlichkeit der Perspektiven und Positionen deutlich werden lassen. Dass die meisten Beiträge nun erstmals in deutscher Übersetzung erscheinen, mag mancher als überflüssig erachten; es spricht aber für das Anliegen der Hrsg., globalgeschichtliche Perspektiven einem größeren Leserkreis zu erschließen, zumal die unbewussten Hemmschwellen, auch englischsprachige Texte zur Kenntnis zu nehmen und zu lesen, wahrscheinlich verbreiteter sind, als man glaubt.

An den Anfang des Bandes haben Sebastian Conrad und Andreas Eckert einen längeren Aufsatz unter dem Titel „Globalgeschichte, Globalisierung, multiple Modernen: Zur Geschichtsschreibung der modernen Welt“ gestellt, der nicht nur einleitende Worte enthält, sondern eine gute Einführung in die gesamte Thematik der Globalgeschichte ist. Die Autoren verstehen das Label Welt- und Globalgeschichte „als Kürzel für Ansätze, die sich für Verflechtung und relationale Geschichte der Moderne interessieren, nicht-eurozentrisch argumentieren und nationalgeschichtliche Perspektiven überwinden wollen“ (S. 7). Sie versuchen Orientierung in dem unübersichtlichen Dickicht dieser verschiedenen Zugänge zu geben und identifizieren, nach einem Schnelldurchlauf durch die Geschichte der Weltgeschichtsschreibung, vier wesentliche Diskussionsstränge der Gegenwart: Erstens die Literatur zu Weltwirtschaft und Weltsystem, zweitens Zivilisationsanalysen, drittens die Historiographien zur Geschichte der Globalisierung sowie viertens die Postcolonial Studies. Anschließend zeigen Conrad und Eckert mehrere Ähnlichkeiten etwa im Umgang mit Raum, Zeit oder Eurozentrismus auf, die die verschiedenen Forschungsstränge auszeichnen. Dann setzen sie noch einmal neu an und beschreiben vier Zugangsweisen bzw. Themen der Globalgeschichtsschreibung, bevor zum Schluss des Beitrages noch eine Auseinandersetzung mit verschiedenen kritischen Positionen folgt, die zur Globalgeschichte vorgebracht worden sind.

Dies ist eine faszinierende und erhellende Momentaufnahme des gegenwärtigen Standes der Diskussion über Globalgeschichte, die nicht den Anspruch erhebt, das entstehende Forschungsfeld schon endgültig zu definieren. Allerdings ist

der Versuch der Autoren, möglichst viele Forschungsstränge zu integrieren, vielfach ohne sie dabei umfassend zu diskutieren, zuweilen auch verwirrend. Die umfangreichen Literaturverweise inspirieren zur Vertiefung der angerissenen Themen, auch wenn sie sich fast ausschließlich auf englischsprachige Publikationen beschränken und den Eindruck erwecken, dass Globalgeschichte eine Erfindung der US-Amerikaner sei, zu der andere Historiographien bisher kaum etwas beigesteuert hätten.

Der erste, „Ansätze, Theorien, Perspektiven" überschriebene Buchteil wird eröffnet von dem Aufsatz „Globalgeschichte und die Einheit der Welt im 20. Jahrhundert", in dem Charles Bright und Michael Geyer argumentieren, dass die seit Ende des 19. Jh.s entstandene globale Verflechtung die „Welt" überhaupt erst zu einem realen Sachverhalt gemacht hat, so dass Historiker nun anders über diese nachdenken müssen und eine neue Form von Weltgeschichtsschreibung betreiben können. Während in vorangegangenen Jahrhunderten die Einheit der Welt nur gedacht werden konnte, ist Geschichtswissenschaft nun in der Lage konkrete Prozesse und Akteure der Globalisierung auszumachen und zu untersuchen.[1] Danach folgen mit Christopher Bayly und seinen Überlegungen zu „archaischer" und „moderner Globalisierung" sowie Jürgen Osterhammels Gedanken zur Periodisierung des 19. Jh.s zwei Stimmen der Globalgeschichtsschreibung, die in den letzten Jahren sehr anregend auf den Forschungsdiskurs wirkten.[2] Dass Globalgeschichte ein umstrittenes Thema ist und Globalhistoriker in hohem Maße selbstreflexiv sein können und müssen, zeigen insbesondere die folgenden kritischen Auseinandersetzungen von Frederick Cooper und Arif Dirlik mit dem Begriff der Globalisierung.

Auch wenn hier erneut theoretische Debatten angesprochen werden, ist der zweite Buchteil mit „Globalgeschichte in der Praxis" überschrieben und befasst sich mit einigen Schwerpunktthemen der neueren Forschung. Kenneth Pomeranz' Beitrag verweist auf die „Great Divergence"-Diskussion und beleuchtet die Wirtschafts- und Umweltgeschichte Chinas und Europas im 18. Jh.; Christopher Hill untersucht den „Zusammenhang zwischen dem Schreiben von Geschichte als Nationalgeschichte und dem globalen Kapitalismus des ausgehenden 19. Jhs.s" (S. 246) und Rebecca Karl zeigt die Erschaffung des Konstrukts „Asien" am Beispiel chinesischer Intellektueller im frühen 20. Jh. Die Möglichkeiten einer transnationalen Geschichte, die empirisch fundiert und gleichzeitig global in der Perspektive ist, verdeutlichen insbesondere die abschließenden Fallstudien von Erez Manela und Andrew Zimmerman. Manela beschreibt den „Wilsonschen Augenblick" von 1918/1919 als Auslöser globaler Debatten über eine neue Weltordnung, die nicht nur in den imperialen Metropolen, sondern gerade auch in den kolonialen Peripherien geführt wurden und den „Aufstieg des anti-kolonialen Nationalismus als globale Strömung" (S. 285) zur Folge hatten.[3] Zimmerman zeigt die verschlungenen Pfade transnationaler Geschichte am Beispiel der Reise einer US-amerikanischen Experten-Kommission im Jahr 1900 in die deutsche Kolonie Togo und ihrer Bedeutung für den Aufstieg der dortigen Baumwollproduktion.

All diese Beiträge zeigen besser als jede theoretische Überlegung das intellek-

tuelle Potential empirisch gestützter Forschungen aus den Area Studies für eine moderne Globalgeschichtsschreibung, die sich grundsätzlich von älteren Formen der Universal- oder Weltgeschichtsschreibung unterscheidet.

Eine Botschaft des Sammelbandes lautet, dass Globalgeschichte, entgegen einem verbreiteten Missverständnis, weder philosophische Geschichtsspekulation ist, noch dass sie alle Zeiten und Gegenstände behandelt, noch dass ihr Ziel eine Triumphgeschichte der Globalisierung ist. Darüber hinaus vereint die ausgewählten Aufsätze das globalgeschichtliche Interesse an Verflechtungen und transnationalen Prozessen sowie die gleichzeitige Betonung der andauernden Bedeutung des Nationalstaats in einer sich globalisierenden Welt.

Gleichzeitig hätte man sich gewünscht, dass die ausgewählten Aufsätze eingeordnet und in ihrer Bedeutung für die wissenschaftliche Diskussion gewichtet würden. Sind hier alle wesentlichen Stimmen zur Globalgeschichte versammelt oder werden wichtige Debatten und Themen ausgeblendet? Die Hrsg. hätten zumindest in ihrer Einleitung die Auswahl deutlicher erklären, die Aufsätze in ihre Entstehungskontexte einordnen und den Versuch einer Kohärenzbildung unternehmen können. So aber stehen die Beiträge recht isoliert nebeneinander; es bleibt dem Leser überlassen, Beziehungen zwischen den Texten herzustellen. Zudem schneiden die einzelnen Aufsätze zahlreiche komplexe Themen und Debatten an, ohne sie jedoch immer zu vertiefen. Immerhin wäre schon viel gewonnen, wenn der Band dazu anregt weiterzulesen und sich mit den verschiedenen Themen und Perspektiven der Globalgeschichtsschreibung auseinanderzusetzen, zumal mit den meisten der hier versammelten Aufsätze umfangreichere Monographien korrespondieren. So wird der Band wohl vor allem wegen dieser Anregungsfunktion Referenzcharakter gewinnen.

Anmerkungen:

1 Der Aufsatz erschien in einer längeren Fassung auf Deutsch bereits in Comparativ 4 (1994) Heft 5.

2 Vgl. C. A. Bayly, The Birth of the Modern World, 1780-1914. Global Connections and Comparisons, Malden MA 2004; J. Osterhammel, Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2009; J. Osterhammel, N. Petersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003.

3 Kritisch zu Manelas Interpretation äußert sich Katja Naumann in ihrer Rezension von Erez Manela: The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism, New York 2007, in: geschichte.transnational, 20.3.2009, http://geschichte-transnational.clio-online.net/rezensionen/2009-1-232.

Autorinnen und Autoren

Anne Brandl
M. A., Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, ETH Zürich
E-Mail: brandl@nsl.ethz.ch

Marcel Berlinghoff
M. A., Historisches Seminar, Universität Heidelberg
E-Mail: marcel.berlinghoff@zegk.uni-heidelberg.de

Angelika Epple
Prof. Dr., Universität Bielefeld
Email: angelika.epple@uni-bielefeld.de

Klaus-Peter Friedrich
Dr., Marburg
Email: klaus-peter.friedrich@gmx.de

Katja Geisenhainer
Dr., Universität Leipzig
Email: kgeis@rz.uni-leipzig.de

Frank Hadler
Dr., Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
Email: hadler@uni-leizpig.de

Mária Hidvégi
M. A., Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
Email: maria_hidvegi@yahoo.com

Sarah Lemmen
M. A., Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
Email: s_lemmen@yahoo.com

Torsten Loschke
M. A., Global and European Studies Institute, Universität Leipzig
Email: loschke@uni-leipzig.de

Roland Ludwig
Dr., Hanau
Email: Rolandludwigmt@aol.com

Steffi Marung
M. A., Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
Email: marung@uni-leipzig.de

Mathias Mesenhöller
Dr., Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
Email: mesenhoeller@uni-leipzig.de

Matthias Middell
Prof. Dr., Global and European Studies Institute, Universität Leipzig
Email: middell@uni-leipzig.de

Katja Naumann
M. A., Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas Leipzig
Email: knaumann@uni-leipzig.de

Gunnar Otte
Dr., Universität Zürich
Email: otte@soziologie.uzh.ch

Carla Schraml
Dipl.-Soz., Universität Marburg
Email: schraml@staff.uni-marburg.de

Bernhard Struck
Dr., Reader in Modern History, School of History, University of St. Andrews
Email: bernhard.struck@st-andrews.ac.uk

Natan Sznaider
Prof. Dr., Academic College of Tel-Aviv
Email: natan@mta.ac.il

Adam Walaszek
Prof. Dr.; Institute of American Studies and Polish Diaspora, Uniwersytet Jagielloński, Kraków
Email: awalaszek@interia.pl

Nikolaus Wolf
Professor Dr., Humboldt-Universität zu Berlin, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät
Email: n.wolf@wiwi.hu-berlin.de

Revue de synthèse
Tome 131 • 6e série • N° 2 • 2010

Revue de Synthèse

TRIMESTRIEL - N° 2/2010 - 24 €

TRAVAIL ET SAVOIRS TECHNIQUES DANS LA CHINE PRÉMODERNE
1. Transmission et expertise lettrée

TRAVAIL ET SAVOIRS TECHNIQUES DANS LA CHINE PRÉMODERNE

1. Transmission et expertise lettrée

Christian Lamouroux, Mau Chuan-hui, Catherine Jami

VARIA

Boris Klein
Leçons privées. À propos de l'importance et de la fonction des *Privatvorlesungen* au sein des universités allemandes au XVIIe siècle

COMPTES RENDUS

Sciences et techniques en Chine

L'expérience des Lumières

Direction et rédaction
Fondation « Pour la Science »
Centre international de synthèse
45, rue d'Ulm,
F-75005 Paris
Tél. : +33(0)1 44 32 26 55
Fax : +33(0)1 44 32 26 56
revuedesynthese@ens.fr

Publication et diffusion
Springer-Verlag France
NPAI - Service abonnements
26, rue Kléber
F-93100 Montreuil cedex
Tél. : +33 (0)1 43 62 66 66
Fax : +33 (0)1 43 62 84 29
springer.abo@npai.fr

www.revue-de-synthese.eu
www.springer.com/11873/

Available online

Springer

FONDATION POUR LA SCIENCE